16 Erfahrungsberichte
aus der geistigen Welt

WAS UNS ERWARTET

Eingeleitet und zusammengestellt
von Prof. Dr. Walther Hinz

WAS UNS ERWARTET

Erfahrungsberichte
aus der geistigen Welt

Eingeleitet und zusammengestellt von
Univ.-Prof. Dr. Walther Hinz
(Göttingen)

VERLAG GEISTIGE LOGE
ZÜRICH
1962

642

PNFL 113

Redemptoristen
Grenzgebiete
der Wissenschaft
"Österr. Provinz"

1988,1775
(L 2063)

Nachdruck nur mit Genehmigung der Herausgeber

INHALT

Seite

Einführung 7

1. Amado: Folgen betrügerischer Geschäfte 24
2. ‹Sophie›: Unzufriedenheit und Lieblosigkeit . . 41
3. Stephan: Gewalttätige Herrschaft 56
4. Elisabeth: Treue über den ‹Tod› hinaus 70
5. Theodor: Vom Schicksal gezeichnet 84
6. Paula: Die Leichtgläubige 102
7. Christoph: Sklave seines Goldes 118
8. Maria: Segen der Hilfsbereitschaft 135
9. Albert: Sühne für Überheblichkeit 163
10. Wenzel: Der Arbeitsscheue 185
11. Mathilde: Belohnte Opferbereitschaft 206
12. David: Als Baumeister im Jenseits 226
13. Agnes: Belohnung einer schwergeprüften Mutter. 241
14. Magda: Glückseliges Leben im Kinderparadies . 255
15. Silvia: Christuserlebnis einer Mutter 272
16. Lene: Himmlische Führung einer Kinderseele . . 289

Nachwort 303

Literaturverzeichnis 307

EINFÜHRUNG

WÜSSTEN die Menschen, daß sie irgendwann in ihrem Leben auswandern müßten für immer, in ein unbekanntes Land fern hinter Berg und Meer – sie würden keine Mühe scheuen, sich Kunde von diesem Land zu verschaffen, von den Lebensbedingungen dort, um sich entsprechend vorbereiten und ausrüsten zu können. Nun wissen zwar alle Menschen, daß sie sterben müssen. Aber sie tun so gut wie nichts, um vom Jenseits Kunde zu erlangen, ehe sie die unwiderrufliche Reise dorthin antreten ...

Für solche Säumnis gibt es mannigfache Gründe. Ganz beiseite lassen wir die der eingefleischten Materialisten, die den irdischen Tod mit dem Ende ichbewußten Daseins verwechseln – ein folgenschwerer Irrtum, aus dem es für sie einst ein jähes Erwachen geben wird. Doch auch solche Menschen, die an eine Fortdauer glauben, hegen meist einen Widerwillen gegen jede Art von Jenseitswissen. Dieser Widerwille wurzelt in Gefühl und Empfindung, nicht in Verstand und Vernunft. Er ist ein Hemmschuh, den es abzustreifen gilt.

Denn das persönliche Überleben des Todes ist heute von der Wissenschaft erwiesen, auch wenn diese Tatsache bisher vielfach noch nicht zur Kenntnis genommen wird. Es ist erwiesen durch das dreibändige metapsychologische Grundwerk von Dr. Emil Mattiesen*, das sich mit Recht eine «Darstellung der Erfahrungsbeweise» nennt. Aus der wissenschaftlich erhärteten Einsicht heraus, daß die menschliche Persönlichkeit durch den Tod nur ihren grobstofflichen Körper einbüßt, nicht aber ihr Ich mit allen seinen geistigen und seelischen Eigenschaften, welches vielmehr in einer jenseitigen Welt in einem Geistesleib weiterbesteht – aus dieser Einsicht heraus erwächst dem Menschen die Verpflichtung, für jenes künftige Dasein genau so vorzusorgen, wie

* «Das persönliche Überleben des Todes», Verlag Walter de Gruyter, Berlin. Bd. I und II 1936, Bd. III 1939. Anastatische Neuauflage 1962.

er dies im irdischen Leben als selbstverständlich erachtet. Als denkendes, für sein Tun verantwortliches Geschöpf hat der Mensch die Aufgabe, sein Dasein ‹richtig› – vom Schöpfer her gesehen – zu gestalten. Dies vermag er aber nur, wenn er seinen Lebensweg über die kurze Erdenspanne hinaus zu erkennen instandgesetzt wird. Er braucht dazu vor allem Erkenntnis der göttlichen Gesetze, welche die sichtbaren wie die unsichtbaren Welten führen und leiten, soweit Menschenverstand in sie einzudringen fähig ist.

Eine solche Forderung scheint alles Gewicht auf das Wissen und gar keines auf den Glauben zu legen. Doch dies scheint nur so. Glaube und Erkenntnis sind ja bloß verschiedene Felder desselben menschlichen Seins. Angesichts des unvollkommenen Entwicklungszustandes unserer Erde und ihrer Bewohner verwundert es nicht, daß sich Glaube und Erkenntnis so oft zu widersprechen scheinen. Ich wiederhole: scheinen – denn in Wahrheit, auf höherer Ebene, geht der Glaube in der Erkenntnis unter.

Wir erleben aber gerade heutigentages, wie der christliche Glaube unter dem Ansturm einer materialistischen Wissenschaft stärksten Anfechtungen in der von ihr geprägten technisierten Massengesellschaft ausgesetzt ist. Damit meine ich nicht nur die zum Götzen erhobene Wissenschaft im Machtbereich des Bolschewismus, sondern auch unsere eigene westliche Wissenschaft, die Theologie sogar teilweise einbegriffen. Eine solche Theologie ist bereit, große Teile der Evangelienberichte – von den Taten Jesu, von seiner Auferstehung, von seiner Auffahrt – für einen bloßen Mythos zu nehmen, nur weil die Naturwissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts noch nichts von den Gesetzen ahnt, die in jenen außerordentlichen Ereignissen wirksam waren. Statt jedoch zu sagen: «Wir kennen diese Gesetze noch nicht», werden jene Berichte als ‹ungeschichtlich› preisgegeben in der Hoffnung, so wenigstens den Kern der Verkündigung Jesu für unsere Gegenwart retten zu können. Allein. solche Hoffnung trügt; jeder Tag zeigt es uns deutlicher.

Gewiß: der ungeheure Aufschwung der Wissenschaften gehört unabdingbar zum Weltbild unseres Jahrhunderts. Kritischer Verstand, forschende Vernunft sind dem Menschen von

Gott gegeben; nur ihr Mißbrauch ist teuflisch. Uns geht es darum, Wissenschaft und Glauben wieder in Einklang zu bringen und dadurch beide zu stärken – und zwar durch höheres Wissen, das uns die geistige Welt selbst erschließt.

Denn zur Erkenntnis der Wahrheit führen den Menschen seit jeher zwei Wege: der Weg des Forschens, Denkens, Rechnens und Experimentierens – und der Weg der Eingebung, der Offenbarung. * Unsere Gegenwart ist so sehr auf den ersten Weg eingeschworen, daß ihr der zweite als unbegehbar gilt. Dabei weiß jeder wirklich Gebildete, daß die tiefsten Einsichten der Menschheit auf Offenbarung beruhen, nicht auf Forschung. Doch in unserer Öffentlichkeit herrscht eben allein das materialistisch bestimmte, naturwissenschaftliche Weltbild des zwanzigsten Jahrhunderts. Eingebungen läßt man allenfalls bei Künstlern gelten, Offenbarungen höchstens bis in die Zeit der Apostelgeschichte.

Eine solche Denkweise hält es für ausgemacht, daß jeder Versuch heutiger Menschen, Offenbarungen aus der göttlichen Welt zu erlangen, zum Scheitern verurteilt sei und nur dazu führen könne, daß die Werkzeuge des Bösen (die niederen Geister und Dämonen) sich solcher Menschen bemächtigten. In der Tat kann der landläufige Okkultismus gefährlich schnell aus der so angezapften Welt der irrenden Geister hinab in den Machtbereich Satans führen. Insofern ist die Ablehnung des niederen Spiritismus durch die Kirchen weise. Leider aber wird andrerseits das Versprechen Christi, seinen Getreuen dereinst seinen ‹Beistand›, nämlich die heilige Geisterwelt, zu schicken (Joh. 14. 16–17), kurzerhand auf die Zeit des Urchristentums eingeschränkt – als ob in unseren Tagen eine Verbindung zur göttlichen Welt, ein Wirken der Engel auf unserer Erde nicht mehr denkbar sei.

*

Das hier vorgelegte Buch geht von der *Erfahrung* aus, daß eine Verbindung mit der Geisterwelt Gottes auch heute noch möglich ist – als Wegleitung zu gottgewolltem Leben.

* Ähnlich bereits in der Einleitung zum «Buch Emanuel» (Drei Eichen Verlag Hermann Kissener, München [1957]).

Freilich ließe sich einwenden, dazu genügten Christi Lehren allein vollauf. Doch wo sind die Menschen, die diese Lehren tagtäglich mit Eifer und Hingabe beherzigen und ganz ihnen nachleben? Ihre Zahl ist ja so verschwindend gering ... Weit-, weithin fehlt es am wirksamen Antrieb, mit diesen Lehren ernstzumachen. Wie locker wurzelt nur noch das Christentum in unserer Gegenwart! Das ‹christliche Abendland› ist zum leeren Schlagwort abgesunken. Wie bekümmernd ist seine konfessionelle und dogmatische Zersplitterung! Wie notwendig ist es daher, daß die Christenheit zu neuem Leben, zu wahrer Einheit heranreife!

Dieses Buch setzt sich ein bescheideneres Ziel – aber dieses Ziel liegt gleichwohl am Wege zu jener künftigen Einheit und neuer, lebendiger Wirklichkeit des Christglaubens. Es will dem ratlosen, von Sorge und Angst gequälten Menschen unserer Tage eine Antwort geben auf die bange Frage, was ihn erwartet – drüben ... Eine wahre und doch so unendlich trostvolle Antwort. Zwar enthüllt sie die uneingeschränkte Fortdauer des Apostelwortes: «Was der Mensch säet, das wird er ernten» (Galater-Brief des Paulus 6.7); aber ebenso lehrt sie, daß es keine ewige Verdammnis gibt, daß vielmehr dereinst – und mag es noch so lange gehen – alle von Gott Abgefallenen zum Vater heimgekehrt sein werden.

Woher kommt uns diese Antwort? Wo Menschenmeinungen so auseinanderklaffen, wo Bibel und Kirchen ihrer eigenen Antwort nicht sicher sind *, kann nur *ein* Weg zu Klarheit und Wahrheit führen, jener selbe Weg, den auch die frühen Christen kannten und beschritten, der freilich in späteren Zeitläuften verlassen und in unserem seelenlosen Maschinenzeitalter fast ganz verschüttet wurde: der Weg der Belehrung durch Geister Gottes.

* «Daß die Bibel in diesen Fragen nicht eindeutig ist», so schreibt mit Recht E. Mattiesen (a. a. O. III, S. XIII), «beweist die Uneinigkeit der kirchlichen bzw. theologischen Lehren. Der Katholik hat Fegefeuer, Himmel und Hölle als die Orte oder Zustände, die den Sterbenden empfangen; dem Protestanten wird bald gar nichts Genaues gesagt (die Toten sind irgendwie ‹bei Gott›), bald daß sie je nach Verdienst in verschiedener Weise fortleben, bald daß sie gänzlich vernichtet werden, um erst am jüngsten Tage zu Seligkeit oder Verdammnis neu erschaffen zu werden.»

Denn seit Christi Erdenwallen sind jetzt fast zwei Jahrtausende verstrichen, während welchen seine Lehren mannigfach entstellt und verdunkelt worden sind. Die inzwischen fortgeschrittene Menschheit bedarf daher nicht nur christlicher Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit, sondern darüber hinaus erweiterter Erkenntnis. Hatte doch Jesus selbst seinen Jüngern am Vorabend seines Kreuzestodes versprochen, ihnen beim Vater den ‹Geist der Wahrheit› zu erwirken. «Ich hätte euch noch so vieles zu sagen, aber ihr vermögt es jetzt noch nicht zu fassen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit einführen» (Joh. 16.12–13). «Er wird euch alles lehren und euch auch erinnern an all das, was ich euch gesagt habe» (Joh. 14.26).

Christus hat diesen ‹Beistand› den Seinen «auf alle Zeit» (Joh. 14.16) verheißen. Diese Verheißung ist also noch immer gültig. Noch immer wollen Gottes Boten in Christi Namen die Menschen führen und belehren; nur unser Unverständnis macht sie stumm. Denn die ‹Materiemauer›, die das Jenseits vom Diesseits trennt, ist von Gott nicht als undurchdringliche Kerkerwand für seine abgefallenen Kinder aufgerichtet worden. Zu allen Zeiten haben Propheten und Seher sie in Seinem Auftrag durchstoßen. Und auch heute noch ist dies möglich. Es wäre ja nicht gerecht, wenn nur die Mächte des Widersachers Zugang zum Menschen besäßen; sie haben es sowieso viel leichter, weil der Fürst dieser Erde ja Luzifer heißt. Nein, auch den Boten Gottes ist der Zugang zu den Menschen durch die Schranke der Materie hindurch möglich – wenn der Mensch ihnen dazu die Hand reicht.

*

Dieses Zusammenwirken ist freilich nicht so einfach. Die Vorbedingungen sind schwer zu erfüllen, und darum ist es etwas so Seltenes und Kostbares, wenn wirklich einmal durch eine von Menschen geschlagene Bresche das Licht göttlicher Wahrheit in unser Kerkerdunkel flutet und die Worte hoher Geistwesen vernehmlich an unser Ohr dringen können.

Den frühen Christen war solche Verbindung zur geistigen Welt wohlvertraut, und wir werden sogleich die Stellen der Heiligen Schrift anzuführen haben, die diese Vertrautheit widerspiegeln. Doch zuvor muß ein Einwand ausgeräumt werden, der sich regelmäßig erhebt, sobald von einer Verbindung vom Diesseits zum Jenseits die Rede ist. Der Einwand stützt sich auf das Bibelwort: «Ihr sollt die Toten nicht befragen!» (3. Mose 19. 31).

Dieses Bibelwort ist ganz gewiß zu beherzigen – aber dazu muß man es auch richtig verstehen. Die Frage ist nämlich: wen meint die Bibel mit den ‹Toten›? Wer auch nur ein wenig in ihr Studium eingedrungen ist, erkennt klar, daß sie unter den ‹Toten› grundsätzlich die von Gott Abgefallenen versteht, nicht einfach ‹Verstorbene›. Der ‹Tod› ist ihr die auf den Abfall gesetzlich folgende ‹Gottverlassenheit› – der ‹Sünde Sold› (Römerbrief des Paulus 6. 23). Hierfür ließen sich viele Belege aus der Bibel anführen; wir beschränken uns auf einen, besonders eindrucksvollen.

Dieses Beispiel steht im Evangelium, in der Geschichte des Jünglings, der dem Herrn nachfolgen, zuvor aber noch seinen Vater beerdigen wollte (Matth. 8. 21–22, Lukas 9. 59–60). Zu ihm hatte Christus gesagt: «Du folge mir nach und lasse die Toten ihre Toten begraben!» Damit machte er dem Jüngling deutlich: indem du mir nachfolgst, erwählst du das ‹Leben›; die anderen, die diesen Weg der Heimkehr zum Vater ausschlagen, sind die ‹Toten›. Zu diesen ‹Toten› gehörte dein jetzt verstorbener Vater, zu ihnen gehören deine sonstigen Angehörigen, weil sie nicht wie du zu mir kommen. Lasse du darum jene den Verstorbenen bestatten – die ‹Toten› den ‹Toten›.

Der Sinn des erwähnten Bibelwortes im dritten Buche Mosis ist somit: wir sollen keine ‹Totengeister› befragen, also keine Geister aus dem Reiche Luzifers. Denn ein Umgang mit solchen Geistwesen der Tiefe bedeutet in der Tat für die Menschen, die sich darauf einlassen, eine tödliche Gefährdung. Er führt nicht selten zu Besessenheit *, ja zum Selbstmord.

* Hierzu vergleiche man das aufschlußreiche Buch von Dr. med. Carl Wickland, «Dreißig Jahre unter den Toten», übersetzt und herausgegeben von Dr. med. Wilh. Beyer, Otto Reichl Verlag, Remagen 1952.

Ein Abgrund trennt solches gottfeindliches Treiben von dem Bemühen suchender Menschen, aus der Geisterwelt Gottes Zuspruch und Belehrung zu erlangen. Solches Bemühen war, es wurde schon erwähnt, kennzeichnend für die frühen Christengemeinden. Es lohnt sich, daraufhin die Kapitel 12 und 14 des Ersten Korintherbriefes des Apostels Paulus durchzulesen.

Diese beiden Kapitel enthalten nämlich ins einzelne gehende Weisungen für die Abhaltung des Gemeindegottesdienstes. Freilich sind diese Weisungen meist nur ungenau aus dem griechischen Urtext übersetzt worden, weil den Übersetzern die Kenntnis der gemeinten Vorgänge abging. Wer sich näher damit auseinandersetzen möchte, sei deshalb auf das hochbedeutsame Buch des Pfarrers Johannes Greber verwiesen *. Doch ist auch aus den bisherigen, undeutlichen Übersetzungen ersichtlich, daß sich bei den gottesdienstlichen Veranstaltungen der frühen Christenheit durch einzelne Gemeindemitglieder, die als Medien dienten, Geister Gottes bekundeten.

Paulus beginnt seine Anweisungen einleitend, er wolle die Christen in Korinth über die ‹Geistdinge›, d. h. über den Umgang mit der Geisterwelt, nicht im unklaren lassen. Sie kennten ihn ja schon aus der Zeit, da sie noch Heiden waren und sich unwiderstehlich zu den Götzen hingezogen fühlten. (Damals hatten sie also noch die ‹Toten› befragt.) Im Unterschied zu jenem gottfeindlichen Tun regelt der Apostel nun den Umgang der Gemeinde mit der von Christus beauftragten Geisterwelt Gottes. Wir erfahren, daß sich unter den Mitgliedern des Gottesdienstes Träger mannigfacher Geistgaben befanden: durch den einen bekundete sich ein heilender Geist, durch einen anderen ein belehrender Geist in der Muttersprache der Anwesenden, durch einen dritten ein Geist in fremder Sprache usf. Im 14. Kapitel seines Briefes ermahnt Paulus die Gemeinde, das Lehren in fremden Sprachen nur zuzulassen, wenn jemand – sei es nun ein

* «Der Verkehr mit der Geisterwelt – Seine Gesetze und sein Zweck». Selbsterlebnisse eines katholischen Geistlichen. Zweite Auflage. Teaneck (USA) 1937, besonders S. 147–152. Dieses Buch ist von grundlegender Bedeutung für ein wahres Verständnis der Bibel wie unserer irdischen Existenz überhaupt.

anderes Geistwesen, oder sei es ein anwesender Gläubiger – diese Kundgaben auch übersetzen könne.

Das Sprechen eines Geistwesens ‹in fremder Zunge› könnte in diesem Zusammenhang, in dem es doch um christliche Unterweisung der Gemeinde ging, befremden. Der Apostel erklärt solche fremdsprachlichen Durchgaben als Hilfe für ‹Ungläubige›, d.h. Zweifler, nämlich als Beweis dafür, daß es sich wirklich um Kundgebungen eines Geistwesens handelte, und nicht etwa um eine Rede des Mediums selbst. Doch dies zu regeln, sei alles der Gemeinde in die Hand gegeben; denn «die durch Medien sprechenden Geister sind den Medien untertan» (1. Kor. 14.32), und alles müsse ehrbar und in schönster Ordnung vor sich gehen. Hauptgewicht sei immer darauf zu legen, daß sich Geistwesen in der Muttersprache der Gemeinde bekundeten, «den Menschen zur Erbauung und zur Ermahnung und zur Tröstung» (1. Kor. 14.3).

Aber allen Beteiligten war wohlbewußt, daß trotzdem Gefahr bestand, daß sich irrende oder gar böse Geistwesen durch die Medien der Gemeinde bekundeten. Darum gaben sowohl der Apostel Paulus wie auch Johannes, des Herrn Lieblingsjünger, entsprechende Anweisungen. Johannes (I 4.1) mahnt ausdrücklich: «Glaubet nicht einem jeden Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind!»

Doch woran konnten die Christengemeinden erkennen, ob das sich bekundende Geistwesen von Gott war, also ein vom Herrn verheißener ‹Beistand› – und nicht etwa ein Geist aus dem Reiche Luzifers? Beide Apostel haben hierauf klare Antwort erteilt. Johannes (I 4.2–3) legte die noch heute gültige Richtschnur für den Umgang mit der geistigen Welt fest: «Ein jeder Geist, der bekennt, daß Jesus Christus leibhaft gekommen ist, der ist aus Gott; ein jeder Geist aber, der sich nicht zu Jesus bekennt, der ist von Gott nicht!» Ganz ähnlich schrieb Paulus den Korinthern (1. Kor. 12.3): «Keiner, der in einem Geiste Gottes redet, kann sagen: ‹Fluch über Jesus!›, und keiner kann sagen: ‹Jesus ist der Herr!›, es sei denn in einem heiligen Geiste.»

*

All dies ist der heutigen Menschheit fast ganz entschwunden. Trotzdem ist, es sei wiederholt, ein Umgang mit Boten Gottes auch heute noch möglich, wie die Erfahrung erweist.

Vorbedingung dafür ist: zum einen, eine Gemeinschaft, welche treulich und guten Willens nach Belehrungen aus der geistigen Welt verlangt, um ihr Erdenleben im Geiste Christi zu gestalten; zum andern, ein Medium von hoher sittlicher Lebensführung, das sich selbstlos in den Dienst dieser Gemeinschaft stellt. Es liegt auf der Hand, daß beides zusammen selten vorkommt. Doch wo eine Gemeinschaft über ein solches Medium verfügt, darf sie sich glücklich schätzen. Ihr ist der Weg zu klärender Wahrheit, zu höherer Erkenntnis gebahnt.

Ehe über die Entstehung des Buches Näheres mitgeteilt wird, bedarf es noch einiger Erläuterungen zum medialen Umgang mit der geistigen Welt. Wer sich in Einzelheiten mit diesem weitschichtigen Stoff vertraut machen will, sei auf das bereits genannte Buch von Pfarrer Johannes Greber verwiesen; hier beschränken wir uns auf das zum Verständnis Notwendigste.

Der Mensch besteht aus einer Dreiheit: aus einem grobstofflichen Körper, aus einer feinstofflichen Seele und aus einem Geist-Ich. Beim Tode lösen sich Geist und Seele, die ewig unzertrennlich sind, vom Erdenleib. Es gibt nun vereinzelt Menschen mit der außergewöhnlichen Fähigkeit, ihren Geist schon bei Lebzeiten wachend so weit vom Körper zu lockern, daß mit ihrer Zustimmung zeitweilig ein jenseitiger Geist von ihrem Körper Besitz ergreifen und dadurch zu Menschen sprechen kann. Der Geist eines solchen Tieftrance-Mediums ist währenddessen bloß noch durch jenes berühmte ‹silberne Band› mit dem eigenen Körper verbunden, das schon im Alten Testament (Prediger 12.6) erwähnt wird, durch jenen ‹Lebensfaden›, den nur der Tod durchtrennt. Während der Trance sind die Augen des Mediums stets geschlossen; doch vermag, wie oft beobachtet wurde, das durch es sprechende Geistwesen sehr wohl mit seinen eigenen, geistigen Augen die Menschen zu erblicken, zu denen es spricht. Am Ende des Vortrags kehrt der Geist des Mediums an dem ‹silbernen Band› in seinen Körper zurück. Es weiß nach dem Erwachen nichts von dem, was das fremde Geistwesen durch es

gesprochen hat. Bei Umgang mit der guten Geisterwelt fühlt es sich erfrischt und ausgeruht wie nach einem stärkenden Schlafe, weil dem Medium die zeitweilig entnommenen Odkräfte von der geistigen Welt in reinerer Form ersetzt werden.

Zwischen ‹Sender› und ‹Empfänger›, zwischen dem sich bekundenden Geistwesen und dem Medium, waltet eine Gesetzmäßigkeit, die allzu leicht außer acht gelassen wird. Charakterschwache Medien ziehen gesetzmäßig niedere Geister an. Offenbarungen aus der göttlichen Welt sind dementsprechend nur erreichbar, wenn das Medium mit allen seinen Kräften dem Hohen nachstrebt, während gleichzeitig die Gemeinschaft, in der es wirkt, ihren Sinn nach oben richtet und so eine religiös-gehobene Schwingung schafft, die es Boten Gottes ermöglicht, sich zu bekunden.

Diese Voraussetzungen sind in der ‹Geistigen Loge› in Zürich, die dieses Buch herausgibt, erfüllt. Sie ist eine christlich-spiritualistische Gemeinschaft, die sich im Sinne des Apostelwortes «um Geister bemüht» (1. Kor. 14. 12), «um deren in Fülle zu haben zur Erbauung der Gemeinde». Ihr Ziel ist, Lehre und Wirken Christi und damit Gottes Heils- und Erlösungsplan den Menschen unserer Tage nahezubringen.

Zu den ständigen Veranstaltungen dieser Gemeinschaft gehören auch Abende, an denen aufsteigende Geistwesen von ihren persönlichen Erlebnissen nach dem Abscheiden von dieser Erde berichten. Eine Auswahl solcher Erlebnisberichte macht den Hauptinhalt dieses Buches aus.

Sie stellen im Rahmen der ‹Jenseitskunde› insofern eine Besonderheit dar, als es sich bei ihnen nicht um Vorträge aus hoher und höchster Sicht handelt, sondern ganz schlicht um sozusagen ‹biographische› Erzählungen der betroffenen Geistwesen selbst, mit allen Eigenheiten, die derartigen Erzählungen in Ichform anzuhaften pflegen. Der jenseitige Lehrer der ‹Geistigen Loge›, Geist Josef, bemerkte zu einem solchen Erlebnisbericht am 4. Januar 1961: «Jedes Wesen erzählt eben mehr oder weniger von dem, was ihm am meisten Eindruck gemacht hat. Es ist wie bei euch Menschen: der eine kann an vielen Dingen ganz achtlos vorübergehen, es bedeutet ihm nichts, während der andere viel Aufhebens davon macht.»

Grundsätzlich äußerte sich zu diesen Selbsterlebnissen der führende Aufsichtsgeist der Gemeinschaft, Felix, am 3. Februar 1960:

«Solche Schilderungen aus der Anfangszeit eines Jenseitslebens sind für euch etwas vom Anschaulichsten und Lehrreichsten. Ihr könnt dadurch Vergleiche ziehen. Wir suchen jeweils diese Geister aus. Ihr sollt nicht meinen, sie würden einfach nur so zugelassen. Wir halten vorher genauestens Rücksprache mit ihnen. Die erste und strengste Läuterung ist für sie ja schon längst vorbei. Wir ermöglichen es ihnen aber, daß sie ihre Anfangserlebnisse wiedergeben können, und zwar so, wie sie sich damals fühlten und gebärdeten. Wir müssen ihnen also dazu beistehen. Auch haben wir Sorge zu tragen, daß keine ausfälligen Bemerkungen einfließen, was leicht geschehen könnte, wenn sich ein solcher Geist in jene Zeit zurückversetzen kann. Manches wird vielleicht in etwas humorvoller Weise vorgebracht. Es kommt ja ganz darauf an, was im Innersten dieses Wesens einst war, ob es böswillig oder gutmütig oder gleichgültig war. Wir möchten eben, daß diese Eigenarten zum Ausdruck kommen, damit ihr erkennt, daß man beim Hinübertreten ins geistige Leben noch genau so tut, wie man sich als Mensch benommen hat, daß also die Gefühle und Anschauungen noch dieselben sind. Erst nach und nach werden die Gefühle verfeinert, je nachdem man sich belehren läßt. Später ist man dann nicht mehr imstande, in dieser groben Art zu handeln. Wir ermöglichen also dem betreffenden Geiste, sich so zu geben, wie er sich am Anfang benommen hat. Auch sind die Schilderungen meist nur die geraffte Zusammenfassung einer langen Läuterungszeit.»

In diesen Erlebnisberichten findet sich reicher Stoff für Erkenntnistheoretiker, Naturwissenschaftler und Theologen. Vieles ist zwar nur angedeutet, weil es den Erzählern vor allem darauf ankommen mußte, jene Gesetzmäßigkeiten aufzuzeigen, die zwischen Erdenleben und Jenseitsdasein walten und die heutigentags in der Vorstellung der Menschen bis zur Unkenntlichkeit verwischt sind. Aber beiläufig liefern die Berichte doch außerordentlich aufschlußreiche Aussagen über das Verhältnis zwischen irdischer und geistiger ‹Materie›, über Werden und Wachsen geiststofflicher Seinsformen, kurz, über jene Welt der Urbil-

der, von der unsere materielle Welt nur ein ins gröbste verdichtetes Abbild ist – ein Scheinleben gegenüber dem wirklichen Leben der geistigen Welten.

Indes, nicht diese Seite der Erlebnisberichte aus dem Jenseits hat uns veranlaßt, sie zusammenzustellen und zu veröffentlichen. Der eigentliche Grund hierfür war die Tatsache, daß diese Berichte jeden einzelnen von uns unmittelbar angehen.

Denn diese Schilderungen geben ungeschminkt und wahrheitsgetreu Auskunft auf die Frage aller Fragen: auf die Frage nach dem, was uns erwartet, wenn wir einmal von hier abscheiden. Die Antworten stammen von Geistwesen, die genau das waren, was auch wir alle sind: nämlich größere oder kleinere Sünder... Im Buche sind die Berichte ungefähr so aufgereiht, daß die ‹größeren Sünder› zuerst zu Worte kommen, dann die ‹mittleren› und zuletzt solche, die ihre Erdenprüfung mit Erfolg bestanden haben. Doch auch die letzten waren – wie eben alle Menschen – zuweilen gestrauchelt. Wir haben daher in diesen Erfahrungsberichten einen Querschnitt vor uns, der es jedem ermöglicht, Vergleiche zur eigenen Lebensführung zu ziehen und demgemäß die Konsequenzen abzuschätzen, die ‹drüben› auf einen zukommen werden...

Das nämlich ist der eigentliche Zweck des Buches: es will durch den Spiegel der Wahrheit den einzelnen aufrütteln, mit der Befolgung der Lehren Christi in seinem Alltag wirklich Ernst zu machen. Nicht aus schlotternder Furcht heraus – dazu geben die Berichte keinen Anlaß. Sondern aus der Erkenntnis heraus, daß es einfach notwendig ist, auf Erden ein christliches Leben zu führen, damit nicht nur der einzelne, sondern alle höhersteigen und schließlich einmal zum Vater heimkehren können.

Manches bisher Ausgeführte mag beim Lesenden ein zweifelndes Kopfschütteln ausgelöst haben. Das ist nur allzu begreiflich angesichts des Umstandes, daß so vieles davon unserer Gegenwart neu und unglaublich erscheinen muß, obwohl es in Wirklichkeit so alt ist wie die Menschheit. Eine von Machtstreben,

Geld und Technik regierte Welt tut sich schwer, zu den Quellen des Geistigen zurückzufinden. Doch kann ich an dieser Stelle nur mit allem Nachdruck und Ernst betonen, daß meine Darlegungen nicht der Phantasie entsprungen, sondern auf Erfahrung gegründet sind.

Der Umgang mit der guten Geisterwelt Gottes bedeutet dem, der ihn Jahr um Jahr erleben darf, ein im wahrsten Sinne ‹natürliches› Erleben, das durch Wiederholung nichts von seinem herzbewegenden Schimmer einbüßt. Wer noch eine letzte Bestätigung brauchte dafür, daß er wirklich mit Geistboten der göttlichen Welt verbunden ist, fände sie überzeugend in dem Segensstrom, der ihm aus solchem Umgang zufließt – sofern er den Belehrungen nicht bloß lauscht, sondern auch sie zu befolgen sich unverdrossen bemüht. Denn nicht die Lehre Christi macht uns frei, sondern ihre Befolgung.

Allein, einen weiteren, schweren ‹Stein des Anstoßes› gilt es zum Schluß noch aus dem Weg zu räumen.

Gemeint ist jene besonders wirksame, allgemeine Denkhemmung, auf welche derjenige stößt, der vom Jenseits zu berichten unternimmt. Die Schilderungen der Geistwesen von ihrer Umwelt sind nämlich von so verblüffender Anschaulichkeit und außerdem von einer der irdischen so ähnlichen Räumlichkeit erfüllt, daß gegen ein so beschaffenes Jenseits sogleich stärkste Bedenken aufsteigen. E. Mattiesen hat diese Denkschwierigkeiten bezüglich der jenseitigen Umwelt in einem langen Abschnitt seines Buches behandelt. * Er selbst hatte ursprünglich, wie er gesteht, die Jenseitsschilderungen in den überreichen Stoffsammlungen der Metapsychologie dem Unterbewußtsein der Medien zugeschrieben. Doch hat ihn schließlich eben die Massenhaftigkeit übereinstimmender Berichte zu der Überzeugung geführt, daß jene Schilderungen echte Wirklichkeit widerspiegeln.

Das bedeutet freilich, daß wir uns in mühsamer Anstrengung umstellen müssen auf ein neues Denken, das jedem irdischen Ding eine geistige Entsprechung, ein feinststoffliches Gegenstück zuweist, das das Urbild darstellt zu unserem grobstofflichen Abbild. Da alle unsere Begriffe der materiellen Welt entnom-

* «Das persönliche Überleben des Todes», Bd. III, S. 338–374.

men sind, fällt solches Umdenken, nämlich das Übertragen dieser Begriffe auf das Geistige, begreiflicherweise schwer.

Als Grundvorstellung muß uns dabei leiten, daß – wie der hohe Geist darlegte, dessen Belehrungen Pfarrer Johannes Greber niedergeschrieben hat – all das, was wir in unsrer irdischen Welt in materieller Form besitzen, auch in der geistigen Welt vorhanden ist, schon vorher vorhanden sein mußte, freilich in geistiger Form, feinststofflich. Alles, ohne jede Ausnahme... «Ihr wißt nichts davon», so äußerte sich jener Geist *, «daß es auch in den jenseitigen Sphären alles das in geistiger Form gibt, was ihr auf eurer Erde in materieller Form vor euch sehet. Dort gibt es Gestalten, Wohnungen, Flüsse, Bäume, Sträucher, Blumen, Früchte, Speise und Trank, Gold und Edelsteine, Berge und Täler, Musik und Gesang, Wohlgerüche, Farben und Töne. An vielen Stellen der Heiligen Schrift findest du meine Angaben bestätigt.»

«Hat nicht Christus selbst gesagt: ‹In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen; wenn es nicht so wäre, würde ich es euch gesagt haben. Denn ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten› (Joh. 14.2–4)?... – Hat ferner Christus nicht gesagt: ‹Ich werde von nun an von dem Erzeugnis des Weinstocks nicht mehr trinken, bis zu jenem Tage, an dem ich es neu trinke im Reiche meines Vaters› (Markus 14.25)? – Und hatte nicht schon im alten Bunde der Engel Raphael zu Tobia gesagt: ‹Ich genieße eine unsichtbare Speise und einen Trank, den Menschen nicht sehen können› (Tobia 12.19)? – Ist ferner nicht in der Schilderung des abgefallenen Cherub beim Propheten Hesekiel ausdrücklich seine herrliche Geistergewandung erwähnt, besetzt mit Edelsteinen und mit Gold verziert, in die jener hohe Geist vor seinem Sturz gekleidet war?»

Immer wieder gehen die sich bekundenden Geistwesen verständnisvoll auf die Zweifel und Einwände ein, die ihre Zuhörer den Jenseitsschilderungen entgegensetzen. Am 6. Mai 1959 erklärte dazu Geist Josef:

«Liebe Freunde, wenn ich all diese Zeit immer wieder Gelegenheit habe, euch von der Schönheit der Himmelssphären zu erzählen, so stoße ich damit – besonders bei neuen Zuhörern –

* In dem erwähnten Buche «Der Verkehr mit der Geisterwelt» S. 272f.

oft auf Schwierigkeiten, auf eine gewisse Verständnislosigkeit. Sie sagen sich: ‹Ich kann es einfach nicht fassen, daß der Himmel so aussehen soll...› Sie können sich nur selten den Himmel so denken, wie er tatsächlich ist – voll der Herrlichkeiten. Doch viele unter euch haben es begriffen, daß ein schöner Himmel doch nicht aus einer Leere bestehen kann, daß vielmehr alles, was die Erde an Schönem besitzt, zuerst in den himmlischen Sphären und in viel größerer, geistiger Pracht entstanden ist. Dazu kann ich nur sagen: es ist wirklich etwas Wunderbares, in dieser himmlischen Schönheit und Harmonie leben zu dürfen.»

«Ich möchte erneut erwähnen, wie unendlich viele Millionen seliger Geister es gibt – Millionen und Abermillionen, die Gott nie untreu geworden sind. Könnt ihr euch das Leben dieser Engelwesen vorstellen in einem Nichts, in einer farblosen Leere? Was wäre das für ein Himmel!... Nein, harmonische Schönheit in Farbenpracht, Freude, Frieden und Herrlichkeit geben dem Himmel das Gepräge.»

Schon bei einem früheren Anlaß hatte Geist Josef zu den genannten Einwänden und Denkhemmungen Stellung genommen. «Ich weiß», sagte er *, «daß es vielen – auch noch unter meinen Freunden – schwerfällt, zu begreifen, daß es in der geistigen Welt einerseits den Glanz und all die Herrlichkeit des göttlichen Reiches zu erleben gibt, andrerseits diese seelischen und anderen Qualen in den tiefen Sphären, mit Feuer, Wasser, Schlamm und Finsternis... Aber bedenket doch: wie könnten denn nur, um ein Beispiel anzuführen, all die Engelsboten voneinander unterschieden werden, wenn nicht eines jeden Gestalt in Form und Aussehen verschieden wäre? Zum andern: wohl habt auch ihr in eurer Welt wunderbare materielle Stoffe; doch sie bestehen aus grober Materie. Alles Schöne, das die Menschen besitzen, war schon längst in feinster geistiger Form in der geistigen Welt vorhanden. Das Allerfeinste, Allerschönste ist in Gottes Nähe anzutreffen. Doch je weiter sich ein Geist von Gott entfernt, desto dichter und schwerer wird für ihn die Materie.»

«Deshalb ist für ihn die Materie in der Dunkelheit so schwer. Und es gibt auch geistiges Feuer, das zehrt und schmerzt. Hat

* «Vom Leben nach dem Tode», Zürich 1960, S. 174–175.

doch schon Christus euch von den Qualen, von dem Heulen und Zähneknirschen solcher Geister gesprochen. Und es gibt in diesen tiefen Sphären Wasser, Felsen, Schluchten und grauenhaften Schmutz. Die Materie jener Welten, obschon nicht stofflich nach euren Begriffen, ist für die Geister dort sehr dicht und umgibt schwer und bedrückend ihre dunkle Wesenheit. Je weiter sie von Gott entfernt sind, desto muffiger, stinkiger und grauenhafter ist gesetzmäßig alles um sie her.»

«Doch je näher Wesen zu Gott kommen, je höher sie auf dem Wege ins Vaterhaus steigen, desto lichter und herrlicher wird alles um sie her, desto feiner wird die sie umgebende Geistmaterie. Ihr habt Gold und Edelsteine. Sie sind in eurer Welt grobstofflich. Das geistige Gold, geistige Edelsteine haben einen viel herrlicheren Glanz. Was ihr besitzt, ist das Unvollkommene. In den Höhen der göttlichen Welt hingegen findet man das Vollkommene, das Schönste, das es gibt...»

«Ahnst du nun etwas von den Schönheiten der Himmel? Nicht eure Blumen sind vollkommen. Die Blumen im göttlichen Reich sind viel schöner, edler, ihre Farben kräftiger, leuchtender, mannigfaltiger, ansprechender. Bei uns gibt es viel, viel mehr Farben, als die Menschen zu sehen bekommen. Und so ist alles wunderbarer und formenreicher, vielseitiger und kostbarer, was es in den geistigen Höhen zu erleben gibt, eingehüllt in Freude und Harmonie!...»

*

Damit sind wir am Ende dieser Einführung angelangt. Ein weiter Abstand trennt die von Geist Josef angedeuteten Höhen der göttlichen Sphären von dem Erleben jenes Geistwesens, das in diesem Buche als erstes mit der Schilderung seiner Jenseitserfahrungen zu Worte kommt. Doch auch dieser einst belastete Mensch hat drüben den Weg nach oben gefunden und eingeschlagen. Dasselbe gilt auch für alle jene ‹Berichterstatter›, deren Erdenleben nicht gerade rühmlich war. Hinter all dem Schweren, das ihre Läuterung mit sich brachte, leuchtete stets das Hoffnungslicht künftiger Befreiung. Darum sind die Antworten

unseres Buches auf die Frage, was uns drüben erwartet, so tief tröstlich. Doch seien sie uns nicht nur Trost, sondern zugleich Ansporn, unser Erdenleben so zu gestalten, wie Gott es von uns erwartet, wie Christus es uns gelehrt. Noch ist es Zeit...

Göttingen, Pfingsten 1962 Prof. Dr. Walther Hinz

1. AMADO

FOLGEN BETRÜGERISCHER GESCHÄFTE

Kundgabe vom 4. Februar 1959

LIEBE Geschwister, man hat mich beauftragt zu erzählen, wie ich in die Geisteswelt kam und wie ich als Mensch gelebt. Ich möchte dies in kurzen Zügen tun, so gut es mir gelingt.

Als Mensch liebte ich Geld und Gut, und ich hatte mir beides mit allen Mitteln verschafft, wann und wo es nur möglich war. Denn ich wollte reich werden, und es kümmerte mich wenig, wem ich das Geld wegnahm, den Armen oder den Ärmsten. Geschäft war mir Geschäft, und so hatte ich einen Reichtum zusammengebracht.

Ich hatte als Mensch nie an ein Jenseits, an ein Weiterleben gedacht. Ich hatte eine fromme, gute Mutter. Mein Vater hingegen hatte die Geschäfte genau so getätigt wie ich, nur hatte er nicht so viel ‹Glück› – wenn ich heute, in rechter Erkenntnis, noch von Glück reden darf. Nun, ich habe euch gesagt, ich habe Geld verdient, und zwar – vom geistigen Standpunkt aus – auf unerlaubte Weise. Ich wurde krank und mußte Abschied nehmen von dieser Welt.

Als ich im Jenseits die Augen öffnete, stand meine Mutter vor mir und sprach traurig:

– «Amado, du hast viel gesündigt, und deine Welt, wo du nun zu leben hast, wird nicht schön sein. Du hast viel gutzumachen. Du mußt durch eine Läuterung gehen, die dir nicht angenehm sein wird.»

Mutter weinte richtig – nicht nur über mich, sondern auch wegen Vater. Sie sagte, auch er sei irgendwo, doch sei ihr nur dann und wann erlaubt, zu ihm zu gehen. Sie habe aber besonders mit mir Bedauern, denn sonst sei es üblich, daß die abgeschiedenen Seelen von Engeln begrüßt würden; bei meiner Ankunft sei jedoch keiner da gewesen. Und dabei sei es doch eine Notwendigkeit, daß diese Baumeister der geistigen Welt um einen seien; denn sie müßten sich um den einzelnen kümmern

und ihm in allen Dingen behilflich sein. Die Baumeister der göttlichen Welt hätten so viele wunderbare Aufgaben, und nur durch sie werde man höher geführt...

Ich konnte mir all das noch nicht vorstellen. Ich war mir noch nicht recht bewußt, was um mich geschah. Ja, ich erkannte, daß ich weiterlebte, und tastete meinen Körper ab. Ich hatte dieselben Hände, denselben Leib – nur die Kleider waren von anderer Beschaffenheit, als man sie auf Erden trug. Es war ein anderer Stoff, und ich hatte in diesen Kleidern ein ganz anderes Aussehen... Ich trug ja als Mensch zwar auch keine hellen Kleider, aber hier waren sie dunkel, und ich empfand sie als Last... Ich hatte den Eindruck, ich sei krank, als ich meine Augen öffnete.

– «Du lebst jetzt weiter», sagte meine Mutter, «befreit vom irdischen Leib und von den Schmerzen, die er dir bereitet hat.»

Und doch... Ich hob den Arm, der doch vorher gesund war, und jetzt fühlte ich, daß er so schwer war... Ich versuchte zu gehen, und auch das fiel mir sehr schwer. Ich empfand mich selbst als eine große Last. Ich konnte nur schwer atmen, mich überhaupt nur mühsam bewegen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, es werde eben anfangs so sein, nachher werde es wohl besser werden, wenn ich mich an dieses geistige Klima und an die neue Umgebung gewöhnt haben würde...

– «Ja, du wirst es schwer haben», sagte die Mutter. «Weißt du, deine ganze Sündenlast trägst du mit dir. Du glaubst, daß deine Kleider dir diese Schwere verursachen; dabei ist es deine Last, die du dir im Laufe deines Lebens aufgebürdet hast...»

Sie könne nicht so lange bei mir bleiben, sagte die Mutter dann zu mir; sie werde mich noch begleiten und mir einige Hinweise geben. Und als fromme Frau und Mutter verwies sie mich in erster Linie aufs Gebet: ich solle Gott bitten, er möge mir vergeben und mir einen heiligen Engel als Beistand geben. Nun, ich machte mir anfangs nichts aus einer solchen Verbindung, das Gebet bedeutete mir nichts. Ich konnte nicht beten, ich fand daran nichts Erbauendes, und mein Glaube war noch genau so gering, wie ich ihn als Mensch hatte. Wohl erkannte ich, daß man hier unter einer anderen Herrschaft lebt – aber es war mir einfach zuwider, ich mochte nicht beten...

Dann dachte ich mir: ‹Gut, ich lasse einfach etwas Zeit verstreichen, dann werde ich vielleicht ruhiger, es wird sich schon eine Gelegenheit zeigen, und ich kann mich dann aufraffen.› Jetzt jedenfalls konnte ich den Rat meiner Mutter noch nicht befolgen. Ich tröstete sie sogar, sie solle sich meinetwegen nicht härmen, ich würde mein Los eben tragen und schon damit fertig werden. Mutter sagte darauf, das sei nicht so einfach, wie ich mir das dächte, denn ich solle mir doch klarmachen, wie unendlich lange mein jetziger Zustand dauern werde...

– «Im Menschenleben klammert man sich immer daran, daß es morgen schon besser werde», erklärte mir meine Mutter. «Doch hier kann man in solchen Verhältnissen nicht damit rechnen. Im Menschenleben schätzt man nach seinen Jahren, wie alt man noch wird, und man kann dementsprechend Pläne machen für sein Leben. Im Geisterreiche kann einer allein auf keinen Fall solche Pläne für sich machen. Pläne machen kann man nur, wenn einem diese Baumeister, diese Engel mit ihren guten Ratschlägen beistehen...»

Mutter sah für mich einfach keinen Ausweg, auf den man sich freuen, von dem man hoffen könnte, daß sich etwas erfüllen würde.

– «Siehst du», fuhr sie fort, «in dieser Welt, wo du zu leben hast, sind auch Häuser – wenn man hier von Häusern reden darf... Es gibt Straßen, es gibt Ströme, es gibt Wiesen... Wiesen, die aber nicht das saftige, schöne Grün aufweisen wie auf Erden. Sie sind halb verdorrt, nur dann und wann ist ein Plätzchen, wo etwas Grün hervordringt. Auch Wälder gibt es – aber sie sind niemals so schön wie auf Erden...»

Was sollte ich machen? Dies sollte jetzt meine Welt sein... Ich dachte zurück an meinen Reichtum, den ich ja meinen Kindern hinterlassen hatte. Ich selbst hatte nichts – aber auch gar nichts besaß ich mehr... Nur die Mutter wanderte mit mir, bis wir an einen breiten Strom gelangten. Ich konnte an das andere Ufer hinüber sehen, und sie machte mich aufmerksam:

– «Siehst du, dort drüben ist es hell und schön. Dort gibt es auch Wälder und Wiesen, aber sie sind von wirklich herrlichem Grün. Dort gibt es auch Blumen... Dort ist die Welt viel schöner als im Erdenreich. Du kannst aber nicht hinübergehen. Der Strom ist die Grenze für dich, er trennt dich von jenen Schönheiten. Du kannst nur hinüberblicken zu jenen Glücklichen, die am jenseitigen Ufer stehen und herüberschauen, herüber zu den Unseligen...» Und sie fuhr fort:

– «Weißt du, ich bin über diesen Strom herübergekommen. Komm, begleite mich ein Stück dem Strom entlang, und du wirst sehen, wie ich ihn überqueren konnte.»

Und so wanderten wir zusammen. So weit ich auf meiner Seite des Stromes sehen konnte, erblickte ich nichts als Armut und Einöde, auf der andern Seite dagegen frisches Grün, schöne Bäume – eine herrliche Welt... Ich ahnte: das mußte hier der Reichtum sein. Erstaunt sah ich, wie sogar ein Schiff über den Strom herüberkam...

– «Mit einem solchen Schiff bin ich gekommen», sagte meine Mutter, «und auf gleiche Weise werde ich wieder hinüberfahren. Denn ich kann nicht bei dir bleiben, ich muß wieder zurück...»

Und schon rief man sie, da wir mittlerweile in die Nähe eines solchen Schiffes gekommen waren, man winkte ihr, herbeizukommen und einzusteigen. Da verabschiedete sie sich von mir und bat mich so innig, doch ja inständig zu beten, es zu versuchen und ernsthaft über mein Leben nachzudenken. Ich konnte ihre Sorge um mich verstehen... Mir aber bedeuteten die Worte nichts, ich konnte nicht beten, ich hatte kein Verhältnis zu Gott. Nun verabschiedete sich Mutter, und mit vielen anderen zusammen, die auch dem Ufer des Stromes entlanggewandert waren, mußte sie einsteigen. Sie fuhren auf die andere Seite hinüber. Wir Zurückgebliebenen sahen, wie sie drüben ausstiegen, und dann winkten sie noch lange, lange zu uns herüber..

Ich setzte mich fürs erste am Ufer nieder und schaute so in die Weiten, in jene andere, schönere Welt hinüber, die für mich verschlossen war. Mir war bereits klar, daß ich zuviel Unrechtes getan haben mußte. So sann ich lange, lange über meine Lage nach, bis ich mich endlich entschloß, diese Umgebung, die nun meine ‹Heimat› sein sollte, näher zu betrachten.

In erster Linie wollte ich in Kontakt kommen mit anderen. Ich war ja nicht allein, es waren ihrer ja so viele hier... Ich

dachte mir: ‹Ach, es sind alles die gleichen Sünder und weit entfernt von Gott, zu dem wir hinzukehren haben...› Und ich dachte auch, es müsse ihnen genau so schwer zumute sein wie mir, und genau so unmöglich, sich jetzt plötzlich in ihrem Denken zu ändern, und auch ihnen müsse klar sein, daß man jetzt eben auszuharren habe.

Nicht eine Spur leichter wurde mir meine Bürde. Ich fühlte mich unsagbar schwer, konnte meine Last aber noch tragen und gewöhnte mich daran. Als ich aber Kontakt aufnehmen wollte mit den anderen, hatte ich vielleicht Pech... Wo ich mit einem zu reden versuchte, wandte man sich nur von mir ab. Ich fühlte, es war nicht aus dem Grunde, daß sie sich über mich erhaben fühlten, sondern einfach, weil sie ungeduldig, mißmutig, unzufrieden waren und mit sich selbst nicht wo ein und wo aus wußten. Ich hatte es einige Male versucht, doch immer ist es mir passiert, daß einfach niemand etwas von mir wissen wollte. Es war mir aufgefallen, daß auch die anderen unter sich keine nähere Beziehung pflegten. Die meisten waren Einzelgänger, und wo zwei oder drei beisammen waren, hielten sie zusammen, kümmerten sich aber nicht um andere, gaben auch auf Fragen keine Antwort.

Ich war mir also bewußt: ‹Ich lebe jetzt in einer Welt der Unseligkeit, mein irdischer Reichtum ist zerronnen, und geistige Schätze habe ich keine...› Ich sollte also wandern... Da sah ich, wie die einen in öden Gärten lagen; sie hatten sich so etwas zurechtgemacht, und ich hatte das Gefühl, dieses Stück geistiger Boden sei nun ihr Eigentum. Ich bin auch da und dort in ein Haus eingetreten und habe gefragt, ob wohl ein Platz frei wäre. Man hat mich kaum angesehen, mir kaum geantwortet, aber man hat mir zu verstehen gegeben, daß man nichts von mir wissen wolle, daß ich also unerwünscht sei. Dann bin ich weitergewandert, und da fand ich einen Garten. ‹Garten› ist wohl zuviel gesagt – ein Stück geistige Erde, das umgrenzt war. Da wollte ich mich niederlegen, denn ich mußte einfach einmal meine Last ablegen, ich fühlte mich ja so überaus müde...

So lag ich einige Zeit da auf dieser geistigen Erde, als einer auf mich zukam und mich ganz energisch aus diesem ‹Garten›

hinauskomplimentierte, und zwar ganz unsanft. Von Anständigkeit, wie man sie unter Menschen so einigermaßen gewohnt war, war keine Rede. Ich mußte also fort, er jagte mich davon. Ich sagte ihm noch, ich sei der Meinung gewesen, daß dies alles doch Eigentum des lieben Gottes sei und daß wohl ein jeder das Recht habe, sich auf den Boden zu legen, der Eigentum des Herrgottes sei. Aber man hat meine Worte kaum beachtet oder gehört, ich bekam nur zu spüren, daß ich unerwünscht sei und mich davonmachen solle.

Davonmachen... Dabei war meine Last ja so schwer. Ich ging also weiter und kam in die Nähe eines Waldes aus halbverdorrten Bäumen. Da fand ich auch wieder einen freien Flekken, und ich legte mich nieder. Wieder dauerte es nicht lange, da schickte man mich abermals fort, und zwar sehr lieblos und energisch. Ich sagte ihnen, man sollte doch etwas mehr Anständigkeit und Verständnis zeigen; es sei doch wohl nicht mehr als recht, daß man mir diesen Anteil belasse, damit ich mich niederlegen könne. Doch wurde mir zur Antwort, sie seien schon längst hier, und dies sei ihr Eigentum, und kein anderer habe ein Anrecht auf Einlaß hier.

Ja, in Streit geraten wollte ich nicht, und so ging ich weiter. Ich wanderte kreuz und quer... Da sah ich einen großen Fetzen Tuch oder Stoff auf dem Boden liegen, der einmal einer Seele hier als Überwurf gedient haben mochte. Ich dachte mir: ‹Nun, ich bin nicht mehr so wählerisch; was ich da über meine Schultern lege, soll recht und gut für mich sein. So habe ich wenigstens etwas, das ich auf diesen rauhen Boden legen kann, um mich dann doch einmal etwas auszuruhen...› Ich hatte eigentlich die Absicht gehabt, mich in diesen Stoff einzuhüllen. So nahm ich ihn mit und wanderte vorsichtshalber weit weg; denn ich dachte: ‹Vielleicht ist es ja wieder so, daß einer kommt und behauptet, es gehöre ihm.› Ich hatte aber vorsichtshalber eine ganze Zeit vorher beobachtet, ob da jemand in der Nähe sei, ob der Stoff wohl jemandem gehören könnte. Ich fand aber heraus, daß niemand sich um diesen Stoff kümmerte.

So bin ich eben weiter weg gewandert und fand einen neuen Fleck Erde, wo ich glaubte, meine Ruhe zu finden. Da habe ich

dieses Stück Stoff auf den Boden gelegt und mich darauf und mich sozusagen darin eingewickelt. Ich wollte einmal Ruhe finden und hoffte, daß die anderen mich nicht als Neuling erkennen würden.

Aber es ging nicht lange, da zupfte man unsanft an diesem Tuch, und das betreffende Wesen sprach:

– «Na, da liegt einer und sieht aus wie ein Gespenst!...»

Nun, was sollte ich tun? Ich versuchte, den Stoff zu behalten, und sagte, ich hätte ihn gefunden und glaubte, er gehöre niemandem, mir aber könne er gute Dienste leisten. Der andere aber erwiderte:

– «Das könnte dir so gefallen! Dieses Stück Stoff ist mein Eigentum, ich brauche es, gib es her!»

Und kaum gesagt, hatte er es schon mit sich fortgenommen, und ich hatte wieder nichts. Ich fing nun langsam an, darüber nachzudenken: ‹Überall werde ich verjagt, nirgends bin ich willkommen... Nicht einmal einen lumpigen Stoff gönnt man mir, sondern nimmt ihn mir noch weg...› Und dann dachte ich auch: ‹Ja, so hast du es gemacht mit deinen Geschäften... Alles war dir recht, um Geld zu gewinnen, und jetzt geht es dir so – alles wird dir genommen... Eine Verachtung liegt auf mir, und nirgends finde ich Ruhe. Ich werde gehetzt, finde nirgends einen Platz, und doch bin ich dazu verurteilt, in dieser Welt zu leben. Ich werde gehetzt von meinesgleichen, die in gleicher Weise belastet sind wie ich...›

Ich machte mir noch weitere Gedanken, mich daran entsinnend, daß die Mutter gesagt hatte, die Engel würden, wenn sie kämen, diesen Seelen hier doch den Weg zeigen; die Engel seien die Baumeister der Geisteswelt und würden einem zu einer Arbeit verhelfen... Ich war überzeugt, daß es so sein müsse, wie die Mutter gesagt hatte – daß einmal hier, einmal dort eine Seele geholt würde, wenn sie abgetragen habe. Ich hoffte, daß dann doch einmal ein Stückchen Boden für mich frei würde... In dieser Hoffnung, und daß ich einmal selbst alles das, was ich mir aufgeladen, abgelegt haben würde, wanderte ich aufs neue.

Ich mußte ja gehen, nirgends ließ man mir Ruhe – aber das war es ja. das Wandern bereitete mir Mühe, meine Last war zu

schwer. Darum dachte ich: ‹Gut, ich gehe jetzt in diesen Wald, sicher ist darin nicht jeder Fleck besetzt.› Im Vorbeigehen sah ich wieder unendlich viele herumliegen; die einen stöhnten und weinten, andere knieten und beteten zu Gott um Vergebung... Da fand ich auch noch einen kleinen Flecken frei und legte mich nieder – doch wieder hatte ich keine Ruhe. Von allen Seiten her tönte es:

– «Du hast hier nichts verloren, mach dich auf und davon! Wir haben selbst zu wenig Platz, was willst du uns den noch wegnehmen!...»

Ich glaubte nun aber, mich einmal behaupten zu dürfen, und sagte:

«So ihr das Recht habt, hier zu bleiben, so habe ich dasselbe Recht auch, denn schließlich hat man mich in diese Welt hineingesandt!...»

– «Nein», erwiderten sie, «du brauchst gar nicht hier zu sein, du kannst weiter wandern, diese Welt ist unendlich groß, und du findest noch genügend Platz, du bist jetzt eben an einer Stätte, die dicht besetzt ist. Geh nur weiter dem Strom entlang, dann wirst du genügend Platz finden!»

Ja, das war es gerade: wandern sollte ich, was mir zur Last war. Ich sollte so richtig meine Bürde des Lebens zu spüren bekommen, das Unrecht, das ich getan. Und ach! es wurde mir so vor Augen geführt... Ich mußte bald an diese, bald an jene denken, ich brachte die Bilder nicht mehr los, wie ich die Menschen da und dort betrogen hatte... Was sollte ich nur tun?

Ich wußte, ich war voller Schuld, aber ich sah keinen Ausweg. Und sie kamen auf mich zu, ich möchte fast sagen, sie wurden handgreiflich gegen mich, sie jagten mich ganz einfach fort... Mühsam ging ich weiter. Im Walde fand ich ein Stück Holz, es diente mir als Stütze, denn meine Last war schwer. Und ich wanderte, wanderte, unter meiner Last gebeugt... Ich kniete nieder und betete: ‹Lieber Gott, wenn es dir möglich ist, erleichtere mir doch meine Last, ich will gerne bereit sein, hier zu leben und gutzumachen – doch nimm etwas von der Schwere meiner Bürde!›

Und während ich betete, kam ich mir schlimmer vor als ein Bettler auf Erden. Ich war verwahrlost, ganz verwahrlost...

Ich raffte mich wieder auf, ging wieder ein Stück des Weges, kniete wieder hin und betete aufs neue: ‹Gib mir Kraft, Vater im Himmel, wenn es so ist, daß du gütig bist, und schick mir jene, die mir helfen, die mich stützen!...›

Ich konnte mich umsehen, wie ich wollte – ich sah nichts anderes als leidende Geschwister. Alle sah ich in Not und Bedrängnis, wenn auch nicht genau in derselben Art. Mit der Zeit erreichte ich einen Platz, der nicht mehr so dicht besetzt war. Als ich ihn gefunden, legte ich mich unsäglich müde nieder, aber meine Last war um kein Jota geringer geworden.

Die Abstände von einem zum andern, wo sie lagen, waren hier größer. Da rief mir einer zu:

– «He! du Bruder! Du bist ja derselbe Sünder wie ich... Ja, hätte ich das vorher gewußt, ich hätte anders gelebt. Aber nun haben wir hier endlich unsere Ruhe und werden von den anderen nicht mehr gejagt und geplagt. Hier können wir tun, was uns beliebt, wir können ja immer liegen, so daß wir die Last weniger spüren...»

Aber ich fand es doch furchtbar. Ich konnte doch nicht unendlich lange hier liegen bleiben, ohne zu wissen, was ‹morgen› sein wird... Dennoch gab es für mich nichts anderes, und ich befreundete mich immer mehr mit dem Gedanken an Gott – damit, ihn um Hilfe zu bitten und darüber nachzudenken, was ich an Unrecht getan. Ich wollte es einsehen. Und ich hatte den großen Wunsch, meine Mutter möchte wieder in meine Nähe kommen. Doch dann sagte ich mir: ‹Ich bin ja so weit weggelaufen, und Mutter wird mich nicht mehr finden in dieser ungeheuren Schar von Unseligen, wenn sie wieder mit dem Kahn herüberkommt...› Und so betete ich: ‹Ach, liebe Mutter, komm doch zu mir!...›

Da, als wir so traurig beisammen waren, jeder für sich in sein Gebet versunken, um Hilfe flehend – da rief auf einmal einer der Daliegenden:

– «Seht dort dem Strom entlang! Ich sehe ein Schiff! Das ist doch sonst nicht üblich, daß sie hier herüberkommen!...»

Und plötzlich konnten wir alle, die wir uns so müde und krank fühlten, aufstehen... Ich hatte das Empfinden, als sei mir die Last abgenommen worden, und wir humpelten und krochen

teilweise noch an den Strand, wo uns das Schiff immer näher kam. Es war so hell in seinen Farben, und immer besser konnten wir die Gestalten darauf erkennen. Sie waren so farbenfroh gekleidet und winkten uns zu. Bald hörten wir auch Worte... Ich paßte gut auf, ob auch mein Name vielleicht zu hören wäre. Neben mir rief einer erfreut: «Meine Schwester kommt!» Ein anderer rief: «Meine Mutter kommt!», andere: «Mein Vater!» undsofort.

Und dann hörte ich plötzlich auch meinen Namen rufen...

Laut, laut rief man: «Amado! Amado!» Und ich eilte, eilte und spürte nichts mehr von meiner Last... Ich stand bald darauf in der Nähe des Schiffes, und da hatten wir alle nur zu staunen. Das Schiff war bekränzt, so schön, und in vollem Licht. Schon stiegen sie aus, die schönen Wesen, und sie eilten auf die ihrer harrenden Seelen zu.

Da erblickte ich auch meine Mutter... Ich fand sie noch viel schöner als das letzte Mal, sie war noch viel herrlicher gekleidet und mit Blumen geschmückt. Ich konnte nur staunen... Und schon kam sie auf mich zu, schloß mich in die Arme und sagte:

– «Amado, nun ist deine schlimmste Zeit vorbei... Wenn der Kahn das nächste Mal anlegt, nehme ich dich mit. Doch diesmal gelingt es mir noch nicht, ich habe nur Auftrag, dir diese Kunde zu bringen!»

Und ich war voller Freude... Ich sah die anderen, sie jubelten auch, sie jauchzten und sangen... Sie fühlten sich plötzlich gesund. Da hatte doch einer neben mir noch behauptet, er könne nicht stehen – und nun konnte er es plötzlich ohne weiteres... Es war eine ungeheure Freude des Wiedersehens mit den Verwandten, die man ja so unendlich lange nicht mehr gesehen hatte.

«Mutter, bleibst du lange bei mir?», fragte ich.

– «Eine Zeitlang», erwiderte sie; «wir alle, die gekommen sind, ziehen uns gemeinsam von hier zurück, aber man wird uns Kunde bringen, wann wir wieder mit dem Schiff herüberkommen dürfen.»

Doch vorerst wollte mich Mutter beschenken. Sie entnahm ihrem Mantel wunderbare Früchte. Früchte, die ich nicht kannte, die ich wenigstens im Erdenreich nie gegessen hatte. Sie gab mir

davon, und ich aß von dieser geistigen Nahrung. Nicht etwa ich allein, sondern wohin man auch sah – ach, könntet ihr das Bild sehen! – da knieten sie, diese schönen, herrlichen Gestalten, neben diesen Ärmsten, sie hatten ihre Taschen geöffnet; die einen salbten ihnen die Stirn mit köstlichem Balsam oder rieben ihnen Hände und Füße oder das damit ein, worüber sie klagten, daß es sie schmerze, und die herrlichen Wesen gaben ihnen zu trinken und sprachen: «Wenn du davon trinkst, wirst du keine Schmerzen mehr spüren, auch nicht mehr deine Last!...»

Auch mir gab Mutter zu trinken und die Früchte zu essen, und ich erhob mich so leicht, jauchzte und sprang... Ich verspürte nichts mehr von meiner Last! So waren wir alle zusammen glücklich, wir alle, die wir in diese Abgeschiedenheit verjagt worden waren von den anderen und die wir unter unserer Last so weit hatten wandern müssen, als Gejagte, denen nichts anderes übriggeblieben war, als immer weiter zu wandern...

Nun war die Befreiung für uns angebrochen. Dazu ist zu sagen, daß alle mit mir den Weg gefunden hatten. Jeder hatte sein Unrecht eingesehen und Gott um Verzeihung gebeten. Wir alle waren so weit, daß wir sagten: «Ich bin gerne bereit, hier zu leben, es ist mir ganz gleich, nur befreie mich, o Gott, von meiner Schuldenlast!»

Und jetzt waren die Unseren gekommen und hatten uns befreit davon... Sie machten uns darauf aufmerksam, daß nach ihnen Engel Gottes kommen würden, die das Weitere veranlassen und mit uns reden würden. Für jetzt genüge diese frohe Kunde, die sie gebracht; sie hätten uns nun gestärkt.

So wanderten wir in großer Freude dem Strom entlang. Noch aber waren da die vielen anderen, jene Unglückseligen, zu denen noch niemand gekommen war. Wehmütig blickten sie uns nach, ihre Hände griffen nach uns, und sie baten:

– «Gedenket auch unsrer, wenn ihr frei seid, und versucht, für uns zu wirken!...»

Wir versprachen es ihnen. Dann sagte Mutter, es sei nun bald wieder so weit, und wir müßten uns wieder in die Nähe des Schiffes begeben. Noch aber hatte ich so unendlich viele Fragen an sie zu richten – wo sie denn bis jetzt gewesen sei? warum sie

früher nie zu mir gekommen? warum ich so gejagt worden sei? wie sie mich unter diesen unendlich vielen Seelen doch noch in dieser Abgeschiedenheit habe finden können? Sie erklärte und beantwortete mir alles, bis ein Glockenzeichen ertönte und wir uns verabschieden mußten. Doch dieser Abschied fiel uns nicht schwer, durften wir uns doch jetzt auf die gänzliche Befreiung von hier freuen, die nicht mehr fern lag, und schon jetzt waren wir ja von unserer Bürde ganz befreit...

So betraten die Besucher das Schiff wieder, und wir winkten ihnen nach. Sie sangen, und wir riefen ihnen zu: «Auf Wiedersehen!...» Dann entfernte sich das Schiff. Wir konnten aber unsere Lieben bis auf die andere Seite mit den Augen verfolgen, und wir konnten sie auch noch aussteigen sehen. Wir erblickten auch die gewaltigen Scharen jener glücklichen Wesen auf der andern Seite des Stromes; ihre Farbenpracht vermochten wir selbst über diese Entfernung hinweg zu erkennen.

Fortan wollten wir uns nicht mehr auf dieser geistigen Erde wälzen. Wir waren gesund und frei. Wir berieten zusammen, was zu tun wäre in dieser Zeit, da wir auf unsere gänzliche Befreiung hoffen durften. Einige meiner Geschwister setzten sich unten am Ufer des Stromes hin oder gingen auf und nieder, schon jetzt in der Erwartung, daß sie geholt würden. Ich dachte mir, daß dies wohl noch längere Zeit dauern könnte, und ging wieder einwärts zu jenen Unseligen. Ich dachte: ‹Meiner hatte sich niemand hier angenommen, ich bin immer nur gejagt und geplagt worden, und so geht es noch vielen dort.› Ich wußte ja, es war die Vergeltung dafür, daß ich als Mensch andere gejagt und geplagt hatte. Ich hatte ihnen abgenommen, was ich konnte. So ist es mir auch ergangen, selbst den Lumpenstoff hatte man mir entrissen, gejagt hatte man mich von einem Ort zum andern... Nur mit unendlicher Geduld und Anstrengung hatten wir eine Stätte gefunden, und auch dies erst dann, als wir auf unserem Weg des Schmerzes etwas abgetragen hatten, als wir durch unsere Schmerzenslast zur Einsicht gekommen und auf die Knie gesunken waren, um Gott anzuflehen. Von jenem Zeitpunkt an hatte für uns ein neuer Tag begonnen... Wir konnten auf ein Morgen hoffen, da es uns besser ergehen würde.

Ich aber bin dann noch zu diesen Ärmsten zurückgegangen. Dort sah und hörte ich besonders einen flehen. Ihn habe ich getröstet, und er sagte mir darauf auch:

– «Gott ist für mich ja so unendlich weit entfernt, ich kann ihn ja nie finden!...»

«Von deiner Seele», mußte ich ihm erwidern, «ist er noch weit entfernt – er wird dir aber nahe sein dann, wenn du einsichtig geworden bist und erkennst, was du an Unrecht getan. Wenn du wirkliches Verlangen nach Gottes Hilfe hast, dann wirst du auch auf morgen hoffen können.»

Ich ging von einem zum andern. Während der eine meine Worte nicht verstand, hörte mir ein anderer aufmerksam zu.

– «Ja», fragte er, «ist es dir denn gleich ergangen wie mir?» Und ich mußte ihm gestehen:

«Bestimmt war meine Last noch schwerer als die deine, und ich habe doch Erlösung gefunden – durch meine Gesinnungsänderung, durch mein Gebet, durch mein Verlangen, in Gottes Nähe zu kommen.»

– «So will ich es auch versuchen», sprach der andere, worauf ich ihm erzählte, wie ich es getan:

«Ich bin mit meiner Bürde gewandert, bin dann und wann niedergefallen und habe Gott angefleht.»

Er versprach, es auch zu tun. Da hörte ich wieder meinen Namen rufen – nicht von meiner Mutter, sondern von den anderen, mit denen ich in dieser Einöde so lange Zeit zugebracht hatte. Sie riefen mir zu:

– «Schau einmal dem Strom entlang! Ein wunderbar geschmückter Kahn nähert sich unserem Ufer! Ist wohl für uns die Zeit schon nahe?...»

In fliegender Eile gingen wir dem Kahn entgegen. Auf ihm erblickten wir jedoch niemanden, den wir kannten. Es waren weder Mütter noch Verwandte von uns, wie wir es erhofften. Aber da entsann ich mich: meine Mutter hatte doch gesagt, Engel Gottes kämen und würden alles weitere an mir und den anderen erfüllen. Also waren das die Engel Gottes!...

Scheu blickten wir nach ihnen aus. Wir fühlten uns ihnen gegenüber nicht so frei wie den eigenen Lieben gegenüber. Denn

wir sahen schon ihre gestrengen Mienen, ihre großen, leuchtenden Augen, geradeaus gerichtet... Aber es waren herrliche, edle Gestalten. Wir haben uns dann alle zu einer Gruppe zusammengeschlossen und hielten ihnen einfach unsere erhobenen Hände entgegen zum Zeichen der Ergebenheit und des Flehens um ihre Hilfe...

So kamen sie auf uns zu. Es waren genau so viele Engel, als befreite Seelen da waren. Ein jeder von uns wurde an den Schultern gefaßt. Dann nahmen sie uns am Arm. Es war mir schon nicht so gemütlich dabei... Bei meiner Mutter fühlte ich mich wohler, geborgen. Und nun sprach der Engel mit mir über mein Leben, von meiner Schuldenlast. Dann sprach er von Gottes Gerechtigkeit, und davon, wie lange ich hier in dieser unseligen Welt hatte leben müssen.

– «Aber jetzt kommst du mit mir auf den Kahn», sagte er dann, «genau wie die anderen, und dann gehörst du zu den seligen Geistern, die du dort drüben gesehen und beneidet hast...»

Jeder von uns erhielt ein neues Gewand, das die Engel über den Arm geschlungen trugen. Sie zogen es uns an, und sonderbar! – bei der ersten Berührung damit fühlten wir uns nicht mehr so dunkel, so düster... Auch beim Anblick meiner Hände war ich überrascht. So schön geformt waren sie noch nie zuvor. Ich fühlte, daß sich überhaupt im ganzen eine Wandlung an mir vollzogen hatte. Und wie wir uns dann so gegenseitig betrachteten, ich und die mit mir befreiten Seelen, da waren wir alle verwundert und mußten uns wechselseitig gestehen: «Du siehst ja plötzlich so jung aus, ich hätte dich fast nicht mehr erkannt! Ist es möglich, bist du es?...» Also auch unsere Gesichter hatten einen ganz anderen Ausdruck bekommen, es waren nicht mehr diese harten, vergrämten Züge, sie waren weich geworden, und wir erlangten fast plötzlich ein schönes Aussehen!... Jeder behauptete dies wenigstens vom andern, und die Engel, die daneben standen, freuten sich über unser fast kindliches Reden...

Ihr könnt nicht ahnen, wie uns zumute gewesen ist... Also erhielt jeder ein neues geistiges Gewand. Es war nicht mehr dieses unansehnliche, schmutzige Kleid wie bisher, sondern ein schönes, farbenfrohes. Diese Gewänder sind nicht von der Art, wie

Menschen sie tragen. Diese Stoffe sind farbig durchwirkt, so schön – ich kann es euch nicht erklären, und ihr könntet es nicht verstehen. Wir waren überglücklich und kamen uns wie Fürsten vor, die man gekrönt hatte...

Nun nahmen uns die Engelwesen auf ihren Kahn, und wir überquerten den Strom. Wir waren neugierig auf das, was uns am andern Ufer alles erwarten würde, auf das wir diese lange Zeit immer wieder hinübergeblickt hatten. Und dort standen sie, unsere Verwandten, die wir hier glücklich wußten, unsere Lieben, meine Mutter...

Als der Kahn hielt, stiegen die Engel mit ihren Schützlingen aus, und dann kamen sie alle auf uns zu. So viele Engelwesen waren es... Erst später erfuhr ich, in welcher Beziehung man mit ihnen stand. Meine Mutter legte mir einen großen Kranz geflochtener Blumen über die Schultern, und so war jedes mit Blumen für einen neuankommenden Angehörigen hergekommen. Es war ein Jubel und eine Freude, es wurde gesungen und gelacht. Es waren so viele da, und wir Neulinge brauchten uns gar nicht zu schämen. Früher hätten wir uns zu schämen gehabt, als wir noch ein solch häßliches Aussehen hatten – da wäre es gar nicht möglich gewesen, in eine so schöne Welt zu kommen. Aber jetzt waren wir den anderen gleich – genau so schön gekleidet.

Und dann führte man uns eine kleine Baumallee entlang zu einem prachtvollen Tempel. Dort traten wir ein und trafen wiederum diese wunderbar gewandeten Engelwesen. Sie standen den Wänden entlang, und als wir einer nach dem andern mit seinem Begleitengel eintraten, fingen sie an zu singen. Wir stellten uns in der Mitte auf, als ein ganz erhabener Engel vor uns alle hintrat und uns in der neuen Welt begrüßte.

Er sprach nicht viele Worte, erklärte uns aber, diese schöne Welt bedeute nicht einen Ort, wo man sich dem Nichtstun hingäbe. Da, wo wir bis jetzt gewesen, hätten wir nicht arbeiten müssen, dafür sei aber unser Los schwer gewesen. Jetzt sei es uns leicht geworden, und wir hätten verschiedenenorts Zugang. Doch würden unsere Aufgaben erst jetzt beginnen, jetzt müßten wir uns bemühen, wenigstens etwas an geistigem Reichtum zu gewinnen, was üblicherweise von einem Menschenkinde verlangt werde, daß es ihn schon mitbringe ins Reich Gottes. Und er erklärte uns, wir würden nunmehr zu unseren Aufgaben hingeführt. Anfangs sollten es keine schweren sein, doch mit der Zeit würden sie unserem Können, unserem Eifer, unseren bisherigen Leistungen angepaßt und immer schwieriger werden. Und man fragte uns, ob wir gewillt seien, sie zu erfüllen.

Dazu mußte ein jeder mit seinem Begleitengel vor diesen erhabenen Fürsten hintreten, ihm die Hand reichen und ihm versprechen: «Ich will es tun, ich will gehorchen, ich will Gott und allen dienen!» Jedes gab das Versprechen. Dann zogen wir wieder hinaus, um in unsere Wohnungen eingewiesen zu werden, zu unseren Familien, bei denen wir künftighin wohnen und von wo aus wir zu den Aufgaben schreiten sollten.

Liebe Freunde, ich habe mit wenigen Worten den Versuch unternommen, mein Leben im Jenseits zu schildern. Doch ihr könnt ja noch nicht erfassen, was es bedeutet, wenn man in einer so kurzen Zeitspanne etwas zu schildern hat, was vielleicht siebzig oder achtzig Jahre währte... So können wir Geister euch ja nur einen kurzen Überblick geben über diese schwere Zeit, die man über sich ergehen lassen muß, wenn man im Erdenreiche den Willen Gottes zu erfüllen versäumt und seine Gesetze mißachtet hat.

Hiermit habe ich nach Wunsch des Engels, unter dem ich stehe, meine Aufgabe an euch erfüllt. Ich ziehe mich wieder zurück und erbitte für euch den Segen Gottes, damit ihr die Erkenntnis gewinnt, euer Leben richtig zu leben. Gott möge euch segnen! Gott zum Gruß!

*

Anschließend an die Kundgabe Amados wurden von seiten der Zuhörer folgende Fragen an Geist Josef, den jenseitigen Lehrer der Geistigen Loge Zürich, gestellt:

Frage: Lieber Josef, dieser jenseitige Bruder Amado hat uns u. a. auch eine landschaftliche Schilderung seiner Sphäre gegeben, er hat sogar von einem Schiff gesprochen, das von den Jenseitigen benützt wurde, wie wir Menschen es

tun. Auch daß es in den gehobeneren Sphären z. B. Früchte usw. zu essen gibt, mag für viele nicht so recht verständlich sein, weil ihnen das zu menschlich erscheint. Was sagst du dazu?

Josef: «Ja, das ist eben so, und wir erklären ja immer wieder die Schwierigkeiten, die jene haben, die neu hinzukommen. Darum solltet ihr euch der neuen Freunde annehmen und es ihnen begreiflich machen; denn es ist mir ja nicht möglich, dies jedesmal zu wiederholen.* Ich kann nur sagen: wenn ihr den Himmel euch als einen schönen Ort denkt, dann müßt ihr ihn euch voll der Dinge vorstellen, die eine Welt erst herrlich und vielfältig gestalten.»

Frage: Was sind das für Aufgaben, die diese Wesen im Jenseits zu bewältigen hatten?

Josef: «Ihr erster Weg nach ihrer Befreiung ging in die Schule. Sie sind ja zum größten Teil noch in Unkenntnis über den Heilsplan und haben vieles zu lernen. Nebenbei wird ihnen in geringerem Maße vorerst die Führung von Menschen oder noch weniger entwickelten Geistern anvertraut – damit meine ich aber nicht solche in unseligen Sphären. Sie haben auch auf Menschen ihren guten Einfluß auszuüben, und da wird es sich zeigen, ob ein Geist wirklich schon so gekräftigt ist, daß er diesen Mut und diese Überzeugung, die er im Geisterreiche zeigt, auch noch beibehält, wenn er wieder unter Menschen geht und wieder all die irdischen Dinge sieht... Wenn er sich da nicht durchsetzen kann, muß er wieder geschult werden.»

* Vgl. hierzu das in der Einleitung ausführlich Gesagte.

2. ‹SOPHIE›

UNZUFRIEDENHEIT UND LIEBLOSIGKEIT

Kundgabe vom 7. September 1960

Wenn ich euch jetzt, liebe Geschwister, von meinen ersten Erlebnissen im Jenseits erzähle, so möchte ich vorausschicken, daß ich inzwischen zu besserer Erkenntnis gekommen bin. Zum besseren Verständnis für euch muß ich aber zuerst kurz auf mein letztes Erdenleben zu sprechen kommen.

Ich war eine Bäuerin*, hatte viele Kinder und lebte in Armut. Und wie es so ist, wenn man arm ist und kaum weiß, wovon man mit seinen Kindern leben soll: da hat man nicht immer die Geduld, man freut sich nicht an einem solchen Dasein, und man frägt auch nicht nach dem Sinn eines solchen Lebens. So empfand ich es einfach als eine Last und ertrug es, weil es damals so vielen anderen auch nicht besser erging.

Die Gotteswelt aber war gar nicht mit mir zufrieden, weil ich so gar kein Wohlwollen hatte für die Mitmenschen – nicht einmal für meine Angehörigen. Darüber bekam ich in der geistigen Welt manches zu hören, und ich wurde auch bestraft... Ja, wenn man dann in der andern Welt ist, da betrachtet man dann alles anders, und man klagt über sich selbst, daß man nicht zu einem gottgefälligeren Leben imstande war. Dann sieht man, daß das Leben wohl einen Sinn hatte und daß man an ein Ziel hätte kommen müssen.

Aber ich fragte ja gar nicht nach dem Sinn des Lebens. Ich glaubte an einen Gott und betete auch dann und wann. Aber wir waren ja so arm... Die wenigen Tiere, die wir hatten, gaben uns kein ausreichendes Einkommen. Nun, darüber möchte ich mich nicht aufhalten. Aber ich muß betonen, daß ich es nicht verstand, in Liebe mit den Menschen zusammen zu leben. Ich hatte sehr viel Streit mit den Nachbarsleuten und selbst in der eigenen Familie. Es fehlte mir an Geduld, an Aufmerksamkeit, an Wohl-

* Ihren Namen nannte die Sprecherin nicht; wir nennen sie behelfsmäßig ‹Sophie›.

wollen, an Güte und Liebe. Ich war ein unzufriedener Mensch. Ich haderte aber nicht besonders gegen das Schicksal, eben deshalb, wie ich betonte, weil es anderen auch nicht besser erging. Aber man konnte sich nicht glücklich fühlen bei einem solchen Leben. So wenigstens empfand ich es. Doch nun zum andern Teil!

Ich wurde dann abberufen von dieser Welt. Als ich darauf meine geistigen Augen öffnete, war ich wirklich erstaunt zu sehen, daß ich weiterlebte, und zu hören, daß ich nun von der irdischen Welt Abschied genommen hätte, das Leben aber weiterginge... Staunend drehte ich mich vorerst einmal nach allen Seiten. Aber gleich wurde ich hinweggeführt, in eine gewisse Ebene hinein, und zwar zu vielen anderen Seelen, die gleich schwer belastet waren wie ich. Nun hört zu!

Man führte mich zunächst zu einer Behausung. Ach, sie war vielleicht so nüchtern und freudlos, wie ich es schon von der Erde her gewöhnt war. So stellte ich auch keine Ansprüche an die geistige Welt deshalb. Die Umgebung war auch nicht einladend. Da war nichts Schönes zu sehen, und ich fand schon heraus, daß hier das Leben sozusagen im gleichen Trott weitergehen würde. Nichts war da, was mich erfreuen und beglücken konnte. So war wenigstens mein erster Eindruck.

Man überließ mir aber im Hause einen Raum ganz für mich allein, und anfangs bewegte ich mich so umher und betrachtete mein Äußeres. Und da hatte ich den Eindruck, es seien noch dieselben Kleider, die ich als Mensch getragen hatte. ‹Also›, dachte ich, ‹bleibt eigentlich alles beim gleichen!...› Aber was ich recht unangenehm empfand, das waren die Schuhe, die ich jetzt trug. Ich überlegte: ‹Als ich im Krankenbett lag, hatte ich doch keine Schuhe an... Woher habe ich denn diese Schuhe hier?...› Sie waren nämlich so schwer wie Blei und bereiteten mir beim Gehen Schmerzen. Nun, je mehr ich meine unförmigen Schuhe betrachtete, desto größer wurden meine Beschwerden. Es waren wirklich schwere Schuhe, und ich hatte große Mühe, mich darin vorwärts zu bewegen. Nun dachte ich mir: ‹Ich mach' es mir einfach bequem, lege mich irgendwo hin und warte die Dinge ab, wie sie kommen, ich gehe einfach nicht weiter, wenn ich solche Schuhe haben muß!›

Gerade ging ich mit diesem Gedanken um, da stand schon jemand neben mir, und ich wußte sogleich: ‹Er steht im Auftrag einer höheren Macht da!› Es war nämlich dasselbe Wesen, das mich auch von der Erde weggeführt hatte, ich erkannte es gleich. Und dieses Wesen – ein Engel Gottes natürlich – sagte mir:

– «Du sollst nicht glauben, daß du dir das Leben hier so bequem machen könntest. Wir haben dir nämlich diese schweren Schuhe angezogen. Du hast es kaum gespürt und gesehen, als wir dies getan haben. Du mußt aber nicht glauben, du könntest deshalb herumliegen. Nein, du kommst jetzt mit mir, und ich zeige dir die Arbeit, die deiner wartet!»

Da hatte ich natürlich meine Einwände zu machen, und ich fragte:

«Im Himmel muß man arbeiten?... Das finde ich sonderbar. Ich nahm an, Gott würde einem den Himmel angenehm machen, er würde einem alle Fehler und Sünden vergeben, man müßte nur darum bitten!» Aber da wurde ich eines andern belehrt...

– «Jetzt», sagte man mir, «wirst du für deine Lieblosigkeit bestraft. Du mußt nun die ganze Schwere deines Lebens zu spüren bekommen, denn du hast nicht so gelebt, wie man es von dir erwartet hat. Du hast viel Unrecht begangen!»

Bei dieser Anklage wurde mir mein fehlerhaftes Leben vor Augen geführt... Man erinnerte mich sogar an die einzelnen Gespräche, die ich da und dort geführt hatte. Ja, da mußte ich meine Fehler einsehen... Aber ich fand es doch etwas arg, mir deshalb diese schweren Schuhe anzuziehen. Ich war so ja gar nicht fähig, darin etwas zu arbeiten, und ich sagte:

«Bitte, entledigt mich doch dieser schweren Schuhe, dann will ich hier gerne arbeiten. Aber diese schweren Schuhe behindern mich, ich kann darin doch nicht gehen!...»

Aber man antwortete mir nicht weiter darauf, sondern sagte nur:

– «Du wirst deiner Strafe zugeführt, aber nicht hier in dieser öden Umgebung. Die kann für dich ja keine Strafe bedeuten, die macht dir keinen Eindruck, du warst ja nie an etwas Schönes gewöhnt. Du mußt auf andere Art und Weise bestraft werden. Denn bestraft mußt du werden für das Unrecht, du mußt es spüren, wie es schmerzt.»

Und dann mußte ich mich aufmachen an der Seite meines Begleiters. Ich kam nur ganz langsam vorwärts. Mein Begleiter führte mich vor einen riesig großen Berg von (geistigem) Stroh und Schilf. Ein großer Berg war da von Schilf und grobem Stroh. Und dort angekommen, sagte er mir:

– «Diesen ganzen Berg mußt du abtragen. Fein säuberlich mußt du Stroh und Schilf bündeln!»

Und der himmlische Begleiter machte es mir vor. Er hatte Übung darin, bei ihm ging es ja schnell, und er war leichten Fußes... Er legte Schilf und Stroh hin, ordnete es zu gleich großen Bündeln, nahm etwas Schilf, band es darum und knüpfte es zusammen. Dann sagte er mir, so müsse ich es tun:

– «Nimm das Bündel, und ich zeige dir den Weg, wohin du es zu tragen hast und was mit ihm geschieht.»

Es war nicht allzu groß, dieses Bündel, ich hätte es eigentlich gut tragen können, hätte ich nicht diese schweren Schuhe angehabt. So mußte ich es also aufnehmen, und dann folgte ich meinem Begleiter mit langsamem, schleppendem Schritt. Mühsam war das für mich!... Mein himmlischer Begleiter trug mir das Bündel nicht, ich mußte es den ganzen Weg selbst tragen. Ich nahm es einmal unter den Arm, ein andermal über die Schultern, wieder ein andermal versuchte ich, es vor mich hin zu tragen... Immer war ich bestrebt, eine bequemere Art des Tragens herauszufinden. Aber was ich auch tat, es blieb dasselbe, und die Füße schmerzten mich...

Endlich kamen wir an den Ort, wo ich das Bündel niederlegen sollte. Nun öffnete es mein himmlischer Begleiter und zeigte mir, wie ich es sorgsam, der Länge nach geordnet, auf den geistigen Boden legen sollte. Und er sprach:

– «Ich komme noch einige Male und mache mit dir diesen Weg, um dir zu zeigen, wie du mit diesen Bündeln umzugehen hast.»

Ja, ich wollte wissen, wie lange das so dauern sollte, und ob es denn keinen andern Weg für mich geben könnte? Ich könnte doch bestimmt auf andere Art mich nützlicher machen und dadurch gutmachen, was ich gefehlt. Aber davon wollte er nichts wissen. Auch war er ziemlich wortkarg... Aber er brachte die

Geduld auf, so mit mir hin- und herzugehen. Das zweite Bündel mußte ich selbst zurechtlegen. Er stand daneben und sagte, wie es gemacht werden müsse. Dann, als wir schon einige Male hin- und hergegangen, war ja schon eine Menge Stroh und Schilf weggetragen. Und nun zeigte er mir, wie man davon eine Matte machen konnte. Ich mußte niederknien, so wie er es mir vormachte, und diese Arbeit tun. Ich wollte wissen, für wen denn diese Matten bestimmt seien.

– «Für deine Geschwister sind sie bestimmt», antwortete er nur kurz, «sie warten darauf.»

Dann mußte er mich verlassen. Er sagte aber noch:

– «Du wirst noch deinesgleichen treffen, aber nun sollst du deine Aufgabe erfüllen. Du siehst den großen Berg, und wenn du ihn ganz abgetragen hast, dann ist die schlimme Zeit des Leidens für dich vorüber. Zwischendurch kannst du über vieles nachdenken und anderer Gesinnung werden!...» Und er ging.

Nun, ich wanderte immer hin und her. Da, plötzlich war es mir, als würde mein Auge geweitet: ich sah auf einmal andere Wesen, während es vorher den Anschein hatte, als wäre ich ganz allein in diesen Weiten...

Zuerst erblickte ich einen Neger... Er hatte, wie es schien, auch einen schweren Weg zu gehen. Er war nicht sehr weit von mir entfernt, so daß ich ihn gut sehen konnte. Ich schaute zu ihm hinüber und winkte ihm, er solle zu mir kommen. Ich konnte ja nicht so gut ihm entgegengehen, und ich sah, er war baren Fußes.

Er kam zu mir und nickte mir zu. Er machte einen leidenden Eindruck. Er zeigte mir die Hände – und da wußte ich Bescheid. Seine Hände, seine Finger waren von einer klebrigen Masse umgeben, die er immer versuchte abzustreifen und abzuschütteln, was ihm offenbar wieder Schmerzen bereitete. So kam er bittend auf mich zu und legte seine Hände in die meinen... Wir konnten uns nicht durch Worte verständigen, wir verstanden einander nicht. Er redete eine Sprache, die ich nicht verstehen konnte, aber ich begriff, was er wollte: seine Hände schmerzten ihn, und er suchte bei mir Rettung, Kühlung, Befreiung. Bittend legte er seine Hände in die meinen. Da zeigte ich auf meine schweren Schuhe, und er nickte nur dazu. Wir waren Leidensgenossen...

Er gab mir zu verstehen, er möchte Wasser haben. Doch ich hatte kein Wasser. Er glaubte, mit Wasser könnte er seine Hände von der klebrigen Masse befreien... Ich hatte aber kein Wasser, ich brauchte kein Wasser, und ich sah auch nirgends welches. Und da zeigte er mir seine Arbeit, die er zu leisten hatte. Auch er stand vor einem Berg, vor einem Berg großer Steine... Sie schienen heiß zu sein, denn sie dampften, und wenn er die Steine hob, zeigte er mit den Handbewegungen, daß ihm das Wegtragen dieser Steine große Schmerzen bereitete. Denn auch er mußte den ganzen Berg von Steinen hinwegtragen und am andern Ort genau nach Größe sortieren. Ja, er mußte damit eine lange Mauer bilden, und auch ihm war gesagt worden, daß seine Arbeit auch sinnvoll sei und unbedingt verrichtet werden müsse. Er habe diese schwere Arbeit eben zur Sühne für seine Vergehen zu vollbringen.

Wir wollten voneinander erfahren, welches denn unsere Schuld sei. Ja, man sah es ja im Geistigen, man brauchte es gar nicht auszusprechen. Die Bilder der Geschehnisse des Lebens, sie lagen offen da. Er sah meine Fehler, und ich sah die seinen. Ich sah, er hatte einen Menschen umgebracht...

Sogleich stieg da mir die Frage auf, warum ich mit diesem Neger zusammenleben sollte: ‹Muß ich sozusagen mit einem Mörder zusammen sein? Meine Schuld ist doch nicht so groß, wie die des Mörders?...›

So waren meine Gedanken zuerst – aber ich verwarf sie bald. Denn dieser hatte nicht mehr den Ausdruck eines üblen Menschen, aus ihm war ein leidender Geist geworden. Und ich dachte: ‹Wenn man uns schon zusammengeführt hat, dann hat es wohl auch seinen Sinn.› Als Mensch hätte ich, ich glaubte es wenigstens, diesem Neger die Hand nicht gegeben, ich hätte kein Mitleid für ihn empfunden. Nein, als Mensch meiner Entwicklung, wo ich so gefühllos gegen meine Angehörigen war, wäre ich diesem Neger bestimmt noch viel gefühlloser begegnet. Und jetzt waren wir Leidensgenossen und einander so nah!...

Ich konnte ihm nicht helfen, und er mir nicht. Aber immer wieder kam er zu mir und legte seine schmerzenden Hände in die meinen und gab mir in der Zeichensprache zu verstehen: wenn

er so recht oft seine Hände in die meinen legen könnte, was ihm Kühlung bringe, dann würde er mir helfen, diese Bürden wegzutragen, und da ich sie selbst hinzutragen hätte, würde er mich aufheben und mich samt der Bürde hintragen. Er sei stark genug, und so, wie er diese großen Steine hintrage, so würde er mich hintragen...

Dies gab er mir zu verstehen. Aber ich sah: so, wie ich meine Arbeit zu tun hatte, mußte er auch die seine verrichten. Ich konnte ihm nicht helfen, auch nicht beim Tragen seiner Steine. Trotzdem hatten wir das Gefühl, daß unsere Arbeit leichter würde, wenn wir wenigstens zueinander hinsehen konnten. Wir sahen uns gegenseitig arbeiten, und es war dabei jedem bewußt: ‹Wir sind in der andern Welt, und hier muß man gehorchen, und hier erleben wir die gerechte Strafe für unser ungerechtes Tun im Leben...›

Doch ohne diese Schmerzen hätte diese öde Umgebung auch auf den Neger keinen Eindruck gemacht, diese allein konnte für ihn keine Strafe bedeuten. Man mußte also auch Schmerzen empfinden. So blickten wir umher, und da war es uns, als würde ein Vorhang aufgezogen... Immer weiter sah unser Auge, und wir erblickten immer mehr Leidensgenossen.

Uns zunächst erkannten wir einen Japaner, der mit zwei großen Gefäßen an einer Stange Wasser schleppen mußte. Er hatte das Wasser aus einer Grube zu schöpfen – es war heiß –, und er hatte es mit Hilfe der Stange, die er sich über den Nacken legte, an einen andern Ort zu bringen. Das heiße Wasser stieg aus dem geistigen Boden heraus. Dort, wohin er es zu tragen hatte, war eine große vertiefte Fläche, in die er das Wasser hineingießen mußte. Es fand dann eine Abkühlung statt, so daß es nicht mehr so heiß war.

Als ich dieses sah, dachte ich an meinen leidenden Kameraden. Er wollte ja Wasser – und er selbst wies auch zu ihm hin, auch er konnte es sehen. Zugleich aber mußte er ja erkennen, daß es dampfte, und er wollte doch kühlendes Wasser...

Ich fand Zugang zu jenem Ort, wo das Wasser ausgeschüttet wurde, aber ich hatte ja kein Gefäß, und der Japaner gab mir keines. Er gab mir zu verstehen, daß er diese große Vertiefung

mit Wasser aufzufüllen und damit abzubüßen habe. Er machte mir auch deutlich, daß dieses Lastentragen für ihn schmerzhaft sei und er unter der Last fast zusammenbreche, aber er müsse es tun. Und wir betrachteten ihn und sahen auch sein Leben: Wucher war es bei ihm, Wucher und Erpressung, so deutlich gezeichnet... Aber wir hatten Mitleid für einander, keiner machte dem andern einen Vorwurf, wir empfanden den Schmerz des andern.

Und der Japaner sah meine Schuld, wie die des Negers, und er empörte sich nicht darüber, mit einem Mörder zusammen sein zu müssen. Doch konnten wir alle drei nicht miteinander reden, wir konnten uns nur durch Zeichen verständigen.

Da sahen wir noch einen weiteren. Es war ein Chinese... Da machte ich mir wieder Gedanken darüber, welchen Sinn es wohl habe, daß ich hier mit einem Neger, einem Japaner und einem Chinesen zusammen leben mußte... ‹Ach›, dachte ich mir, ‹sie alle sind ja Geschöpfe Gottes, durch Seinen heiligsten Willen geschaffen, so wie sie sind, und ich muß mich wohl mit ihnen verständigen können – und wohl noch mehr als nur das.› Das Mitleid war schon da...

Auch der Chinese hatte seine Last. Er sah uns auch, und er zeigte uns auch seine wunden Hände. Ja, die geistigen Hände können auch wund sein!... Die Gotteswelt kann es so gestalten. Wir betrachteten seine Lebensbilder auch. Auch er hatte einen Menschen umgebracht, und nun mußte er mit seinen wunden Händen schwer arbeiten. Er mußte Körbe mit geistiger Erde füllen, und er hatte keine Schaufel... Mit seinen bloßen, wunden Händen mußte er die Erde in Körbe füllen und diese an einen Ort hintragen.

Er betrachtete uns und wir ihn, und wir waren uns darin einig: wir alle waren in größter Schuld vor Gott, ganz gleich welcher religiösen Anschauung der Japaner, der Chinese oder der Neger war. Denn sie mußten erkennen, daß Gott über ihnen steht wie über den Weißen.

Der Chinese verrichtete seine Arbeit auch mühsam, schleppend. Als er sah, wie der Neger jeweils zu mir herkam und ich seine Hände in die meinen nahm, kam er auch und legte seine Hände in die meinen, und ich umschlang sie auch, und es gab

ihm auch die ersehnte Kühlung... Aber wir sahen ein, daß wir so unsere Aufgaben nicht erledigten. Man hatte uns gesagt, wenn wir unsere schwere Arbeit beendigt hätten, so wäre die schwere Leidenszeit für uns vorüber. Wenn wir also nicht eifrig an der Arbeit blieben, verlängerten wir ja nur unsere Leiden. Wir fanden aber doch Trost aneinander, wenn wir auch keine Worte des Trostes aussprechen konnten. Aber man sah, jeder fühlte für den andern, und keiner wäre nochmals bereit gewesen, dieselbe Schuld, dieselbe Tat auszuführen. Und jeder gelobte sich im stillen: ‹Wenn man mir wieder die Möglichkeit zur Menschwerdung geben sollte, so würde ich so etwas nicht mehr tun. Ich würde nach dem Sinn des Lebens suchen und nach dem hohen Ziel trachten...›

So waren wir verhältnismäßig schnell zu einer besseren Einstellung gekommen. Aber damit nicht genug: wir sahen noch einen weiteren leidenden Geist. Wir wußten bereits, wir alle waren sozusagen zur gleichen Zeit in diese Einöde gebracht worden. Jeder hatte eine schwere Last auf sich geladen. Und jetzt sahen wir noch einen großen, schlanken Inder. Er hatte eine Kette um den Leib geschlungen und auch um den Hals. Man sah gleich, daß dies ihm große Beschwerden bereitete. Auch er mußte seine Arbeit leisten. Wir sahen hin und erblickten große Gefäße, die sehr schwer zu sein schienen, und die mußte er tragen. Er konnte sie nicht rollen, denn sie blieben nicht auf dem Boden. Sobald er in die Nähe dieser Gefäße kam, erhoben sie sich von selbst von der geistigen Erde, und er mußte sie umfassen und an ihren Bestimmungsort bringen. Dazu mußte er diese Last fest an sich nehmen, ohne daß er die eiserne Kette dazwischen von Hals und Leib entfernen konnte. Die Last drückte sie sozusagen noch weiter in seinen Geistkörper, was ihm sichtlich Schmerzen bereitete. Auch ihm war gesagt worden: «Arbeite, und wenn du es geschafft hast, dann sind auch die größten Leiden für dich abgetragen!»

Wir gingen alle auch zu ihm hin, so wie wir uns von Zeit zu Zeit besuchten, trotz unserer Beschwerden. Wir nahmen Rücksicht aufeinander. Die einen kamen zu mir, weil ich nicht gut gehen konnte, und so besprachen wir uns mit Hilfe der Zeichen-

sprache. Dabei redete jeder vor sich hin, doch vermochte keiner die Worte des andern zu verstehen. Trotzdem wußte man, was er damit sagen wollte, weil man ja mit den Händen vieles andeuten konnte.

So wußten wir alle: wir hatten so durcheinander gewürfelt unsere Arbeit hier zu erfüllen. Es dauerte lange, lange, und wir waren oft sehr müde. Doch wenn man sah, daß einer fast nicht mehr weiter kam, ging man zu ihm hin, um ihn aufzumuntern. Man tat es gegenseitig, man tröstete einander und verstand einander. Es hinderte uns nicht, ob nun der andere Inder oder Chinese, ob er Neger oder Japaner, oder – wie ich – eine weiße Frau war. Es gab nur das Mitleid-Empfinden für den andern; wer es war und wie er aussah, war ganz egal.

Nach langer, langer Zeit sahen wir, daß der Inder mit seiner Arbeit zuerst fertig war. Er hatte eine große Kraft und Ausdauer gezeigt, während wir anderen jeweils viel zu schnell müde geworden waren. Von jenem Zeitpunkt an, da er mit seiner Arbeit zu Ende war und noch nichts weiteres geschah und man sich nicht nach ihm erkundigte, kam dieser Inder zu mir herüber und half mir, das Schilf zu ordnen und zu binden. Dann ging er auch zu den anderen, half ihnen, Steine zu tragen, Wasser zu tragen. Und jeder, der wieder mit seiner Arbeit fertig wurde, half wieder mit beim andern, trotz der eigenen großen Beschwerden. Denn noch war die Kette des Inders nicht abgefallen, noch nicht!... Und er brachte es fertig, unter seinen Schmerzen den anderen zu helfen.

So war ich als letzte noch mit dem Ordnen der Bündel beschäftigt. Sie alle hatten mir ihre Hilfe angeboten, und gemeinsam trugen wir die Bündel, und wir waren eines Sinnes miteinander. Wir empfanden bereits Liebe für einander, wir konnten für einander leben trotz der großen Schmerzen. Als ich als letzte das letzte Bündel weggetragen hatte, da hatten wir uns zusammen gesetzt, und wir haben gewartet...

Denn dies möchte ich noch betonen: wir begegneten uns also nur unter den Genannten. Andere leidende Geschwister konnten wir nicht sehen. Also waren wir sozusagen schicksalhaft aneinander gebunden, aneinander gefesselt worden; aber für jeden hatte es doch eine besondere Bedeutung.

Wir hatten zwischen hindurch auch jeder für sich gebetet, so wie wir es vermochten. Wir haben Gott um Verzeihung angefleht, und am Schluß unserer Aufgabe vermochte der Chinese sogar zu singen... Die Last erschien uns nicht mehr so schwer. Aber noch waren wir eine gewisse Zeit beisammen, noch war ich nicht von meinen schweren Schuhen befreit. Jeder trug noch seine Last – aber wir halfen einander. Ich konnte mich wieder setzen, der andere hatte seine schwere Last auch nicht mehr hin- und herzutragen, und die wunden Hände konnten wir ineinander legen und einander erleichtern.

Aber dann kamen sie!... Es war nicht einer allein, etwa nur derjenige, der uns hierhergeführt und die Arbeit gezeigt hatte, nein, es war eine kleine Schar Geister Gottes, die zu uns kam. Sie machten sich an jeden einzelnen von uns heran. Man löste mir meine Schuhe von den Füßen – und jetzt konnte ich so leicht gehen!... Ich selbst hatte mich ja der Schuhe nicht zu entledigen vermocht.

So wurde von jedem die Last genommen. Die wunden Hände waren plötzlich geheilt. Die klebrige Masse daran beim einen war verschwunden. Groß war der Jubel von uns, wir jauchzten, waren voller Freude, und wir umarmten uns. Wir waren frei – frei! Wir hatten unsere schwere Leidenszeit abgetragen...

– «Jetzt müßt ihr euch voneinander verabschieden», sagte man uns dann, «jeder kommt an einen anderen Ort und wird dort unterrichtet, wie es für ihn von größter Wichtigkeit ist.»

Wir sprachen noch den Wunsch aus, uns doch wieder begegnen zu können, wir alle zusammen; denn wir freuten uns, im geistigen Reiche diese Rassenschranke überwunden zu haben.

– «Ja, dieses gerechte Empfinden soll tief in eure Seele dringen», sagte man uns, «damit es zur gegebenen Zeit in seiner ganzen Reinheit wieder empordringt.»

Und man versprach uns, daß wir einander wieder sollten begegnen dürfen, ja, man sagte sogar: wer von uns als erster wieder ins Erdenreich geboren würde, um als Mensch weiter geprüft zu werden, dem würden andere von uns als Schutzgeist zur Seite stehen – der Inder mir, oder ich dem Neger, oder wie es bestimmt würde.

Wir wußten noch nicht, wer zuerst für ein neues Erdenleben bestimmt werden würde. Aber wir gaben einander das Versprechen, diejenigen, die noch in der Geisteswelt vorläufig zurückbehalten würden, wollten dann dem andern oder den anderen, mit dem wir die Leidenszeit geteilt, den Schutz geben. Wir wollten dann schützend über ihm stehen und mahnend auf ihn einwirken. Das versprachen wir uns gegenseitig.

Und dann wurden wir alle von dieser Einöde weggeführt. So muß ich nun von mir selbst nur sprechen. Ich durfte in eine schöne geistige Stadt einziehen, eine herrlich bunte Stadt. Und jetzt konnte ich empfinden, was herrlich und was schön ist, jetzt wußte ich es zu schätzen... Wieder führte man mich in ein Haus, aber dieses war sehr schön. Ich war empfänglich geworden für alle diese Dinge hier. Und ich war rücksichtsvoll und voller Liebe. Ich war gegenüber allen sehr aufmerksam und freundlich. Ja, meine Seele war geläutert worden, indem ich nicht nur meinen Schmerz zu tragen hatte, sondern auch den Schmerz der anderen, und das konnte man nicht mehr aus meiner Seele reißen... Ich liebte den Neger und den Chinesen genau so, wie diese schönen Gestalten, die mir in der neuen Heimat begegneten. Ja, ich sehnte mich sogar nach den anderen, mit denen ich so unsagbar Schweres zu teilen hatte. Nun aber sagte man mir:

– «Du hast jetzt deine Strafe abgebüßt und sollst nun unterrichtet werden. Bisher hast du ja noch keinen Unterricht bekommen, sondern zuvor mußtest du dir erst andere Gefühle aneignen.»

Ja, ich war nun für alles empfänglich, besonders für den Heils- und Ordnungsplan, den man mir jetzt eröffnete. Ich empfand keinen Zweifel, keinen Unglauben mehr; denn ich war geläutert und kannte die Strafe, die ich zu Recht verdient hatte. Man unterrichtete mich jetzt, warum ich sogar mit Mördern zusammen in derselben Sphäre und Ebene war.

– «Von dir hatte man mehr erwartet im Leben, und darum wurde dir deine Schuld so groß angerechnet, wie den anderen die Erpressung und das Töten anderer. Denn du hättest nach den Voraussetzungen Besseres leisten können, man durfte mehr von dir erwarten und verlangen...»

Ja, in meiner Leidenszeit in der Läuterung, da brauchte ich mich vor den anderen nicht zu fürchten. Man brauchte nicht mehr Angst zu haben, man könnte auch umgebracht werden. Man hatte ja gleich Mitleid mit den anderen, die man so schwer leiden sah in ihrer Hilflosigkeit, und so kam man sich näher. Man konnte den andern nicht mehr verachten, selbst wenn er eine so große Schuld auf sich geladen hatte. Man durfte nur Mitleid haben und den Wunsch, der andere möchte recht bald durch Gottes Gnade befreit werden. In der Seele mußten sich feine, edle Gefühle entwickeln, und dies konnte nur durch diese Schmerzenszeit geschehen...

Doch keinem von den anderen wäre zum Beispiel diese Öde allein schmerzhaft genug vorgekommen; denn keiner von ihnen war an Schöneres gewöhnt, und sie stellten in dieser Beziehung keine Ansprüche an das Leben. Ganz anders würde dies ein Mensch von heute empfinden, der an ein gepflegtes Haus und an eine schöne Umgebung gewöhnt ist. Wenn er in der Geisteswelt mit einer zerfallenen Hütte in der Öde und in Schmutz vorlieb nehmen müßte, wäre er so schon unglücklich genug, sehr unglücklich. Ihm macht dies Eindruck, ihm müßte kein körperlicher Schmerz zugefügt werden zur Läuterung seiner Seele. Seine Seele könnte vielmehr schon allein durch diesen Verzicht auf alles Schöne und durch die Sehnsucht danach geläutert werden.

So wird jeder Mensch anders beurteilt, und die Entwicklung ist so verschieden. –

Nun aber hatte man mir gesagt, man möchte mich über den Heils- und Ordnungsplan unterrichten.

– «Wenn du dereinst zum neuen Erdenleben aufgerufen wirst, soll dieses Zusammensein eine gute Auswirkung haben. Wir möchten doch, daß, wenn du wiederum ins Erdenreich gehst, du noch dieselbe Freundschaft jenen andersfarbigen Menschen entgegenbringen kannst, wie derzeit im Geistigen. Daß du für sie soviel Liebe empfindest, daß du ihnen dein Leben widmen möchtest, um ihnen zu dienen, ihnen zu helfen. So werden wir dich, wenn es möglich wird, dann in eine solche Aufgabe hineinführen, wenn du wieder als Mensch auf Erden wanderst.

Dann kommt es darauf an, daß du, wenn du leidende Menschen anderer Hautfarbe betreuen könntest, nicht von Ekel ergriffen wirst oder sagst: ‹Mich kümmern sie nicht, ich habe meine Aufgabe unter meinesgleichen!› Sondern dann sollst du bereit sein zu sagen: ‹Ich will zu diesen Ärmsten hingehen und ihnen helfen!› Vielleicht kannst du in eines jener Länder als Betreuerin von Kranken oder als Missionarin gehen. Oder du machst dich verdient, indem du das gegenseitige Verständnis förderst und das Wohlwollen. Dies kannst du ja nur, wenn du schon hier in der Geisteswelt damit angefangen hast, freundschaftliche Bande über die Rassenschranken hinweg zu knüpfen. Dann, wenn du dahin geführt wirst, kann deine Seele anfangen zu jubeln, wenn sie wiederum dieser Aufgabe zugeleitet wird, nämlich in dieser Weise anderen zu dienen und zu helfen. Denn im Geistesleben kennt man unter allen Völkern und Rassen nur Bruder und Schwester. Dieses ‹Einanderfremdsein› muß überwunden werden.»

Noch bin ich im geistigen Reiche, noch stehe ich in dieser Periode des vielen, vielen Unterrichtes und Lernens. Welchen Weg man mir weiterhin bestimmt, weiß ich noch nicht. Aber es scheint mir klar zu werden, daß mich meine göttlichen Geschwister dahin zu führen versuchen, wo ich von Mensch zu Mensch, über die Grenzen der Völker hinweg, verbindend werde wirken können. So warte ich auf meine Aufgabe.

Liebe Geschwister, ich habe euch von meinem Leben erzählt, so gut ich es konnte, und wenn ihr darüber noch etwas zu fragen habt, sollt ihr euch damit an unseren Bruder Josef wenden. Ich gehe wieder an meine Aufgabe. Gott möge euch alle segnen und euch die Kraft geben, so zu wirken, wie es Sein heiliges Gefallen ist. Gott zum Gruß!

*

Frage: Da wir aus vielen Kundgaben wissen, daß wir auch Schutz- und Führergeister haben können, die in ihrem Erdenleben einer anderen Menschenrasse angehörten, könnte man nach dem Gehörten annehmen, daß dann auch eine solche Schicksalsgemeinschaft mit ihnen besteht...?

Josef: «Zum größten Teil besteht eine solche geistige Verbundenheit, ein solcher Zusammenhang, und zum großen Teil wird diese Freundschaft und Verbindung aus Dankbarkeit gepflegt.»

Frage: Da sich diese Wesen auf ihrer niederen Stufe nicht verstehen konnten, wird es vielleicht so sein, daß sich alle auf einer höheren Stufe verstehen?

Josef: «In den höheren Ebenen kann man sich wohl verstehen, denn bei einem bestimmten Entwicklungsgrad versteht man auch die verschiedenen Sprachen. Ihr sollt nicht glauben, daß man nur im Heils- und Ordnungsplan unterrichtet würde; man kann auch Sprachen erlernen. Aber nicht alle haben das Talent dafür. In den höchsten Ebenen jedoch gibt es die Sprache der Liebe, und die versteht man!...»

3. STEPHAN

GEWALTTÄTIGE HERRSCHAFT

Kundgabe vom 2. Dezember 1959

Am besten, liebe Geschwister, erzähle ich euch vielleicht gerade, woher ich jetzt gekommen bin und womit ich beschäftigt war. Schon längst hatte man mich angewiesen, zu euch zu kommen. Dazu wurden mir die Bilder meiner Vergangenheit deutlich vor Augen geführt, ganz besonders das Wesentliche. So habe ich alles wieder neu in mich aufgenommen; denn ich soll es euch schildern.

Noch kurz zuvor war ich mit lieben Geistgeschwistern zusammen an einer schönen Arbeit beteiligt gewesen. Freilich habe ich mich seither – nach eurer Zeitrechnung – schon etwa zwei oder drei Stunden hier in diesem Raum aufgehalten. Was ich aber vorher tat? Ich habe mit lieben Geschwistern zusammen unsere Häuser und Gärten geschmückt, und zwar zum gleichen Feste wie ihr (Weihnachten). Auch wir zünden Lichter an, und wir winden ganze Kränze aus Blumen, die viel schöner sind als bei euch. So schmücken wir unsere Gärten und die Wege zu beiden Seiten, unsere Häuser innen und außen. Erst nach einer gewissen Zeit, wenn das Fest beendet ist, beseitigen wir diesen Schmuck wieder.

Aber in dieser Zeit sollen alle an die Geburt Jesu Christi erinnert werden. Wir laden uns gegenseitig ein und sind stolz darauf, unser Haus für die Gäste so festlich hergerichtet zu haben. Natürlich kommt es dabei auf den künstlerischen Sinn an. Es werden nicht einfach nur so Blumen zusammengebunden, sondern sie werden kunstvoll zu ganzen Figuren zusammengestellt. Da wetteifern wir sozusagen, wer wohl das am schönsten geschmückte Haus besitzt. Nicht etwa für uns, sondern zur Ehre dessen, den wir feiern. So ziehen wir als Gäste da und dort hin, singen Lieder und beten.

Aber wir haben noch eine Aufgabe: wir müssen von diesen Lichtern – etwas davon – unseren leidenden Geschwistern bringen, den Unseligen, wie ihr sagt, die in tieferen Sphären sind. Ja, wir ziehen teilweise in stummen Prozessionen durch diese Sphären der Unseligkeit. Andere tun es singend, wieder andere betend, je nachdem. Wir werden genau angewiesen, was wir von Fall zu Fall zu tun haben. So ziehen wir wie auf einer Stufenleiter von oben hinunter. Aber nicht, daß wir etwa alles besuchen dürften, was es im Jenseits an unseligen Geschwistern überhaupt gibt, nein, nur gewisse Stufen.

Der Höhepunkt des Festes ist für uns noch nicht gekommen. Wenn es so weit ist, dann stehen wir alle vor unseren Häusern und warten auf höhere Gäste, die dann sehr zahlreich aus den schönen Himmeln heraus zu uns kommen werden. Und sie feiern mit uns und wissen uns viel zu erzählen von der Schönheit ihrer Welt, von ihren Begegnungen, und da sind für uns oft sehr große Neuigkeiten dabei...

Also nur das wollte ich zur Einleitung sagen, daß ihr auch wißt, woher ich komme und was ich vorher getan habe. Wenn ich euch wieder verlasse, werde ich wieder an meine Arbeit zurückkehren.

*

Ich soll euch erzählen von meinem letzten Leben. Dazu muß ich weiter, auf mein vorletztes Erdenleben, zurückgreifen und erzählen, wie ich damals von meiner ganzen Entwicklung mich am meisten belastet habe.

Ich wurde damals in eine begüterte Familie hineingeboren. Begütert? Ich möchte eher sagen: reich. Dementsprechend war auch mein Leben und waren die Menschen, mit denen wir verkehrten. Wer nicht von unserem Stande war, war uns untertan, und wir versuchten, so viel wie möglich Nutzen aus ihnen zu ziehen. Das ging nicht immer so leicht, man leistete uns Widerstand, der nur mit Gewalt gebrochen werden konnte. Für uns war das selbstverständlich. Wir hatten Gewalt angewandt mit der Peitsche, mit den Stiefeln, ganz gleich, wie es sich gerade ergab. So hatten wir uns Respekt verschafft, und wir glaubten dabei, daß dies unser gutes Recht wäre.

So hatte ich manchem die Peitsche mitten ins Gesicht geschlagen, weil er meinen Anforderungen nicht rasch entsprach oder weil ich da und dort einen inneren Widerstand verspürte. Nur mit Gewalt konnte man sich Respekt verschaffen, konnte man behalten, was man besaß. Ja, wir wandten uns auch im Gebet an Gott; aber wir hielten uns eben für eine bessere Art von Menschen und bildeten uns sogar ein, daß Gott uns näher stünde und daß es uns gestattet sei, so vorzugehen.

Ich hatte also während meines ganzen damaligen Lebens keine materiellen Sorgen; nur mußte man sein Gut auch ständig verteidigen. Aber ich hatte vielleicht nicht den gleich schweren Kampf, wie ihn große Teile der Menschheit heute haben um das tägliche Brot. Es standen mir ja so und so viele Menschen zur Seite, die froh waren, ein Stückchen Brot oder eine Suppe zu haben.

Ich mußte von dieser Welt abtreten. Und dann – dann kam die schwere Zeit... Ich hatte ja mein Leben lang nie darüber nachgedacht, daß Gott mit meinem Leben nicht zufrieden sein könnte. Und dann ist man mir gegenüber gestanden... Diese höheren Wesenheiten klagten mich an und führten mich vor all jene hin, die von mir mißhandelt worden waren und vor mir ins Jenseits kamen. Sie standen alle vor mir und blickten mich so vorwurfsvoll an. Und einer der Erhabenen, der auch dastand, sagte nur:

– «Ich klage dich an!»

Immer wieder hieß es: «Ich klage dich an!» Das eine Mal wegen Mißhandlung, das andere Mal wegen anderer Gewalttaten. Und jedesmal, wenn man mir ein solches Wesen vor Augen führte, erlebte ich das an mir, was ich ihm im Leben angetan hatte... Man führte es mir wieder vor Augen, wie ich jenen Menschen mit der Peitsche schlug. Aber jetzt war es nicht der andere, der die Schmerzen verspürte, sondern mit jedem Schlag spürte ich sie am eigenen Geistleib. Ich hatte dabei meine Augen geschlossen, ich wollte die Bilder nicht mehr sehen, denn ich glaubte, dadurch meinen Schmerzen ausweichen zu können. Es war mir jetzt ganz klar: nun stehst du den Richtern gegenüber, und jetzt wird gemessen... Es half mir nichts. Wie ein Blitz fuhr

es jeweils vor meinen Augen, und ich riß sie wieder auf vor Schmerz. Die einen, die vor mir standen, konnten sogar mitleidsvoll nach mir blicken, sie falteten sogar die Hände und baten, man möge mir vergeben. Sie knieten sogar vor den höheren Wesen nieder und baten für mich, man möchte mir gnädig sein und diese Schmerzen erlassen. Aber es schien, wie wenn diese nichts hörten...

So erlebte ich es bei jedem, bis zum letzten, bis zum Kinde. Jeder wurde mir vorgeführt, und überall verspürte ich den Schmerz, den ich ihm einst zugefügt hatte. Das dauerte lange... Man soll nicht etwa meinen, es hätte dies nur tagelang gedauert nach eurer Zeitrechnung, sondern es vergingen Jahre dabei. Und dann kamen immer wieder Neue heim ins Geisterreich und wurden mir auch vorgeführt – alle, alle, mit denen ich in Verbindung war. Und immer wieder hieß es:

– «Du bist angeklagt! Du bist angeklagt!»

Ich kannte diese Worte zur Genüge. Ließ man mir einmal etwas Ruhe, dann holte man mich gleich wieder. Nur kurz war jeweils meine Freude, daß man mir endlich Ruhe gönnte. So litt ich sehr, sehr lange, ein Menschenleben lang mußte ich diese Pein ertragen.

Aber eines muß ich doch erwähnen. In den kurzen Zeiten der Rast, die mir in meiner langen Schmerzenszeit vergönnt waren, kamen andere Geschwister zu mir, die zwar gleich belastet und im gleichen Jammertal mit mir waren, die aber auf irgendeine andere Weise bestraft und geläutert wurden. Solche, die schon so lange dort weilten, vermochten immer wieder den Mut aufzubringen, ihren noch ärmeren Gefährten Trost zu geben und ihnen zu sagen, dieses unglückselige Dasein werde ganz bestimmt nicht ewig dauern. Sie sagten, sie wüßten es ganz genau. Auch habe man ihnen gesagt, man müsse jetzt eben hier gutmachen und selbst erleiden, was man im Leben verbrochen habe. Auch sagten sie, es habe keinen Sinn zu verzweifeln, vielmehr sollte ich versuchen, meine Augen aufwärts zu richten und Gott um Vergebung zu bitten. So durfte ich erleben, wie solche Wesenheiten, die selbst in ihrer Läuterung standen und selbst eine schmerzensvolle Zeit durchzumachen hatten, immer wieder diese Energie

und diesen Mut aufbrachten, andere zu trösten. Es mußte so sein. Denn die, die sich aufrafften, andere zu trösten, gaben sich dadurch selbst den besten Trost und fanden Linderung in ihrem Leid, in ihrer Bedrängnis.

Als dann diese lange Zeit beendet war, da kamen sie wieder, diese Gewaltigen, und sagten zu mir:

– «Nun ist für dich eine Stufe beendet, und du kannst nun dieser Sphäre entrinnen, um dich vorzubereiten für ein neues Erdenleben.»

Ich hatte beobachtet, daß andere jeweils auch weggeführt wurden. Aber es war nicht etwa so, daß man mich einfach so mitkommen hieß. Sondern lange, lange zuvor schon wird man aufmerksam gemacht, daß bald die Leidenszeit beendet sein werde und ein neuer Abschnitt beginne. Aus diesen verheißungsvollen Worten schöpft man Mut und Vertrauen, und davon gibt man dann an die, die neuangekommen sind, weiter. Wie man selbst in der Weise getröstet wurde, sagt man es auch wieder anderen, daß diese Zeit der Bedrängnis keine Ewigkeit währe. Und ich sagte den anderen, als ich die Verheißung baldiger Befreiung schon empfangen hatte, daß es auch mit ihm oder ihr genau so gehen werde. Aber eben wie lange es dauert, das ist vom einen zum andern verschieden. Bei mir dauerte es genau so viele Jahre, als ich gelebt hatte; genau so lange war ich in jener Sphäre der Not, der Bedrängnis und des Leidens.

Danach ging auch nicht etwa plötzlich ein Tor auf für mich, durch das ich etwa in eine angenehmere Umgebung geführt worden wäre von lauter Glanz und Herrlichkeit. Nein, das hatte ich wohl kaum verdient, und es ist auch nicht der Fall, daß dies so plötzlich geschehen könnte. Sondern nur ganz langsam, langsam erlebt man die geistige Tageshelle, und man wird dann von höheren Geistwesen begleitet.

Im weiteren ist es mir persönlich dann so ergangen (vielleicht haben es andere anders zu erzählen): ich habe mit verschiedenen Engelswesen eine lange Wanderung angetreten. Wir zogen über Hügel, ja über Berge. Wir mußten auch Flüsse überqueren, und dafür stand uns jeweils (wie auf Erden) ein Schiff zur Verfügung. Ich hatte das Gefühl, daß wir unendlich weit gewandert seien.

Es gab dabei viel zu erzählen, man war dabei nicht etwa stumm. Was man mir erzählte, war für mich ein einziger Unterricht auf der ganzen Wanderung. Dabei war es um mich langsam immer klarer geworden. Die Welt, der ich entrinnen konnte, war düster gewesen. So ging es langsam immer mehr der Tageshelle zu. Langsam wurde es sehr angenehm. Und als wir uns einmal so in einem Tal befanden, da sagte man mir:

– «Schau einmal nach jener Seite hin! Dort steht ein großes Haus. In dieses trittst du nun ein. Dann wirst du in einen Schlaf versetzt, und während deines Schlafes findet dann die Umwandlung statt.»

Auf dem Wege zu dem bezeichneten Hause wurde mir ja vieles erzählt und erklärt. Es gehörte zu meinem Unterricht. Man sagte mir, ich hätte nun einen großen Teil meiner Schuld im Geisterreiche abgetragen. Das genüge aber noch nicht, der letzte Heller sei noch nicht bezahlt. Den Rest der Schuld könne ich nur in einem neuen Erdenleben begleichen. So einfach werde es nicht gehen können, mein Leben sollte für mich noch eine große Prüfung sein, erklärte man mir.

Mittlerweile traten wir in das große Haus ein. Ich fand das Tor so gewaltig groß, und es waren mit uns noch unendlich viele, die durch dieses Tor eingingen. Da sah ich viele Säle, und man führte mich an einigen vorbei, denn man suchte für mich einen Platz. Viele Engelwesen waren da beschäftigt. Endlich lud man mich ein, Platz zu nehmen und zu schlafen.

Aber gerade davor ängstigte ich mich... Ich war ja unterrichtet, dieser Schlaf bedeute nun den Abschied – also genau, wie bei euch Menschen das Sterben ist. Man sagte mir, ich müsse jetzt versuchen, ruhig zu schlafen. Dagegen wehrte ich mich. Ich wollte nicht schlafen. Ich wollte bleiben. Ich ängstigte mich vor dem, was da kommen sollte. Ich wußte ja nicht genau, in welcher Form, wohin und unter welchen Umständen ich auf die Erde geboren werden sollte. Ich fürchtete, daß es mit Schmerzen verbunden sein möchte, und ich wollte nicht so ins Ungewisse. Ich versuchte, mich an diese Welt zu klammern wie nur möglich. Ich wollte meine Augen offen halten...

Aber es gelang mir dann doch nicht. Eine Art süßlicher Ge-

ruch zog über mein Gesicht und hüllte mich so in Schlaf ein. In dieser Zeit des Schlafes erfolgte die Umwandlung vom geistigen Leib in den geistigen Leib eines Menschen. Das dauerte auch wieder eine Zeit, bis alle Vorbereitungen genauestens getroffen waren und die Engelswesen alles in die richtige Bahn und Linie geleitet hatten. Bis ich sozusagen auch unter dem Stern geboren werden konnte, der einem das ganze Menschenleben zeichnet. So war es geschehen.

Nun kann ich aus jenem Erdenleben erzählen. Im Jenseits war mir ja gesagt worden, ich habe noch abzutragen, aber als Mensch konnte mir dies ja nicht bewußt werden. Ich wurde ja nie darüber belehrt, daß ich zur Sühne als Krüppel geboren werden sollte...

Frühzeitig verlor ich meine Eltern. Da ich in Armut geboren worden war, kam ich dann in eine Anstalt, in ein Waisenhaus, und wurde dort erzogen. Das Leben war dort nicht angenehm für mich, denn ich war auch gezeichnet durch meine körperliche Schwäche und wurde deshalb ausgelacht. Das tat mir weh. Von Liebe wußte man nichts, von keiner Seite das Geringste. Und doch wuchs ich heran. Ich konnte die Schule besuchen, und ich war immer ein eifriger Schüler. Denn da niemand sich näher mit mir einlassen wollte, habe ich mich ganz meinen Aufgaben hingegeben und eifrig gelernt.

Als dann die Zeit so weit vorgerückt war, daß man mich aus dem Waisenhaus entlassen konnte, erhob sich die Frage, wohin mit mir? Ich war körperlich schwach, konnte keine harte Arbeit leisten. Aber ich hatte meinen Eifer gezeigt im Rechnen, Lesen, Schreiben. Ich war also ganz geschickt in diesen Dingen. Und da war ein Mensch, der sich meiner etwas annahm und mich wiederum in eine Anstalt verwies. Dort sollte ich keine manuelle Arbeit verrichten müssen, sondern man stellte mich als Gehilfe in die Gutsverwaltung. Da hatte ich vieles zu berechnen und aufzuschreiben usf. Das konnte ich gut, und ich war glücklich darüber, daß ich doch wenigstens eine gewisse Intelligenz besaß. So konnte ich trotz meiner körperlichen Leiden und meiner Mißgestalt etwas Nützliches leisten.

Da ich meine Aufgaben immer gewissenhaft erfüllte, habe ich mir auch eine gewisse Achtung zugezogen. Denn viele andere,

die gut reden konnten, konnten dafür das nicht leisten, was ich geleistet hatte. So verbrachte ich mein ganzes Leben in dieser Anstalt, ein eintöniges Leben... Ich habe immer davon geträumt, eine eigene Familie zu gründen, Kinder zu haben – aber das konnte für mich nie in Frage kommen. Ich war also immer an dieses Haus gebunden.

Hier sah ich vieles, was mich quälte. Denn ich erinnerte mich an meine eigene Knabenzeit zurück und wußte, wie schmerzlich es war. Und ich sah auch, wie man hier mit vielen älteren, gebrechlichen und arbeitsunfähigen Leuten umging. Wenn ich irgendwann an ihnen vorüber mußte, versuchte ich immer, ihnen ein gutes Wort zu geben. Und sonntags versuchte mancher, sich in meine Nähe zu drücken, um von mir einen Trost zu bekommen; denn obwohl sie ja meine Gestalt sehen mußten, hatten sie doch Respekt vor mir, weil ich doch eine ganz angesehene Stellung inne hatte.

Es hat mir besonders viel Freude und Genugtuung bereitet, wenn ich jeweils diesen Ärmsten ein gutes Wort des Trostes geben konnte. Es ist mir sogar oft gelungen, da und dort ein Schicksal zu erleichtern, indem ich für die Betreffenden vorsprach und ein gutes Wort für sie einlegte. Man hatte meinen Anweisungen auch Folge geleistet, denn diese meine Stellung hatte ich mir wirklich erkämpft. Aber nur durch meinen Fleiß, durch mein sauberes Arbeiten, durch meine Exaktheit in allen Dingen.

So mußte ich dann auch in diesem Hause sterben. Als ich da krank geworden war, hatte ich eine gewisse Sehnsucht, hinüberzugehen. Ich habe noch nicht erwähnt, daß ich mein ganzes damaliges Leben sehr religiös verbracht hatte. Ich war sehr fromm, hatte viel gebetet. Ich war ja auch in einer entsprechenden Umgebung auferzogen worden und auch später wieder in eine solche hineingekommen. Aber es war in mir einfach eine gewisse Sehnsucht zu beten, und ich hatte oft das Gefühl, daß es nach dem Erdenleben anders werden müsse. Es war mir nicht ganz klar, in welcher Art und Weise man weiterleben würde. Obwohl man zu Gott, zu allen Heiligen und für Verstorbene betete usw., hatte man sich keine Vorstellung davon gemacht. Und doch hatte ich in mir eine gewisse Sehnsucht. So war ich froh zu er-

kennen, daß meine Zeit zum Sterben nahte; denn ich konnte nichts verlieren...

Und so bin ich auch glücklich von dieser Welt abgetreten, habe dann meine Augen im Jenseits geöffnet – und vor mir standen sie wieder. Dieselben Gestalten, die mich im vorhergehenden Leben angeklagt hatten. Nun aber sagten sie:

– «In diesem Leben hast du den Rest gesühnt von dem, was vom früheren her noch auf dir lastete. Aber du mußt nun in der Geisteswelt während einer gewissen Zeit eine Aufgabe erfüllen. Wenn du dich dabei bewährst und sie nach deinen Kräften erfüllst, wird sich dir der Himmel öffnen, und die Freiheit wird dir gegeben, die dir dann auch gehört. Jetzt wirst du noch geprüft.»

Ich wußte nicht, was man alles mit mir vorhatte. Man sagte, ich hätte gesühnt – und zugleich sollte ich einer geistigen Arbeit zugeteilt werden...

Diese geistige Arbeit mußte ich an Menschen im Erdenreich verrichten. Während ich im menschlichen Leben keine körperlich schwere Arbeit leisten mußte, hatte man mich jetzt aufgerufen, zu jenen Menschen zu gehen, die die schwersten Arbeiten verrichten mußten. Ich sollte mit meiner geistigen Kraft, die mir jetzt zur Verfügung stand, diesen Menschen beistehen. Ich mußte sozusagen ihnen ihre Müdigkeit abzunehmen versuchen. Ich mußte ihnen Kraft spenden.

Das war für mich eine Anstrengung. Die Engelswesen hatten mich begleitet und es mir vorgemacht. Ich erkundigte mich natürlich, warum denn dies überhaupt getan werden müsse.

– «Überall, wo Menschen sind, sind auch Geister», sagte man mir, «und nirgends vermögen die Menschen ihre Arbeit ohne die Hilfe der Geister zu verrichten. So hast auch du das Deinige dazu zu tun.»

Man wollte mich prüfen im Gehorsam und in der Ausdauer. Ich aber dachte, ich könnte doch etwas anderes leisten, als meine Kraft zur Verfügung zu stellen, ich wollte viel lieber etwas berechnen oder so etwas tun... Nein, das sollte ich nicht tun. Ich sollte meine geistigen Kräfte auf den Körper des betreffenden Menschen zu übertragen versuchen und ihm dadurch die Last erleichtern.

So hatte ich es eben getan, denn ich sah, daß es eine Notwendigkeit war. Und da die Engel Gottes es so verlangten, die aus den schönsten Himmeln herniedersteigen und ihren Auftrag im Namen Gottes erfüllen, so muß ich eben – dachte ich – das Meinige tun. Es war nicht etwa so, daß ich immer beim selben Menschen gewesen wäre. Einmal rief man mich zu dem, einmal zu einem andern. Das eine Mal fühlte ich mich von seiner Wesensart abgestoßen, so daß ich ihn nicht leiden konnte, ein anderes Mal gefiel es mir wieder sehr bei dem Betreffenden. Doch wenn ich meine Abneigung bekundete, wurde ich dafür getadelt.

Erst später erkannte ich, warum ich eigentlich auch das tun mußte: ich sollte meine mir aufgetragene Arbeit mit Wohlwollen und Liebe verrichten. So sandte man mich da und dort hin zu verschiedensten Arbeiten, die eben in dieser Kraftübertragung bestanden. Eine längere Zeit hindurch mußte ich dies tun. Dann hatte ich meine Abneigung gegen gewisse Menschen überwunden, und ich tat es, weil es meine Pflicht war und weil ich darin eine höhere Aufgabe erkannte.

Nachher wurde ich auch zu Kranken geführt, zu schwer leidenden Menschen. Auch hier wurde mir gesagt, wie ich ihnen zu begegnen hätte, daß ich versuchen sollte, sie im Glauben an Gott zu stärken, und daß ich ihnen Mut und Trost zum Leben abtreten sollte. Dies geschah eben auch wieder durch ein ganz besonderes Einwirken. Ich mußte mich einmal darin versuchen, einen Teil des menschlichen Denkens zu erfassen und dann mein Denken dort einzuschalten. Man kann aber als Geist nicht überall und ohne weiteres das Denken des Menschen ausschalten, denn er hat sein eigenes Bewußtsein, seinen eigenen Willen. Dieser Wille kann dann unser geistiges Einwirken verdrängen.

Das tat ich ja nie allein, immer hatte ich meine geistigen Lehrer um mich, und sie erklärten mir:

– «Siehst du, da stehst du einem sehr willensstarken Menschen gegenüber. Hier hat es keinen Sinn, sich bei ihm Einlaß zu verschaffen, denn er ist ein zu selbständiger Mensch und hat so seinen eigenen Willen. Davon mußt du also absehen. Aber du mußt es bei ihm auf eine andere Art versuchen, ihn abzulenken. Mache dich an seine Mitmenschen heran, mit denen er zu

tun hat. Bemächtige dich ihrer, damit sie den gewünschten Einfluß auf ihn ausüben.»

So hatte ich meine Arbeit auf verschiedenen Gebieten zu verrichten. Ich tat es, weil ich die Notwendigkeit dazu für meine Entwicklung und meinen Aufstieg erkannte. Natürlich hätte ich mich viel lieber in den schönsten Himmeln gesehen... Aber so schnell sollte ich diesen schönen Himmel nicht verdient haben.

Man führte mich dann stufenweise von einer Arbeit zur andern. Bei jeder hatte ich so lange zu verweilen, bis ich sie wirklich mit Liebe ausführte und geradezu ein Verlangen danach hatte, Menschen dafür auszusuchen, und wenn es zu einem Gelingen kam, freute ich mich. Dann war man mit mir zufrieden.

So ist es mir ergangen auf den verschiedensten Gebieten. Dann hat man mich zurückgeholt. Das heißt: ich durfte abwechslungsweise auch in jene geistige Welt zurückkehren. Da lebte ich ja mit anderen zusammen, und unsere Umgebung war sehr schön. Aber alle, die mit mir waren, hatten eifrig zu tun, genau wie ich. Man sprach nur von seinen Aufgaben. Man war nur kurze Zeit miteinander, und man wußte, um was es ging. Man mußte hart und streng arbeiten, um dann in diesen freien, schönen Himmel einzugehen. Wir wußten also: man muß sich diesen Himmel mit seiner Arbeit verdienen...

Als es dann so weit war, da öffnete man mir ein großes Tor, und ich stand vor prachtvollen Gärten. Und da fing das Wandern wieder an. Auf unseren Wanderungen begegneten wir vielen, vielen Geschwistern. Aber hier schienen alle glücklich und frei zu sein. Es erging ihnen genau so wie mir. Ich war froh, es überstanden zu haben... Ich kam mir vor wie von einer langen, schweren Krankheit genesen, und fühlte mich glücklich, daß alles gut vorüber gegangen war. So begegnete man sich und jubelte sich wechselseitig zu, man ging auch zueinander hin, umarmte sich und ging wieder weiter, bis man zu diesem Hause gelangte, wo es dann hieß:

– «Das ist jetzt deine neue Heimat. Hier sollst du wohnen.»

Und dann stellte man einem diese höheren Wesen vor: «Das ist dein Lehrer; das ist dein Ratgeber.» So zog ich in dieses Haus ein und verweile seither dort, und ich bin so glücklich. Von eben

diesem Hause bin ich ausgegangen, um zu euch zu kommen. Es ist das Haus, das wir so geschmückt haben zu dem großen Feste, das auch wir zur Erinnerung an den Erlöser feiern. Wir haben die Gärten geschmückt, so gut wir's können. Unsere Wege leuchten, alles leuchtet, und wir warten voller Freude auf den großen Besuch...

So habe ich euch aus meinem Leben erzählt – und mein Name ist Stephan. Nun möchte ich mich wieder zurückziehen und die Lichtlein zu jenen Seelen hintragen, die leidend sind. Ich möchte auch jedem von euch ein Lichtlein in sein Haus bringen. Ich will versuchen, ob ich den Weg zu allen finde. Ich hätte Freude, wenn es mir gelänge. So sage ich euch allen: Gott behüte euch, und Gottes Segen verweile bei euch! Gott zum Gruß!

*

Frage: Wir haben gehört, daß dieser Stephan, als ihm das neue Erdenleben bevorstand, einschlafend einen süßlichen Geruch wahrgenommen haben wollte. Hatte dieser für den Geist etwa eine betäubende Wirkung?

Josef: «Ja, dieses Mittel wird bei solchen Wesenheiten angewandt, die sich gegen das ihnen Bevorstehende sträuben. Ein hingebungsvoller Geist aber, wenn er zu diesen Vorbereitungen geführt wird, wird einfach seine Augen schließen und ruhig einschlafen. Ihr könnt euch aber vorstellen, daß es Wesenheiten gibt, die sich direkt weigern möchten, Geister der Unseligkeit, die nicht bereit sind, in ein neues Erdenleben einzutreten. Sie haben aber auch absolut kein Anrecht darauf, daß man mit ihnen so liebevoll umgeht, oder daß man sie einlädt, sich hierher oder dorthin zu legen und ihre Augen zu schließen. So käme man mit diesen Unseligen nicht weit, denn sie sind oftmals gewalttätig. Hier muß die Gotteswelt dann eben andere Mittel anwenden, womit sie diese Wesen zur Ruhe bringt. Es bedarf nur eines Zuwehens mit einer Hand eines der erhabenen Wesen, und der Betreffende fällt in Schlaf. Es nützt ihm also alles Sträuben nichts, aber wehren kann er sich anfangs.»

Frage: Wie wir aus dem Gehörten entnehmen können, werden Geister auch gegen ihren Willen inkarniert. Demnach wäre der freie Wille auch wieder nur relativ?

Josef: «In dieser Beziehung ist es mit dem freien Willen so, wie wenn ein Arzt zu einem schwerkranken Menschen sagt: ‹Dein Leben kann nur durch eine Operation gerettet werden.› Der Kranke aber hat den freien Willen und sagt vielleicht: ‹Ich will nicht!› Schließlich ist es aber dann so weit, daß er sich vor Schmerzen krümmt und alles mit sich geschehen läßt. Dann bringt man ihn einfach ins Krankenhaus, und er wird operiert. Die anderen haben dann einfach für ihn das getan, was sie für seine Rettung als richtig erkannten.

So ist es auch im geistigen Reich. Man wird den Willen des einzelnen nicht kürzen, wenn er zum Guten führt, aber man wird ihn dahin beeinflussen, daß das getan wird, was für ihn notwendig und gut ist. Denn die Geister Gottes haben kein Interesse daran, den Dingen lange zuzusehen, die sinnlos sind. Dann geschieht eben das, wie in diesem Beispiel: man versucht es zum Vorteil solcher Wesen gleich mit dem richtigen Mittel.»

Frage: Wir haben in diesem Falle gesehen, daß diese Seele nach ihrem verwerflichen Leben eigentlich schon bald wieder inkarniert wurde, d.h. nachdem er ein Menschenleben lang in einer tiefen Läuterung und nachher noch eine Zeitspanne in einer gehobeneren Sphäre zugebracht hat. Sonst wird doch ein Mittel von etwa dreihundert Jahren genannt?...

Josef: «Es trifft tatsächlich sehr oft zu, daß solch schwerbelasteten Geistern es verhältnismäßig rasch ermöglicht wird, sich etwas aufwärts zu schaffen. Denn man möchte im geistigen Reiche so wenig Zeit – wenn ich von Zeit reden darf – wie nur möglich verlieren. Man will jedem Gelegenheit geben, rasch vorwärts zu kommen. So gut, wie die Gotteswelt das Leben eines Menschen kürzen kann, wenn sie sieht, daß sein ganzes Dasein

auf Erden sinnlos ist, weil es keine geistigen Errungenschaften zeitigt, so daß es also besser für ihn ist, daß er vorzeitig abberufen wird – ebenso gut kann das Leben eines Menschen auch verlängert werden.»

Frage: Lieber Josef, ist es auch möglich, daß sich die Umwandlung eines für die Wiedereinverleibung bestimmten Geistes bei vollem Bewußtsein erleben läßt, also ohne diesen Umwandlungsschlaf?

Josef: «Es ist beides der Fall.»

4. ELISABETH

TREUE ÜBER DEN ‹TOD› HINAUS

Kundgabe vom 4. Januar 1961

MEIN Name ist Elisabeth. Ich kam in die geistige Welt, umringt von vielen schönen Wesen, darunter auch Verwandten. Meine Eltern und Freunde durften mich begrüßen, doch dauerte ihre Anwesenheit nicht lange. Bald führte man mich im Fluge hinweg in eine schöne Stadt. Da war alles so licht, so farbenfroh und prächtig...

Zum ersten hatte ich ja nur zu staunen. Ich war ja so überrascht über diese neue Welt, die ich vorfand. Alles so farbenfroh – und im übrigen ähnlich wie auf der Erde, nur eben viel schöner. Ich sah die schönsten Gebäude. So freundlich wirkte alles auf mich ein. Ich fand eigentlich gar nicht viel Worte dafür; denn ich war von alledem zu sehr beeindruckt, und ich mußte alles nur bewundern. Aber ich empfand doch auch Sehnsucht nach meinen Angehörigen. Wir konnten ja nur kurze Zeit beisammen sein, und gerade ein Zusammensein mit ihnen wäre meine größte Freude gewesen.

Ich suchte meinen Mann. Er war nicht zur Begrüßung erschienen, und er war doch vor mir für die Welt gestorben. Engel nahmen sich meiner an, und ich erlaubte mir, sie zu fragen:

«Warum ist denn mein Mann nicht gekommen?»

Ich ahnte ja den Grund. Denn er hatte manchmal eine üble Gesinnung, und nicht minder übel waren seine Taten gewesen. Gleich überlegte ich mir: ‹Das ist bestimmt die Strafe Gottes! Er darf nicht diese Schönheit und den Frieden erleben wie ich und die anderen, denen ich begegnet bin.› Da sagte der Engel zu mir:

– «Wir geben dir eine große Freiheit in dieser Stadt. Vorerst wollen wir dich noch nicht in eine Arbeit einreihen. Wir sehen deine Sehnsucht nach deinem früheren Lebenskameraden. Du möchtest ihn aufsuchen und ihm behilflich sein. Darin stehen wir dir nicht im Wege, du bist ganz frei. Wir kennen deine Gesinnung, deine Seele haben wir durchschaut, und so darfst du deinen Weg gehen. Wir führen dich an jenen Ort hin, wo dein Mann lebt.»

Ja, ich wollte ihm helfen, ich ahnte ja, daß er für seine üblen Taten und seine üble Gesinnung zu büßen hätte. Da, wohin man mich nun hinbegleitete, sah es zwar nicht so trostlos und öde aus, wie ich befürchtet hatte. In einer Umgebung von mildem Grün sah ich ein großmächtiges Gebäude. Doch wie ich dorthin kam, kann ich gar nicht sagen. Es ging im Flug, und plötzlich stand ich vor diesem riesigen Gebäude, das mich an eine große Fabrik erinnerte. Kleine Fenster waren dicht aneinander angebracht, und rund um das Bauwerk standen in gewissen Abständen Wächter Gottes.

Vorerst hatte ich einen Begleiter bei mir, der mich auf alles aufmerksam machte und mir die Bedeutung von allem erklärte. Als ich mich etwas umsah, erblickte ich vor diesem riesigen Bauwerk auch eine umfangreiche Eiche und in deren Nähe einen schönen Brunnen mit vielen Bänken darum zum Ausruhen. Ich sah nun auch, daß ich mit meinem Begleiter nicht allein da stand, vielmehr waren die Ruheplätze schon ganz gut besetzt. Ja, man lagerte sogar auf Wiese und Wegen, und je mehr ich mich umsah, desto mehr Wesen bemerkte ich. Im ersten Augenblick hatte ich geglaubt, allein zu sein; dann weitete sich mein Auge plötzlich, und so konnte ich die vielen anderen Geschwister sehen.

– «Sie haben dasselbe im Sinne wie du», klärte mich mein Begleiter auf, «sie alle warten auch auf eines oder einen ihrer Lieben, die da in diesem Hause gehalten sind. Sie warten auf deren freie Zeit, auf die Pause, in der jene heraustreten dürfen zu ihnen. Dann kann man mit ihnen plaudern und sich mit ihnen unterhalten. Viele, die du hier siehst, sind wie du noch nicht lange in der Geisteswelt. Sie wissen also noch recht gut Bescheid über das Geschehen auf Erden, und so bringen sie dann ihren hier wohnenden Angehörigen die letzten Nachrichten, auf die sie warten. Man will sie nicht nur trösten, sondern sie auch von dem unterrichten, was man eben weiß, sei es vom Jenseits, sei es von dem Geschehen auf Erden.»

Es dauerte dann nicht allzu lange, da öffneten sich die verschiedenen Tore rund um das große Gebäude, und sie kamen herausgeströmt, jeder nach einem Bekannten oder Verwandten Ausschau haltend. Ja sie rannten suchend hin und her, ob wohl jemand sie erwarte. Sie gingen auf und ab und musterten die Anwesenden, ob vielleicht doch ein Bekannter darunter wäre. Man sah auch, wie manche dieser Seelen enttäuscht waren, wie sie sich dann eine Zeitlang niederlegten, irgendwo, bis alles wieder in das große Haus zurückzukehren hatte. Viele aber sah man sich finden, sich umarmen, sich über das Wiedersehen freuen, und man konnte auch merken, daß es nicht die erste Begegnung war, daß man sich viel mehr schon manches Mal hier gesehen hatte.

Ich selbst wollte ja auf meinen Mann warten. Da ich ihn nicht kommen sah, fragte ich meinen Begleiter:

«Kannst du mir vielleicht helfen, ihn zu suchen?»

Denn es war ein großes Gedränge, so viele kamen ja heraus, und so viele warteten hier auf jene – wie sollte ich unter allen jetzt ausgerechnet meinen Mann finden können?

– «Warte, bis alle herausgekommen sind», antwortete der Engel, «dann werden wir ihn sicher sehen, wenn wir so auf- und abschreiten.»

Wir sahen ihn aber nicht... Dagegen sah ich vielfach ergreifende Szenen sich abspielen. Ich sah, wie die wartenden Besucher den Herausgekommenen Mut und Trost zusprachen und sie mit Liebe umgaben. Ja ich überlegte mir auch, in welcher Art und Weise ich wohl meinem Manne begegnen und was ich ihm sagen würde...

Wir fanden ihn jedoch nicht. Da hieß der Engel mich, ihm zu folgen. Das Haus durften wir nicht betreten, aber der Engel gab sein Anliegen einem der Wächter kund, worauf dieser sprach:

– «Wartet hier, ich will eure Bitte weiterleiten!» Und schon trat ein anderer Engel herzu, der mit unserer Bitte wegging. Wir mußten etwas warten. Dann bekamen wir Bescheid, dieser Bruder (mein Mann) halte sich noch im Hause auf; man sei aber dabei, ihm die Nachricht zu bringen, daß man hier auf ihn warte.

Kurz darauf wurde er herausgeführt, und er stand vor mir... Ich faßte ihn bei den Händen und mußte weinen. Er auch. Man

hatte ihm nicht gesagt, wer auf ihn warte. Es war also eine Überraschung für ihn. Ich sagte ihm:

«Du brauchst, wie ich hoffe, nicht allzu lange hier zu bleiben. Ich werde alles für deine Befreiung tun... Ich werde beten und bitten, daß wir miteinander den Weg der Erlösung gehen können und zusammen Befreiung finden. Du sollst deinen schweren Weg nicht allein gehen müssen, ich will ihn mit dir teilen. Ich werde darum bitten, daß es geschehen darf...»

Er hörte mir ziemlich stumm zu. Noch war er überrascht und gerührt zugleich, mich wiederzusehen und zu vernehmen, daß ich bereit war, sein Los mit ihm zu teilen. Bei diesem ersten Mal konnte er mir nicht viel erwidern. Ich wollte ihn mit Fragen bestürmen: «Wie geht es dir? Was tust du in diesem Hause? Wirst du gequält? Mußt du leiden? Bist du traurig, oder wie steht es um dich?» Er antwortete mir nicht, er war zutiefst gerührt, daß ich hergekommen war, um auf ihn zu warten. Da sagte mein Begleiter:

– «Lieber Bruder, verweile jetzt bei uns, bis die Glocke dich ins Haus zurückruft. Hernach findest du vielleicht doch etwas Gelegenheit, über diese Fragen nachzudenken. Wenn du dann wieder heraustreten darfst, bringst du dann vielleicht doch irgendwelche Neuigkeiten mit für deine Frau...»

Er nickte nur zustimmend, als wollte er sagen: «Ja, vielleicht das nächste Mal!...» Ich konnte seine Gedanken erkennen. Ich wußte nun: er hat das große Unrecht eingesehen, das er begangen hatte. Ich hatte das Gefühl, er schäme sich. Er konnte ja ahnen, daß ich nun mehr wüßte von seinen üblen Taten, als es im Erdenleben der Fall war. Darum konnte er wohl nicht reden, er schämte sich. Ich legte ihm die Hände auf die Schultern und sagte:

«Du brauchst dich nicht zu schämen, wir stehen ja alle unter Gottes Schutz und unter seiner Liebe, wie auch unter seiner Vergebung. Wenn du nächstes Mal wieder kommst, wird es mich freuen zu hören, was du zu arbeiten hast.»

So gingen wir drei, ohne viel zu reden, die Wege gemeinsam auf und ab, soweit wir mit ihm gehen durften. Da stand er vor dem Brunnen still, der in der Nähe der Eiche war, und streckte

seine beiden Hände, zum Becher geformt, aus, um von dem geistigen Wasser zu trinken. Wasser wollte er!...

– «Das tut gut», sagte er, «ich habe das Gefühl, daß in diesem Wasser die köstlichsten Speisen enthalten sind. Es kräftigt mich, es gibt mir Mut und Zuversicht.»

Nicht er allein stand an dem Brunnen. Mit ihm tranken noch viele, gierig, und man sah es jedem an, daß ihm dieses geistige Wasser gut tat. Sie fühlten sich gestärkt und erfrischt.

Doch da fing schon ein zartes Glöcklein zu läuten an. Eilig strebte jetzt alles den Eingängen zu. Man wollte sich erst dort verabschieden. So gab es wieder ein großes Gedränge. Ich glaube, daß es den anderen genau so erging wie mir: man wollte in das Haus hineinsehen, etwas mit dem Blick erhaschen, wie es drinnen wohl zuging... Aber ich fand den Eingang so schmal und eng, mein Blick reichte nicht hinein, ich sah nichts. Durch die vielen Türen rings herum hatten bald wieder alle Einlaß gefunden. Überall standen Engel Wache, blickten jeden Eintretenden gewissenhaft an und ließen ihn durch. Dann wurde es wieder still und ruhig um mich her. Viele, die gleich mir hergekommen waren, machten sich wieder auf den Rückweg; andere blieben da, um sogleich auf die nächste Begegnung zu warten.

«Sag mir doch», fragte ich meinen Begleiter, «wie lange dauert es, bis er wieder herauskommen darf?»

– «Schwester, ich kann es dir nicht sagen», gab der Engel zur Antwort, «sie kommen nicht in regelmäßigen Abständen wieder. Wenn das Glöcklein läutet, dann öffnen sich wieder die Tore, und sie treten heraus. Aber wir haben dir ja Zeit gegeben. Du kannst hier warten, wie andere auch, oder du kannst in der Nähe umherwandern, wenn du willst.»

Ich fürchtete aber, das Läuten zu überhören, wenn ich wegginge, und sagte daher:

«Nein, ich will lieber hier warten und beten. Jetzt weiß er genau, daß ich hier bin, und er kann seine Arbeit besser vollbringen. Es wird nicht mehr so qualvoll für ihn sein, wenn er weiß, daß draußen auch jemand auf ihn wartet. Ich setze mich oder lege mich wieder hin wie jene dort. Zwischendurch werde

ich in der Nähe etwas umhergehen, und beten kann ich auch...»

Der Engel stimmte zu:

– «Es ist gut, so wie du willst, soll es geschehen, doch ich verabschiede mich nun. Du hast dich jetzt eingelebt mit mir, und wenn du unsicher wirst, dann werde ich dich wieder finden. Ich werde dich auch weiterhin führen, wenn es an der Zeit ist für dich.»

Ich aber meinte, es wäre doch nicht unbescheiden von mir, wenn ich ihn bäte, noch länger zu bleiben, denn ich hätte ja so gerne noch so vieles von ihm erfahren. Ich war ja so voller Fragen über das Jenseits, war ich doch noch nicht lange hier. Der Engel sah zwar mein Verlangen, sagte aber:

– «Weißt du, einen geringen Teil von alledem, was du von mir erfahren möchtest, wirst du dann von deinem Mann vernehmen. Später wirst du dann besser verstehen, was ich dir zu sagen habe.»

Er ermahnte mich noch und ging. Ich blickte ihm nach, bis er meinen Blicken entschwunden war. Da betete ich: «Gott, du Barmherziger, vergib meinem Mann die Schuld, wie du den Sündern vergibst! Vergib auch mir meine Schulden, die noch auf mir sind! Vergib allen die Schuld! Mach uns glücklich und frei, gib uns den Frieden, befreie uns! Lasse uns alle glückselig zusammen leben!»

Auch unterhielt ich mich mit solchen, welche wie ich warteten, doch wußten sie eigentlich nicht mehr als ich, und es schien mir, daß auch sie noch nicht allzu lange hier im Geisterreiche waren.

Nun, ich möchte die Zeit des Wartens überspringen und von der folgenden Begegnung erzählen. Wie lange ich auf sie gewartet hatte, kann ich nicht beschreiben. Wir haben ja nicht eine Zeitrechnung wie die Menschen, ich kann es euch also nicht definieren. Das Glöcklein läutete wieder. Gespannt ging ich diesmal auch ganz nahe an das Tor heran, wo wir das letzte Mal gestanden hatten, da ich annahm, er werde wieder aus demselben Tor herauskommen. Wieder war es dasselbe Gedränge – aber jetzt sah ich ihn gleich!...

Er kam auf mich zu, und wir umarmten uns. Wir freuten uns, und ich hatte das Gefühl, als wäre er viel freier geworden, als

wäre eine schwere Last von ihm genommen worden. Ja, und im Gegensatz zum letzten Mal konnte er jetzt auch reden. Während er damals so tief beschämt dastand, konnte er nun frei mit mir sprechen.

«Komm, komm!», sagte ich, «wir gehen etwas abseits, und du erzählst mir, wie es dir geht und was du hier zu tun hast. Hast du zu leiden?...»

Wieder waren es dieselben Fragen, doch er sagte:

– «Komm zuerst zum Brunnen und laß mich etwas trinken, das hat mir letztes Mal so wohlgetan. Denn vorher konnte ich ja nie bis zum Brunnen gehen und von seiner Kraftquelle trinken, weil niemand auf mich wartete, niemand für mich betete... Nun aber ist alles anders geworden. Ich bin voller Hoffnung, und es ist mir jetzt ganz gleich, wie lange ich noch in diesem Hause zu bleiben habe bei dem Gedanken, daß du hier auf mich wartest!...»

«Ja, ich warte, bis du kommst», sagte ich darauf ganz eifrig. «Ich warte auf dich, und wenn es eine Ewigkeit dauert!...»

Als er dann von diesem geistigen Wasser getrunken hatte, fühlte er sich erneut gestärkt. Nun gingen wir etwas abseits und legten uns in diese herrlich grüne Wiese, worauf er anfing zu erzählen. Ich war ganz Ohr, denn das alles war so neu für mich. Er begann:

– «Du weißt, ich war kein guter Mensch. Ich hatte nicht verdient, daß du mir deine große Liebe schenktest, daß du mich immer umsorgt und betreut hast im menschlichen Leben, und daß du mir immer vergeben hast. Ich habe es nicht verdient, denn ich war grob und gemein zu dir wie zu anderen Menschen.

Wie ich dann hier empfangen wurde, will ich dir kurz schildern. Zwei großmächtige und ernste Gestalten, schön angezogen, nahmen mich je an einer Hand. Sie führten mich kurzerhand in dieses Haus hinein. Von weitem sah ich auch meine Eltern, wie sie mir zuwinkten, ich sah auch noch einige Freunde – aber nur so im Vorbeiflug. Ich hatte nicht den Eindruck, daß ich selbst so schnell liefe, sondern ich hatte ein Gefühl, als würde ich weggezogen, so schnell standen wir vor diesem Haus. Der wachehabende Engel öffnete bereitwillig das Tor und nickte kurz. Dann

führte man mich in einen großen Raum hinein, wo noch unendlich viele waren gleich mir. Man konnte sie nicht zählen... Sie standen sozusagen alle an einer Art von – Werkbänken... Jeder mußte da arbeiten, und auch ich mußte arbeiten. Es waren Engel da, die über uns wachten. Sie behielten einen stets im Auge, was man arbeitete. Wer sich von der Arbeit entfernen wollte, wurde brüsk zurückgeholt und mit scharfen Worten bedacht... Hier sah man gleich: hier wird nicht gescherzt, hier gilt es ernst... Trotz dieser vielen, vielen Geschwister, die hier zu arbeiten haben, herrscht doch völlige Ruhe. Jeder tut seine Arbeit und ist in sich selbst versunken. Die Engel, die uns überwachen, sie stehen da und sagen: ‹Du mußt so und soviel leisten, bis ich wiederkomme, du mußt!›

Man fürchtet schon ihr Wort... Es gibt keine Schläge oder dergleichen, aber das Wort: ‹Du mußt mit deiner Arbeit fertig sein!›, ist wie ein Hieb, der Schmerz bereitet... Ich habe auch keinen gesehen, der nicht seine Arbeit ausgeführt hätte, und zwar mit Eifer und Fleiß. Auch ich sah ein: ‹hier gibt es keinen Widerspruch, hier muß man arbeiten!› Und was wir hier arbeiten müssen? Wir haben Fackeln herzustellen, Fackeln und noch viele andere Dinge, die dazu dienen, Licht zu verbreiten. Es gibt auch Werkbänke, an denen Gefäße hergestellt werden, Trinkbecher und tellerartiges Geschirr. Ja, selbst flechten muß man lernen... Es werden die zierlichsten Dinge geflochten wie auch gewöhnlichere Gebrauchsgegenstände, die keiner besonderen Zierde bedürfen. Man kann das Schaffen vieler anderer sehen, das ins Künstlerische geht, wie auch die Herstellung einfachster Dinge – je nach den vorhandenen Talenten. Denn wir sind alle ja zusammengewürfelt. Den einen, die schon als Menschen Kunstsinn besaßen, läßt man länger Zeit für die Verarbeitung; doch ist alles genau bemessen, auch sie haben keine Ruhepausen. Haben sie etwas Schönes hervorgebracht, dann mag die Stimme, die zu ihnen spricht, etwas sanfter klingen: ‹Noch so viel hast du zu tun, bis ich wiederkomme.› Ist man weniger erbaut von einer Leistung, dann ist das Wort wieder hart und streng, und es heißt in scharfem Tone: ‹Bis ich wiederkomme, hast du das zu tun! So und soviel liegt vor dir. Du weißt, daß du zu arbeiten hast!...›

Die harten Worte schmerzen wie Pfeile im Leib. Man nimmt sich zusammen. Aber doch ist in allem eine Gerechtigkeit...

So habe auch ich meine Arbeit. Aber als ich zum ersten Mal diesen Raum betrat, wo so gearbeitet wird, warf ich meine Blicke hierhin und dorthin, um zu sehen, was da vor sich ging. Überall wurden Dinge hergestellt, deren man sich im Geisterreiche bedient. Das Schöngeformte, Kunstvolle wird dann von Wächtern Gottes ausgesondert. Was man für gewöhnlich und ohne besonderen Wert hält, das wird zum großen Haufen gelegt. Aber auch das braucht man, es gibt ja so unendlich viele Seelen... Eine arme Seele in der Tiefe ist froh um einen ganz gewöhnlichen Becher, woraus man etwas trinken kann. Der kunstvoll verzierte Kelch aber wird dorthin gebracht, wo man daran gewöhnt ist, schöne Dinge zur Hand zu nehmen.»

Ich hatte meinem Mann nur zuzuhören... Dann fragte ich aber verwundert:

«Diese Dinge alle, die da hergestellt werden, finden alle ihren richtigen Platz? Wer trägt sie denn dorthin?»

– «Ja, darüber werden wir auch unterrichtet. Denn verstehe, wir arbeiten nicht die ganze Zeit hindurch in dieser Weise. Man ruft uns nämlich auch auf zum Unterricht, wo man uns einigermaßen über den Heilsplan Gottes unterrichtet. Als Menschen hatten wir uns ja im falschen Denken und Handeln geübt... Jetzt sollen wir darauf hingewiesen werden, wieso wir falsch gedacht und falsch gehandelt hatten. Für diesen Unterricht mußten wir den Arbeitsraum verlassen und wurden in Gruppen eingeteilt. Andere wieder müssen schon in diesem Hause Unterricht in Sprachen nehmen. Auch gibt man Gelegenheit zum Niederschreiben. Denn unser Denken ist noch nicht so entwickelt, daß wir alles, was uns gesagt wird, behalten könnten. Man gibt uns auch eine Art Papier – ich sage jetzt ‹Papier› –, und darauf machen wir unsere Notizen, schreiben wir unsere Aufsätze, um daraus zu lernen. Unmöglich könnten wir sonst alles behalten, es stürzt doch so viel Neues auf einen ein. Mit der Zeit geht es dann immer besser, und es ist, als würde das Gedächtnis so weit und groß... Man kann diese Dinge, die einem gesagt werden, besser behalten.»

So erklärte es mir mein Mann. Dann aber sagte er noch:

– «Es gibt auch Zeiten, da werden wir aus der Schule herausgeholt, und wir müssen wieder woanders hingehen.» Und er fügte hinzu: «Du hast ja dieses riesig große Haus gesehen. Kannst du dir vorstellen, wie viele Räume und Gelegenheiten es da gibt zu wirken?» Und dann wurde er etwas traurig und sagte: «Weißt du, das, was wohl keiner liebt, das ist, wenn man ganz einsam sein muß. Wir haben nämlich unsere Zellen hier... Sie sind genau so breit und so lang, wie die ausgebreiteten Arme. Hier drinnen haben wir uns dann auch aufzuhalten. Da gibt es eine Sitzgelegenheit, nur ein gewöhnliches Brett, und daran sind Sprossen angebracht, schräggestellt wie eine Leiter... Da kann man sich hinlegen, oder man kann knien. Man kann so wunderbar beten, dazu ist eine gute Gelegenheit. Aber dieser rohe Stuhl ist alles, was wir haben. Er ist, glaube ich, so geschaffen worden, um uns Gelegenheit zu geben, hier zu beten – wenn auch nicht bequem, doch etwas entgegenkommend.

In dieser Zelle haben wir zu bleiben und zu meditieren, in der Dunkelheit. Es ist nicht hell wie da, wo wir arbeiten oder unterrichtet werden. Das Licht wird wie ausgelöscht. Vielleicht dient die Dunkelheit auch dazu, um besser meditieren zu können, um nicht abgelenkt zu werden, um sich mehr verinnerlichen zu können. Aber es ist doch etwas Unerfreuliches, in dieser Dunkelheit zu sein. Anfangs fiel mir der Aufenthalt darin recht schwer, denn ich empfand die Zelle als einen Kerker. Ich war also eingesperrt. Dunkelheit war um mich, und ich konnte nicht beten. Wohl dachte ich über mein Erdenleben nach, sehnte aber immer den Augenblick herbei, wo die Tür sich öffnete und man wieder hinaustreten konnte. Und da nahm ich mir den Vorsatz: ‹Ich will arbeiten und schaffen, nur daß ich nicht mehr in diese Zelle muß!...› Aber alle Insassen dieses Hauses müssen in diese Zellen gehen, in die Dunkelheit...»

– «Nun aber», fuhr mein Mann fort, «seitdem ich dich gesehen hatte und wußte, daß du vor dem Hause wartest, ist mir diese Zelle nicht mehr zur Qual, sondern jetzt kann ich darin beten, und ich bin voller Zuversicht. Denn ich weiß, die Tür öffnet sich wieder, und das erste Mal, als ich dich gesehen hatte und nach-

her wieder zurück mußte in die Zelle, da war ich wie gestärkt, als ich wieder herauskam. Ich fühlte mich nicht mehr bedrängt, ich war viel freier, und es ängstigte mich nicht mehr davor, wieder dahin zurückkehren zu müssen. Es ist mir gleich, wenn ich nachher wieder in die Zelle gehen muß. Denn ich weiß, die Tür öffnet sich wieder – nicht nur die Tür der Zelle, sondern auch die Tür, durch die man hinaustreten kann, wo man die Freunde und Bekannten wiedersehen kann. Darum freue ich mich darauf, wenn das Glöcklein wieder läutet und ich mit dir plaudern kann...»

So erzählte er mir – wie lange weiß ich nicht. Das Glöcklein läutete wieder, und er mußte wieder zurück. Ich aber wollte es nicht anders, als abermals zu bleiben und zu warten. Jetzt wußte ich doch etwas mehr von diesem Hause, und ich getraute mich dann an die anderen heran, die gleich mir draußen warteten, und ich sprach mit ihnen über das Leben unserer Geschwister in diesem großen Hause. Dadurch fand ich mein Wissen von den anderen bestätigt. Der eine sagte: «Ich warte auf meinen Freund – auf meine Mutter – auf meinen Vater – auf meine Schwester – auf meinen Bruder» usf. Man wartete also, und diejenigen, die schon lange warteten und wußten, was da drinnen vor sich ging, die beteten nun, damit es jenen leichter werde, damit ihre Hoffnung und Freude grösser würde.

Mein Mann durfte ja nun wieder und wieder kommen, und von Mal zu Mal hatte ich das Gefühl, als werde er immer freier. Darüber freute ich mich, und wir gingen abseits und beteten: «Gott, gib doch all diesen Bedrängten die Kraft zur Einsicht! Schenke ihnen deine Gnade und befreie sie!» Wie oft wir uns gesehen haben? Ich konnte es nicht mehr zählen. Ich wußte auch nicht, wie lange ich gewartet hatte. Da kam der Engel wieder...

Er hatte ja gesagt, er komme wieder, wenn es Zeit sei. Gar manchmal habe ich an ihn gedacht. Ich hätte ihn so gerne manches gefragt. Jetzt stand er da und redete zu uns beiden:

– «Es dauert nun nicht mehr lange, du mußt nur noch einmal hineingehen, und dann bist du ganz frei!»

So sprach er, zu meinem Mann gewandt, und wir freuten uns so sehr... Und so geschah es wirklich. Nur noch einmal ging er hinein. Als er wieder herauskam, war er frei...

– «Frei!», sagte er, als er wiederkam. «Ich muß nicht mehr hinein, ich bin ganz frei!...»

Ich hatte das Empfinden, er sei jünger und schöner geworden. Nun durften wir miteinander wandern. «Jetzt ist deine schwerste Läuterungszeit vorüber», sagte der Engel zu ihm. Dann wandte er sich an mich:

– «Wenn du willst, darfst du ihn begleiten auf seinem Weg, und ich werde euch sagen, was ihr zu tun habt. Eure Aufgabe besteht darin: die Liebe, die euch geschenkt wurde, und die Vergebung – die sollt ihr weitertragen, überall verkünden! Ihr sollt wandern dürfen, wohin ihr wollt, und wo ihr ermattete Seelen trefft, gehet hin und tröstet sie! Sagt ihnen, was ihr erlebtet, wie es euch erging.»

So gingen wir miteinander dahin, im strahlenden Lichte, unter der Sonne Gottes. Überallhin wanderten wir, wo der Weg für uns frei war. Dabei begegneten wir so mancher uneingereihter Seele, die nicht in dieses große Haus oder anderswohin verbracht worden war. Es waren Seelen, die in ihrer Freiheit beobachtet wurden. Sie sollten zeigen, was sie mit ihrer Freiheit anzufangen wußten. Aber sie wußten nichts Richtiges mit ihr anzufangen...

Es kam dann auch soweit, daß ich fühlte, es sei nicht mehr das richtige Wort, wenn ich sagte ‹mein Mann›, oder wenn er sagte ‹meine Frau› – sondern jetzt nannten wir uns ‹Bruder› und ‹Schwester›. Als Bruder und Schwester suchten wir die anderen auf, und wir schlossen sie auch ein als Bruder und Schwester. Dadurch brachten wir vielen Trost, und wir erzählten ihnen von meiner Wartezeit und vom Leben meines Bruders. Dadurch vermochten wir manche dieser uneingereihten Seelen aus ihrem Schlaf aufzurütteln. «Du solltest dich doch melden», sagten wir ihr dann, «und dir eine Aufgabe erbitten. Tue doch etwas Sinnvolles in dieser wunderbaren Welt, und stehe oder sitze nicht so herum!... Tue etwas zur Befreiung deiner Geschwister! Versuche, sie emporzuheben – dann hebst du dich auch selbst empor!»

Denn diese uneingereihten Geschwister haben eine gewisse Bewegungsfreiheit. Sie können in tiefere Sphären gehen, sie kön-

nen unter Menschen gehen. Dabei sehen sie so viel Leid und Ungerechtigkeit. Sie hätten die Möglichkeit, vielerorts einzugreifen und etwas zum Fortschritt eines Jenseitigen oder Diesseitigen beizutragen. Raffen sie sich endlich zu solchen Leistungen auf, so findet sich alsbald die Engelswelt bei ihnen ein und führt sie zu einer wohlgeordneten Aufgabe.

So verlief mein Leben mit jenem Bruder, der einst mein Mann war. Heute aber, zu dieser Stunde, da ich euch dieses erzähle, haben wir uns längst getrennt: er erfüllt eine schöne Aufgabe, und ich eine andere. Doch finden wir uns in unserem Schaffen immer wieder von Zeit zu Zeit. Zwar stand ich einige Stufen über ihm und erfüllte von dort aus meine Aufgaben; das hinderte mich aber nicht, ihm jeweils wieder zu begegnen, und so stehen wir heute in großer Freundschaft und Liebe zueinander. Aber nicht nur wir – denn unser Empfinden ist weit geworden für die Liebe, für die Zusammengehörigkeit. Wir fühlen uns alle als Glieder einer Familie, wir sind alle Brüder und Schwestern. Ja, die Vorstellungen, die sich der Mensch davon macht – sie stimmen nicht... Diese engsten verwandtschaftlichen Bindungen werden im Geisterreiche auf einer gewissenen Ebene in dieser Weise gelöst; dann sind sie alle Brüder und Schwestern, und man ist frei. Trotzdem ist man aber mit denen verbunden, mit denen man einst zusammen gelebt. Immer wieder findet man sich mit ihnen zusammen. Früher oder später entsinnt man sich: ‹Du standest einstmals an meiner Seite, und mit dir zusammen habe ich diese Aufgabe vollbracht.›

So, liebe Geschwister, habe ich euch etwas aus meinem Erleben erzählt. Ihr werdet im Laufe des Jahres noch viel Gelegenheit haben, von den verschiedensten Geschwistern zu hören, wie es ihnen ergangen ist, was sie zu tun haben, welches ihr Ziel ist. Liebe Freunde, trachtet immer nach den geistigen Höhen, immer nach Gerechtigkeit! Und ich möchte euch noch eines ans Herz legen: bedenket gerade jetzt, beim Eintritt ins neue Jahr – was nützte es euch, wenn ihr die ganze Welt gewönnet, aber an eurer Seele Schaden leidet?! Darum erhebet eure Augen und Herzen empor zu Gott und vergesset nicht das wirklich geistige Schaffen. Vergesset nicht, die Gesetze Gottes zu erfüllen!

Das Leben ist kurz. Was nachher kommt, ist lang... Darum sollt ihr doch in die Freude und Seligkeit eingehen dürfen. Eure Seligkeit auf Erden ist unvollkommen. Vollkommen ist sie nur im Reiche Gottes, unter der Führung des Erlösers Jesus Christus, unter der Herrschaft Gottes. Gott segne euch alle! Gott zum Gruß!

5. THEODOR

VOM SCHICKSAL GEZEICHNET

Kundgabe vom 12. Oktober 1960

LIEBE Geschwister, ich hatte ein sehr schweres Leben; denn ich wurde als Krüppel geboren. Es galt, viele Erniedrigungen auf mich zu nehmen – war ich doch ganz auf die Liebe und das Entgegenkommen meiner Mitmenschen angewiesen. Durch dieses leidvolle Leben hatte ich mein Verschulden abgetragen. Das ist es aber nicht, worüber ich zu sprechen habe; denn jetzt, da ich meine Last abgelegt habe, geht es mir gut. Ich bin nach meiner Einkehr ins Jenseits wieder ein freier Geist geworden. Gesund, was meine geistigen Glieder betrifft, gesund auch im Denken, und ich hatte einen starken Willen, weiter aufwärts zu kommen. So erhielt ich auch Belehrung und Führung, die mich auf eine erfreuliche Ebene brachte, auf der ich heute stehe. Aber auch nicht darüber habe ich zu euch zu sprechen, sondern über mein vorletztes Erdenleben. Denn durch mein letztes, schweres Leben habe ich gesühnt, und so konnte ich durch zusätzliche Belehrungen und weiteres Gutmachen in der geistigen Welt diese meine jetzige Stufe erreichen. Doch nun möchte ich zurückgreifen in jenes vorletzte Leben, in dem ich mir Schuld aufgeladen hatte, und schildern, wie es mir nachher im Jenseits erging.

Ich hatte als Mensch damals einen zu jener Zeit nicht gerade schönen Beruf ausgeübt und mich an meinen Mitmenschen aufs schwerste versündigt. Ich war Gefangenenwärter. Damals nahm man es nicht so genau mit der Behandlung der Gefangenen. Eine große Schuld hatte ich mir zugelegt!... Ich war gefühllos, hatte keine Liebe, nichts dergleichen. Und eben aus dieser Gefühlsarmut heraus hatte ich mich so schwer verschuldet.

Jetzt möchte ich von meiner Heimkehr aus jenem Leben und von der geistigen Welt erzählen.

Wie es im Erdenleben zugeht, das wißt ihr ja selber – wie man sich verschuldet, wenn man sich von Gott abkehrt und für den Nächsten nichts übrig hat, wenn man ein gefühlsarmes Leben

führt und sich bei den anderen sozusagen verhaßt macht. Darüber braucht man euch kaum viel zu erzählen, das begegnet euch immer wieder. Aber das von der anderen Welt möchte ich euch nahebringen, wie es mir erging, als ich die Schwelle zum Jenseits überschritten hatte.

Sogleich kamen mir ganz eilig zwei sehr schöne Geistwesen entgegen. Es war mir schon klar, wo ich mich befand. Ich spürte auch sofort diese höhere Macht um mich, und man sagte mir auch gleich:

– «So! wir sind nicht zufrieden mit dir, Theodor! Ein übles Leben hast du geführt! Du hast deinem geistigen Leib große Wunden zugefügt, und diese brauchen eine lange Zeit, bis sie geheilt sind. Ein übler Mensch warst du!»

Die beiden schöngekleideten Geister standen zu meiner Rechten und zu meiner Linken. Ich erinnere mich noch genau: sie wechselten ab mit den Vorwürfen, die sie mir machten. Immer wieder mußte ich sie sagen hören:

– «Du warst ein übler Geselle, Theodor!»

Nun, das wußte ich, und es war mir klar, daß ich nicht so gelebt hatte, wie ich eben hätte leben sollen. Ich glaubte ja nicht an ein Weiterleben, und daß man zur Verantwortung gezogen würde. Ich lebte eben darauf los – und nun hieß es:

– «Ja, mit solch üblen Gesellen, wie du einer bist... was bleibt da einem schon übrig, wie muß man mit solchen schon umgehen? Da kommen sie her, zerfetzt, und ihr geistiger Leib ist krank und verwundet durch ihre scheußlichen Taten. Nun komm mit!»

Ich befand mich ja eigentlich schon längst unterwegs und fühlte mich müde, ich wollte zuerst einmal ausruhen, nachher könne man wieder mit mir reden...

– «Nein!», sprach man zu mir, «du wirst schon noch Zeit haben, dich auszuruhen, vorerst kommst du jetzt mit!»

Man führte mich auf einen langen Weg, der mich an eine Allee im Erdenreich erinnerte. Zu beiden Seiten standen Bäume – aber was für Bäume!... Eigentlich hatten sie nur hie und da einen leeren Ast, aber ein Blatt daran gab es nicht, alles war trostlos und kahl. Ich hatte nicht gerade ein Kältegefühl, aber

es war recht unbehaglich. Da gab es nichts, was einen irgendwie hätte erhellen oder ermuntern können. Kein Grün, nichts, es war alles öd und kalt, wo ich auch hinblickte.

So wanderte ich durch diese Straße der kahlen Bäume entlang, immer unter den Anschuldigungen und Vorwürfen meiner beiden Begleiter. Einmal von rechts, einmal von links... Man kam auf die Menschen zu sprechen, die ich mißhandelt hatte, und daß die ihnen zugefügten Wunden nun meine eigenen seien, und es werde ziemlich lange dauern, bis diese geheilt wären.

Aber das verstand ich nicht. Ich betrachtete meine Hände und mich selbst, denn ich fühlte nichts von Wunden. Doch erstaunte ich über mich selbst, wie ich aussah!... Ich hatte ein Gewand an von ganz dunkelbrauner Farbe, ein grobes Gewand und gar nicht so, wie Männer es tragen, sondern hochgeschlossen bis zum Hals hinauf, und es hatte weite, angeschnittene Ärmel. Sozusagen ein Sack war es, der bis zu den Knien ging, dazu ein Beinkleid von gleicher Farbe, und obendrein war ich barfuß. Ich betrachtete mich, so gut ich konnte, hatte aber gar nicht das Gefühl von Wunden – nur daß ich eben dieses komische Gewand trug. Aber ich dachte, in dieser Welt sei dies eben so Mode. Es ließ mich auch ziemlich gleichgültig, was ich anhatte; denn dazumal hatte ich nur eine grenzenlose Müdigkeit in mir, und ich wollte nur schlafen – weitere Beschwerden hatte ich keine.

Wir kamen dann an ein sehr langes, kahles Gebäude. So wie ich es sehen konnte, hatte es ganz kleine Fensteröffnungen, und sehr viele Türen gab es, eine an der anderen, denn es war ein niedriges und sehr, sehr langes Gebäude. Man öffnete mir eine solche Türe und sagte:

– «Da! das ist jetzt deine Heimstätte.»

Man war mit mir eingetreten, und da sah ich, daß der Raum trotz der kleinen Fensteröffnung ganz dunkel war. Nun, man machte nicht mehr viele Worte, man hatte mich mit Vorwürfen genug überhäuft und ließ mich jetzt ganz allein. Ich hatte weder Stuhl noch Tisch – nichts, nur die blossen Wände um mich.

– «Jetzt hast du Zeit zum Schlafen», sagte man mir noch, «so lang du willst.»

Aber ich wollte sie zurückhalten, man könne mich doch nicht einfach so einsperren und noch ohne mir nur zu sagen, wann ich da wieder herausgeholt werde, und ob es überhaupt eine Befreiung für mich gäbe. Sie gaben mir gar keine Antwort. Sie schlossen mich ab, und es war und blieb dunkel um mich...

In jenen Augenblicken war ich auch nicht mehr fähig, weiter zu denken. Ich empfand nur eine große Müdigkeit in mir, und ich konnte mir so vorstellen, daß diese Müdigkeit durch diesen großen Wechsel vom irdischen ins geistige Leben zustande kam. Und dann konnte ich ja schlafen.

Wie lange ich geschlafen habe, das wußte ich nicht. Ich erinnere mich aber noch, wie finster es um mich war, als ich die Augen wieder öffnete. Doch alle Müdigkeit war von mir gewichen. Als ich dann die Dunkelheit um mich wahrnahm, dachte ich: ‹Vielleicht ist es gerade Nacht, vielleicht gibt es auch hier eine Nacht, und so warte ich eben den Tag ab.›

Aber es wurde nie Tag... Ich blieb also in dieser Dunkelheit. Dann fing ich an zu klopfen und zu poltern, zu rufen und zu lärmen und zu toben, um die Aufmerksamkeit anderer auf mich zu lenken. Doch es war vergebens. Ich konnte toben, so viel ich wollte. Ich wurde vorher müde und ließ es dann wieder sein.

Dann dachte ich über mein Leben nach. Ich erinnerte mich auch an die christlichen Feiertage und an das, was man als christliche Lehre verkündigte, daß Christus doch der Menschheit die Erlösung gebracht habe. ‹Etwas stimmt da nicht mit dieser Erlösung›, dachte ich; ‹auf jeden Fall bin ich nicht erlöst. Ich bin in der Dunkelheit... Wie lange wohl?›

Aber ich fühlte mich dann doch gedrängt zu beten, so wie meine Mutter mich als Kind beten gelehrt hatte. Zwar betete ich eigentlich ohne Überzeugung, ohne Andacht – ich betete einfach um Befreiung. Wie lange ich so ausgeharrt habe, weiß ich auch nicht mehr. Das kann ich auch nicht sagen, denn es gibt ja keine Uhr und keine Tage, womit man die Zeit messen könnte. Die Zeit steht gewissermaßen still. Man weiß nicht, was heute und morgen und gestern ist.

Da, auf einmal, als ich noch gebetet hatte, man möge mich doch befreien, und als ich flehte, man möge mir wenigstens etwas

Licht zukommen lassen – da kam ein Licht herein!... Es war in einer Schale mit Öl, das brannte. Wie freute ich mich über dieses Licht! Es war durch die Wand hindurch gekommen und stand da mitten im Raum. Jetzt konnte ich mich umsehen, und es bereitete mir schon eine überaus große Freude, dieses Licht zu haben. Dann überlegte ich bei mir: ‹Ja, du bist jetzt eben in einer höheren Gewalt – das habe ich bereits zu spüren bekommen. Diese höheren Gewalten haben also auch die Möglichkeit, ganz unsichtbar für einen ein Licht durch die Wände hereinzubringen...›

Denn ich hatte niemand sehen können, das Licht kam einfach herein. Das bestärkte mich, weiter zu beten und über mein Leben nachzudenken. Dann kam ich zur Einsicht, daß es eben besser gewesen wäre, ich hätte nicht dieses damals so rohe Handwerk ausgeübt, oder ich wäre wenigstens anders gewesen. Aber ich konnte ja nicht wissen, daß nach dem Tode noch etwas kommt... Wie so viele andere zehrte ich von der Gegenwart, so viel sie mir zu bieten vermochte. Man nutzte sie aus, ließ seinen Gefühlen freien Lauf – und damit hatte man sich dann eben auch belastet...

Enttäuscht mußte ich dann sehen, wie das Licht plötzlich wieder verschwand, so daß ich mich wieder im Dunkeln befand. Das spornte mich aber nur noch mehr an, zu beten und nachzudenken. Also dachte ich: ‹Vielleicht ist das die Hölle, vielleicht bin ich im Fegefeuer?› Ich wußte es ja nicht. Auf jeden Fall befand ich mich in einem Kerker. Ich war eingesperrt, der Freiheit beraubt. Ich konnte nichts tun, also betete ich wieder. Und nach einer gewissen Zeit kam das Licht wieder... Von da ab kam und ging es immer wieder in gewissen Abständen. Ich nutzte diese kostbare Gelegenheit oder Zeit, wenn ich auch von Zeit reden darf, und betete dann wirklich. Ich glaube wenigstens, daß mich dann eine tiefere Reue erfaßte und daß ich einsichtiger wurde.

Ich glaubte auch, feststellen zu können, daß dann das Licht von einem zum andern Mal länger blieb. Doch immer drang es auf diese sonderbare Weise in meinen Raum hinein. Ich sah nie jemand es hineintragen, es kam so durch die Tür oder Wand und stand plötzlich mitten in meiner Zelle. Auch wie lange ich in dieser Dunkelheit ausharren mußte, konnte ich nicht berechnen – auf jeden Fall nach meinem Gefühl eine sehr lange Zeit. Und immer dieses Nichtstun, und ständig diese Finsternis um sich!

Bis dann das Licht wieder kam und ich zu ihm sprechen konnte. Ich habe das alles noch so gut in Erinnerung. Meine Verfehlungen habe ich laut vor diesem Lichte hergesagt. Das hatte mir wieder eine gewisse Kraft gegeben und – ich glaube – auch Einsicht.

Plötzlich wurde von meinem kleinen Fenster, das von außen verschlossen war, das Hindernis entfernt, und etwas Licht drang nun von außen herein, so daß ich für die Zukunft das andere Lichtlein nicht mehr brauchte. Dieses von oben her eindringende Licht genügte, um mich umsehen und mich selbst sehen zu können. So hatte ich nun einen weiteren Hoffnungsstrahl... Ein Lichtlein hatte man mir zuerst gegeben, und jetzt hatte man das Hindernis weggeräumt, welches bisher das Licht von außen abhielt. So wollte ich hoffen, daß auch eine weitere Erlösung für mich bereit sein möchte. Und so war es auch...

Denn plötzlich kamen sie wieder, die beiden, die mich eingekerkert hatten.

– «Nun, Theodor», sagten sie, «ein gewisser Abschnitt deiner Läuterung ist vorüber. Noch aber bleibt dieser Raum hier deine Heimstätte, das sollst du nicht vergessen. Von hier aus aber kannst du dich frei bewegen, da wo du hingezogen wirst.»

Das bedeutete: frei bewegen konnte ich mich in dieser Ebene, in der das langgestreckte Haus stand, und angezogen wurde ich von der Erde, von ihren Menschen. Denn ich war mit ihnen noch zu sehr verbunden, zu sehr an all das Materielle noch mit meinem Denken und Wollen gebunden. Ich war noch gar nicht geläutert, vielmehr den Menschen in meinen Betrachtungen eigentlich noch zu ähnlich. Mein erstes Verlangen, wieder zur Erde und unter die Menschen zu gehen, wurde mir also erfüllt.

Ich wollte auf Erden überallhin gehen. Was mir zu Lebzeiten gar nie möglich gewesen wäre, wollte ich jetzt nachholen. Die beiden hatten gesagt, ich könne in gewissen Sphären frei umherziehen. Ich möchte damit sagen: ich konnte nicht in andere Sphären übertreten, sondern nur aus meiner geistigen Heimat

zur Erde gehen. Diese beiden waren miteinander verbunden, und da kannte ich den Weg gut.

Ich suchte also die Menschen auf, wie es mir gefiel. Mein Wunsch war, doch einmal bei feinen Leuten zu wohnen... Das war ich ja als Mensch nicht gewohnt, ich lebte doch in bescheidenen Verhältnissen. Nun hatte ich diesen Wunsch und zugleich den Zugang zu den feinen Leuten – das heißt: die feinen Leute interessierten mich nicht, mich interessierte vielmehr das schöne Wohnen in ihren Häusern... Ich hatte festgestellt, daß ich nun zwei Heimstätten hatte, eine irdische und eine jenseitige, und diese letzte war übel genug. Auf der Erde hatte ich die Möglichkeit, das Bequeme und Schöne aufzusuchen, nicht aber in der Geisteswelt. Und darum habe ich die Wohnungen der feinen Leute aufgesucht und habe mich da festgesetzt. Ich legte mich nieder, wo es mir gerade gefiel. Nur selten ist es vorgekommen, daß man mir seitens höherer Wesen den Zugang zu diesen feinen Leuten versperrt hat. Aber es kam doch vor, daß ich mir Zutritt zu einem vornehmen Haus verschaffen wollte und dann von Wächtern weggejagt wurde. Doch gab es ja sonst noch genug Gelegenheit, wo ich bei feinen Leuten wohnen konnte, und daran hatte ich eben meine Freude.

Wo es mir gefiel, blieb ich dann eine Zeit. Dann aber, ohne daß ich es eigentlich wollte, zog es mich wieder in meine öde Heimat zurück, in diesen leeren Raum. Die Tür schloß sich hinter mir. Zwar konnte ich sie ja wieder öffnen, hinaustreten und wieder gehen – aber man blieb dann doch eine Weile. Man hatte nämlich das Gefühl, dies hier sei doch eigentlich der richtige Aufenthalt... Und man dachte, man müsse doch da sein, es könnten Überraschungen auf einen zukommen, und man könnte während der Abwesenheit etwas verpassen... So blieb man auch länger und wartete auf jene, die die Macht über einen hatten.

Aber es schien, als habe man mich vergessen, als kümmere sich überhaupt niemand um mich. Und so hatte ich mich eben mehr und mehr diesen Menschen und ihrem Komfort zugewandt. Ich habe mich dann auch nach anderen, meinesgleichen umgesehen und bin auch mit ihnen ins Gespräch gekommen. Auch

habe ich zum Beispiel Kirchen aufgesucht und zu meinem großen Erstaunen feststellen müssen, daß meine ‹Kollegen› oder ‹Kolleginnen› sogar die Kirchen füllten und dort noch miteinander stritten... Meistens ging es um die schönsten Plätze. Sie hatten sich hingelagert, wo sie wollten, und der erste hatte eben den besten Platz belegt. Immer war es ein großer Andrang von Geistwesen, von denen jedes mindestens auf einer Altarstufe sein wollte, und so schoben sie sich vor, wo sie nur konnten. Dann knieten sie dort und beteten... Ja, manche legten sich auch dicht vor den Altar nieder und schienen zu schlafen. Andere sangen und beteten, wieder andere heulten... Es war also ein grosses Durcheinander.

Ich habe mich dann in der Unterhaltung mit anderen danach erkundigt:

«Warum gehen denn die in die Kirche, und was sind das für Wesen, die da gedrängt werden, in die Kirche zu gehen?»

– «Siehst du», bekam ich zur Antwort, «wenn wir hier beten, haben wir die Möglichkeit, schneller befreit zu werden. Es kommen ja auch die Menschen her und beten. Und wenn Menschen andächtig beten, dann steigt aus ihnen eine Kraft, die es uns ermöglicht, ihr nachzugehen und etwas aufzusteigen. Sie bringt uns Erleichterung, Mut und Freude.»

Ich konnte das nicht richtig verstehen. ‹Beten kann man schließlich überall›, dachte ich bei mir, ‹man braucht dazu nicht in die Kirche zu gehen. Ich kann ja auch in meiner anderen Heimat beten, wenn es sein muß.› Zudem glaubte ich, daß die Kirche schon längst entwürdigt sei durch den ständigen Streit all derer, die sich in sie drängten. Manchmal, wenn Menschen kamen, stürzten sie sich wie wild auf sie los, um mit ihnen zu beten, um von ihnen das Heil zu erwarten. Da kamen welche, die beteten viel für die armen Seelen, und dann stritten sie sich um diese Menschen und hängten sich sozusagen an sie. Danach folgten sie ihnen auch nach Hause, kehrten darauf aber gleich wieder zur Kirche zurück, die sozusagen von diesen allen belagert war. Ich besuchte manche Kirche und stellte vielerorts dasselbe fest, ganz besonders in den katholischen Kirchen. Diese waren immer sehr belagert.

Nun, ich sah also, daß es ganz darauf ankommt, was man für ein Interesse hat, was für Neigungen. Mir gefiel es, in einem schönen Haus zu wohnen, mich auf schönen Polstern niederzulassen, eine schöne Umgebung zu haben – und jenen gefiel es eben in der Kirche... Ja, ich blieb ja nicht immer nur in diesem vornehmen Hause, sondern es interessierte mich zu erfahren, was eigentlich meine vielen anderen Geistgeschwister auf dieser Welt machten.

Ich suchte also Lokale der Menschen auf, ich besichtigte Museen, und überall traf ich auch wieder Geister an, die die Menschen dort umlagerten oder auf sie zustürzten, sobald nur einer zur Tür hereinkam. Sie vergnügten sich mit ihnen, sie betranken sich mit ihnen...

Ich ging also auch in Museen, und dort sah ich viele viele Geister. Und zwar so, wie ich mich dort auf Polstern niederließ, hatten sich Geister vor kostbaren Gemälden niedergelassen. Dabei starrten sie ständig diese Gemälde an und strichen mit ihren Händen darüber, hin und her, während andere bewundernd auf und nieder schritten – ja, sie schliefen sogar dort, es war zugleich ihre Heimstätte... Ich habe mich auch mit diesen Geistern unterhalten und sie gefragt:

«Was ist denn das schon für ein Vergnügen, hier zu wohnen!...»

– «Ja, wo wohnst denn du, wenn du doch auch freien Ausgang hast?», fragten sie mich. Ich erwiderte:

«Da mache ich es mir schon bequemer, als da hier auf dem Boden zu schlafen und diese Bilder da anzuhimmeln, ich will es doch schöner haben!»

Die anderen aber erwiderten, ihnen würde das nichts bedeuten, so auf einem Polster zu sitzen, das wäre doch nichts. Jetzt, da man doch vom irdischen Leib befreit sei, brauche man doch kein Polster mehr zum Sitzen. Es sei doch viel interessanter, sich für die Kunst zu interessieren; es sei doch schön, daß man sich jetzt in der Geisteswelt auch mit Kunst befassen könne. Da sah ich gleich, was das für welche waren! Sie wollten nur mit der Kunst zu tun haben – aber sie waren genau so belastet wie ich. Sie hatten auch eine Bürde zu tragen, nur daß sie als Kunstbeflissene sich eben in den Museen niederließen und daran ihre große Freude hatten.

Von solchen ‹üblen Mitgeschwistern› (wie man auch mich vorher genannt hatte) gab es ja genug, die, nachdem sie die schlimmste Zeit der Läuterung vorüber hatten, sich da und dort bemerkbar machten. Man fand sie auch in den Weinkellern herumliegen, in Gesellschaft der dort beschäftigten Menschen. Sie hatten wieder nur Interesse und Freude an dem. So mußte ich immer sehen, daß man auch nach dem Ablegen des menschlichen Leibes noch dieselben Interessen vertrat wie als Mensch.

Ja, ich kann sagen, das Verlangen, das man als Mensch hatte, tritt noch mehr hervor. Was einen im menschlichen Leib vielleicht nur oberflächlich berührte, dem geht man jetzt eifrig nach. So habe ich sie überall angetroffen, im ganzen irdischen Reich. Überall, wo Menschen sind, sind Geister – und zwar allerhand Geister! Es sind eben welche, die sich in der Gesellschaft des Menschen vergnügen, je nachdem sie sich an diesem oder jenem erfreuen, was er tut, wie er denkt und handelt usw.

Ich konnte sie also beobachten. Und ich sah auch, daß gewisse Geister ihre Macht auf den Menschen ausübten. Ich habe dies nicht probiert. Ich hatte überhaupt kein großes Interesse an den Menschen. Es interessierte mich einigermaßen, zu sehen, wie sie lebten, oder womit sich die Geistwesen im Erdenreich abgaben. Und indem ich so viel beobachten konnte, war es für mich fast eine Genugtuung zu sehen, daß ich nicht allein so ein schlechter Kerl war, sondern daß es noch so viele meinesgleichen gab. Ich dachte mir: ‹Ich war schlecht, und die anderen müssen auch schlecht sein, sonst müßten sie wohl nicht auf die Erde zurück wie ich. Oder wenn es ihnen in der geistigen Heimat gefallen könnte, würden sie dort verweilen, und nicht auf Straßen der Erde gehen.› Aber es war ihnen eben auch zu wenig unterhaltsam auf der anderen Seite... Darum blieben sie unter den Menschen. Da gab es viel Unterhaltsames und Interessantes für sie. Und wenn die Menschen sich zur Ruhe begaben, konnte man sich ja sogar mit den Menschengeistern unterhalten. Man hatte also ein ganz interessantes Dasein unter diesen Menschen.

Dann und wann zog es mich jedoch, wie ich schon sagte, auf meine geistige Ebene zurück, und da hatte ich ein Gefühl der

Verlassenheit, als wäre ich vergessen worden... Es kümmerte sich ja gar niemand mehr um mich. Wohl sah ich unter den Menschen dann und wann vornehme Wesenheiten einhergehen, aber die kümmerten sich nicht um mich. Und da dachte ich eben: ‹Du bist ein Ausgestoßener, oder du bist vergessen worden, und du mußt mit deinem Schicksal so zufrieden sein.› Ich wollte nicht klagen, denn ich hatte ja meine Freiheit zurückbekommen und konnte tun, was mir gefiel.

Dem war aber nicht so. Ich hatte falsch gerechnet... Als ich wieder einmal von der Erde zurückkehrte, da traten die beiden plötzlich wieder bei mir ein, schlossen hinter sich zu und sagten:

– «Wir haben mit dir zu reden. Glaubst du wirklich, daß das Leben, so wie du es führst, weitergehen kann? Zwar kannst du wohl noch lange Zeit so weiterleben, aber du wirst nie aus diesem Kerker herauskommen. Wohl hast du die Möglichkeit, von diesem Raume aus den Weg zu den Menschen zu finden und unter ihnen zu leben. Aber das ist auch alles. Die Welt der Menschen ist ja nicht deine wirkliche Heimat. Die wirkliche Heimat ist in der Gotteswelt, und du mußt versuchen, dich aus diesem Kerker herauszuarbeiten. Du hast ein gewisses Licht und diese Freiheit bekommen, das ist ein erster Schritt dazu. Nun kommt das Weitere. Doch überlassen wir es ganz dir zu entscheiden, ob du willst oder nicht, ob dir das Leben in der Weise gefällt, oder ob du dich anstrengen willst.»

Ja, eigentlich gefiel es mir ganz gut... Ich fühlte mich mehr von den Menschen angezogen, als von den Geistern. Die Menschen konnten mir mit all ihrem Drum und Dran mehr bieten als meine geistige Heimat, wo alles um mich so öd und leer war, wo ich keine Möglichkeit sah, in ein besseres Verhältnis zu kommen. Doch dann hat man mir zugeredet:

– «Wir wissen wohl, daß dir dieses Leben so gefällt, aber wir würden dir doch empfehlen, etwas mehr Eifer für ein besseres Leben aufzubringen. Das ist nicht das bessere Leben, das du pflegst, und sieh die Wunden an deinem Leib, sie sind immer noch da!...»

Ich betrachtete mich, sah aber keine Wunden an meinem geistigen Leib. Ich fühlte mich eigentlich recht wohl.

– «Ja,» sagten sie, «du siehst jetzt wohl die Wunden nicht, du wirst sie aber schon noch zu spüren bekommen. Denn die Wunden, die du den Menschen beigebracht hast, sind auch deine Wunden, und sie werden bestimmt auch zum Vorschein kommen.» Und sie fügten noch hinzu: «Es kann nicht immer so weiter gehen, du mußt versuchen, eine Aufgabe zu übernehmen, damit deine Entwicklung beschleunigt wird!»

Da wollte ich wissen wie.

– «Du kannst ruhig weiter unter den Menschen bleiben», war die Antwort, «denn du fühlst dich unter ihnen doch mehr beheimatet als in der Geisteswelt. Es hat Menschen genug, an denen du eine Aufgabe erfüllen kannst.»

Und dann hatten sie sich bereit erklärt, mich zu begleiten, mich in die neue Aufgabe einzuweihen, worin ich wirklich Erfolg haben würde, um nachher eine bessere jenseitige Wohnung zu erhalten. Ich müsse mir also sozusagen diese Wohnung verdienen. Ich willigte ein und dachte: ‹Ich kann's ja mal probieren!...›

Darauf führten sie mich zu einem körperlich stark behinderten Menschen. Er konnte nicht gehen, er mußte kriechen. Sprechen konnte er auch nicht. Also war er ganz auf die Hilfe der Mitmenschen angewiesen. Wenn niemand da war, mußte er eben kriechen.

– «Sieh dir jetzt einmal diesen Menschen an!», sagten sie.

«Ja, es ist furchtbar», erwiderte ich, «ist es wirklich notwendig, daß ich neben einem solchen Menschen bleiben muß?...»

– «Ja, das ist notwendig», sagten sie, «denn du mußt fürs erste versuchen, sein Leid zu verstehen; sein Leid muß dein Leid werden!»

«O bewahre!», wehrte ich ab, «ich will nicht sein Leid haben, und ich habe keinen Gefallen an diesem verunstalteten Menschen.» Doch sie redeten mir zu:

– «Versuche es einmal!»

Darauf führten sie mich noch zu einem andern, der war sozusagen in ähnlicher Verfassung, und sie rieten mir:

– «Du solltest abwechslungsweise vom einen zum andern gehen, und vielleicht findest du noch einen Dritten und einen Vier-

ten. Und dann sollst du dich mit ihnen abgeben. Du sollst ihr Leben betrachten, die Reden mitanhören, die um sie geführt werden, und du sollst den Schmerz mitfühlen, diese Verachtung und Erniedrigung, diese Lieblosigkeit, denen sie preisgegeben sind. Das sollte deine Seele ansprechen! Versuche es, wir lassen dir Zeit. Versuche es einmal mit diesen so abwechslungsweise!»

Ja, ich tat es, aber ich blieb bei keinem lange. Denn das paßte mir nicht, und ich sagte mir, ich könne diesen armen Geschöpfen doch nicht helfen. Und ich sah andere Geister, die vor ihnen ausspuckten und rasch an ihnen vorübergingen. Also ich sah nichts Erbauliches und Schönes. Wohl hatte dann und wann ein Geist auch einmal ein tröstliches Wort für sie, aber der Mensch hörte es ja nicht, so wenig, als wenn ich zu ihm sprach. Nach meiner Auffassung war das alles ganz bedeutungslos, wenn ich mir Mühe gab. Mit diesen Gedanken ging ich während einiger Zeit vom einen zum andern. Dann dachte ich, es sei doch sinnlos für mich, und ich habe mich wieder meinen Interessen zugewandt, habe wieder die anderen Menschen aufgesucht und mit ihnen gelebt.

Aber dann mußte ich ja auch wieder zurück in meine öde Welt, und wieder schien es mir, als habe man mich vergessen. Vorsichtigerweise bin ich dann doch immer wieder so von Zeit zu Zeit vom einen zum andern gegangen; denn ich glaubte, die anderen wüßten ja nicht, wie lange ich bei ihnen verweilte. Ich wußte nicht, daß dies ganz genau aufgezeichnet war, wie lange ich mich diesen ärmsten Menschen gewidmet hatte...

Nun dauerte dies sicher ziemlich lange. Ich hatte meine Freiheit, hatte mich von meiner Aufgabe oft wieder länger abgekehrt, mich dann wieder ab und zu darum gekümmert und diese Menschen besucht, um dann wieder meinem Vergnügen nachzugehen. Dann aber hat man mich wieder zur Rede gestellt, als ich in meine öde Welt zurückkehren mußte:

– «So, jetzt ist's genug! Wir haben dir lange genug Zeit gelassen, jetzt mußt du ganz energisch an deine Aufgabe!»

Ich staunte über diese energische Sprache, in der man plötzlich mit mir redete; denn vorher ging es viel gemütlicher zu. Nun führten sie mich zu solch kranken Menschen hin und sagten:

– «Hier ist dein Platz, er geht bis zu jenem Menschen, zu jenem Menschen, zu jenem dort und noch zu jenem. Und keinen Schritt sollst du woandershin wagen! Du hast dich nur diesen ärmsten Geschöpfen zu widmen! Du kannst dich mit ihnen unterhalten, denn ihr Geist ist ja die meiste Zeit mehr oder weniger vom fleischlichen Leib gelockert und also frei. Du kannst dich mit ihm unterhalten, du sollst ihm tröstliche Worte geben, du sollst hören, was er dir zu sagen hat! Und», fügten sie hinzu, «auch dir steht ein solches Leben bevor, genau in der Weise. Du wirst als Krüppel wiedergeboren!...»

Da erschrak ich. «Ist das denn möglich?», fragte ich zurück. «Steht das in Gottes Güte und Gerechtigkeit?» Das wollte ich nicht glauben, und ich wollte darauf beharren, Christus habe die Erlösung gebracht, folglich könne das nicht sein. Aber da sagte man mir:

– «Ja, Christus hat die Erlösung gebracht, sonst hättest du nicht bis hierher aufsteigen können. Du hättest uns nicht gesehen, du hättest unsere Fürsorge und Hilfe nicht erfahren, wenn Christus nicht die Erlösung gebracht hätte.»

Ich verstand das nicht. Aber man sagte mir, darüber werde man mich später unterrichten.

Jetzt habe ich mir natürlich Gedanken darüber gemacht, daß ich später als Krüppel zu leben haben würde. Das hatte mich tief getroffen. Und ich fing nun tatsächlich an, mich für diese armen Geschöpfe zu interessieren. Für mich war es sozusagen eine Vorbereitung für das neue Erdenleben, das kommen würde, damit ich diesen Widerwärtigkeiten eher begegnen könnte, damit ich dann etwas gestärkt wäre und nicht allzusehr enttäuscht.

Ja, nun konnte ich mich nicht mehr mit anderen unterhalten... Ich habe dann auch getreulich die mir bezeichneten Ärmsten aufgesucht; denn jetzt hatte ich gesehen, daß man Ernst mit mir machte. Und so versuchte ich dann, den Geist dieser Menschen zu trösten. Und jeder hat mir dann erzählt, warum er als Krüppel zu leben habe – wie manchen Menschen er in einem früheren Leben umgebracht, wie manchen er gemartert, wie manchen er betrogen hatte usw. Nun wußte ich es: das ist die Vergeltung!...

Als ich ihnen nun sagte, mir sei dies gleiche Schicksal offenbart worden, meiner warte ein gleiches Erdenleben – ja, da trösteten diese Ärmsten mich, der ich sie hätte trösten sollen... Sie sagten mir im geistgelösten Zustand:

– «Das Erdenleben ist ja kurz, und so etwas kann man schon durchstehen; nachher werden wir von diesem Elend befreit sein...» Und einer von ihnen sagte zu mir:

– «Weißt du, ich werde von vielen Menschen angeödet, sie plagen mich und lachen über mich. Aber mein Schutzgeist hat mir gesagt, alle diejenigen, die mich beleidigen, die mich verhöhnen, die mir etwas zuleide tun, müßten dann in der anderen Welt vor mich hintreten und mir Abbitte leisten.»

Ja, das wollte ich eigentlich nicht... Aber ich sah, daß es jenem wieder Kraft gab auszuhalten in seinen großen Schmerzen, in seinem schweren Schicksal. Und so vertiefte ich mich immer mehr in das Schicksal dieser schwerleidenden Menschen hinein. Ich versuchte, ihr Leid und ihre Schmerzen mitzutragen – denn sie waren nicht ohne Schmerzen, diese verkrüppelten Menschen.

Und ganz plötzlich empfand ich an meinem eigenen geistigen Leib Schmerzen... Nun konnte ich mit ihnen fühlen, mit ihnen leiden, und wir trösteten uns gegenseitig. Sie alle wußten – sie sahen es ja –, daß ich für das gleiche Schicksal gezeichnet war. Da habe ich mich immer mehr von allem irdischen Geschehen abgewandt und mich fortan nur noch diesen Ärmsten gewidmet. Ich versuchte, ihnen nach meinen geistigen Kräften beizustehen. Manchmal ist es mir gelungen, einen etwas zu schieben, ihm etwas Kraft zu geben, ihn etwas zu führen, und so bekamen wir zusammen ein gutes Verhältnis.

Sie aber, die noch als Menschen lebten, sie versprachen mir – das heißt, ihr Geist versprach es mir, ich konnte mich ja mit dem Geist dieser Ärmsten unterhalten – im Geiste also versprachen sie mir:

– «Wenn wir unsren armseligen Körper abgelegt haben, werden wir uns dir dankbar erweisen. Wir werden dich nicht vergessen dank der Hilfe, die du uns zukommen ließest. Und wenn dann du als Mensch in diesem Zustand lebst, dann kommen wir auch!» Und jeder betonte:

– «Ich komme auch, ich werde dich dann auch trösten, und du wirst deine schweren Zeiten haben. Aber man kann sie besser überwinden, wenn man so getröstet und nicht verachtet wird, wie wir es dir zu danken haben.» Und sie sagten zu mir:

– «Sieh umher, so viele niedere und böse Geister sind um uns, sie spucken nach uns... Das sind jene Geister, die eigentlich die Herrschaft über uns ausgeübt haben, diese teuflischen Mächte, die sich an unserer Qual erfreuen. Nur Hohn und Spott haben sie für uns übrig... Manchmal geschieht es zwar auch, daß ein Geist tröstend auf uns zukommt und uns ein gutes Wort gibt. Aber diese vermögen nicht zu bleiben, sie gehen wieder. Eine wirkliche Hilfe aber ist es nur, wenn man einen Freund bekommt, auf den Verlaß ist, wo man weiß: er kommt immer wieder, er steht einem zur Seite.»

Denn von der geistigen Seite ist es so eingerichtet, daß man ziemlich allein steht im beschwerlichen Leben und als Geist auf die Güte anderer Wesenheiten angewiesen ist. Diese anderen Wesen gehen aber zum größten Teil ihren eigenen Interessen nach, für sie ist eben ihre eigene Weiterentwicklung wichtig. Aber doch ist im allgemeinen aus den höheren Himmeln eine Güte und eine Barmherzigkeit zu spüren, die diesen Ärmsten zugute kommt. Es ist in der Schöpfung so vorgesehen, daß belastete Geister sich ihrer ebenfalls belasteten Geschwister anzunehmen haben, wenn sie sich emporarbeiten wollen. Es dient ihnen als Vorbereitung für das zukünftige Erdenleben, daß sie so mit ihnen zusammenleben müssen. Wenn es dann soweit ist, dann sind jene Menschen, deren man sich als Geist angenommen hat, ja auch schon längst in der anderen Welt. Und die Last ist dann von ihnen genommen; so kommen sie dann auch und trösten einen.

Ich hatte mich also in das Leiden dieser armen Menschen vertieft. Dabei sah ich dann auch, daß meine Seele voller Wunden war. Denn ich kam zur Erkenntnis, und man sagte mir:

– «Das neue Erdenleben steht dir bevor, dieses schwere Leben!...»

So mußte ich das schwere Leben antreten. Es kam alles so: die anderen besuchten mich im Geiste, wie es versprochen war,

und sie brachten mir Trost, sie kannten mich. Und dieser Trost war eine Wohltat... Ein solches Leben zu leben ist nicht leicht, denn der Geist sieht seine früheren menschlichen Verfehlungen, und man muß eben darauf verzichten, als nützlicher Mensch auf dieser Erde zu leben. Das ist schmerzlich. Man möchte ein nützliches Mitglied der großen Familie sein. Statt dessen ist man auf die anderen angewiesen, man ist ihnen zur Last geworden. Und dieses spürt man schmerzlich. Da ist der einzige Trost der, den man von fürsorglichen Menschen und Geistern empfängt.

Ich hatte so dieses schwere Leben zu ertragen, und ich durfte dann die Hilfe jener empfangen, denen ich auch geholfen hatte. Somit hatte ich den größten Teil meiner Schuld abgelegt, und man gab mir dann bei meiner Rückkehr in die Geisteswelt weitere Möglichkeiten für den geistigen Aufstieg. Ich wurde über den Heils- und Erlösungsplan belehrt, und so konnte ich mich auf diese Ebene emporschaffen, wo ich nicht mehr in einer Einöde zu leben habe, sondern wo meine Aufgabe darin besteht, zu helfen und zu dienen: in der jenseitigen Welt den Seelen, die hinübertreten, aber auch den Menschen auf Erden. Doch nicht in irdischen Angelegenheiten, sondern ich habe sie aufmerksam zu machen auf das geistige, das höhere Leben, ich soll ihre Sinne auf das Höhere lenken.

So lebe ich heute in einer bunten, herrlichen, farbenfrohen Welt und bin mit ihr zufrieden. Diese Geister, die ich als Menschen in meinem vorletzten Leben gepeinigt hatte, haben sich mit mir ausgesöhnt, die Last wurde von mir genommen. Doch werde ich, das weiß ich bestimmt, auch wieder einmal für ein neues Erdenleben aufgerufen werden. Aber diese schwerste Bürde habe ich abgelegt. Ich stärke mich im Glauben und im Göttlichen so, daß ich hoffen will, daß mich ein neues irdisches Leben mit all seinem Drum und Dran, mit all seinen Verlockungen, nicht mehr von meiner geistigen Stufe, auf der ich stehe, abzubringen vermag, daß ich dann mein Denken und Streben immer nach den geistigen Höhen ausrichten kann. Dafür werde ich ja in der geistigen Welt unterrichtet und bestärkt.

So, meine lieben Geschwister, ich habe euch einen Ausschnitt gegeben aus meinem Leben. Wenn ihr irgendwelche Fragen

habt, dürft ihr sie an unseren Bruder (Josef) richten. Ich ziehe mich wieder zurück und gehe wieder an meine Aufgabe. Und ich wünsche über euch alle Gottes Segen. Gott zum Gruß!

*

Frage: Waren die sich in den Museen aufhaltenden Geister gleich belastet wie der Geist Theodor?

Josef: «Die sich in den Museen aufhaltenden, kunstliebenden Geister waren in diesem Falle geistig nicht höher gestellt als Theodor, sondern gleicherart belastet. Sie sehen die Gemälde dort noch wie mit Menschenaugen, da sie noch sehr erdgebunden sind. Je mehr sich ein Geist von allem Materiellen gelöst hat und geläutert ist, desto unklarer sieht er das Materielle, er kann es nur noch schattenhaft erkennen, und er verliert das Interesse daran mehr und mehr. Viele solcher belasteten Geister wollen sich zuerst lange nur unter Menschen ausleben. Man läßt sie nach ihrem freien Willen. Es kommt aber der Zeitpunkt,wo sie sich eines Bessern besinnen; dann werden sie auch sofort in eine sinnvolle Aufgabe eingereiht. Diejenigen folgen dem Rufe, die eine gewisse Reife und Einsicht erlangt haben.»

6. PAULA

DIE LEICHTGLÄUBIGE

Kundgabe vom 2. März 1960

MEIN Name ist Paula. Ich möchte euch von meinen ersten Eindrücken aus der Geisteswelt erzählen. Ich muß aber vorausschicken, daß ich heute – diese ersten Erlebnisse im Jenseits liegen ja viele Jahre zurück – zu besserer Erkenntnis gelangt bin. Doch wurde ich aufgefordert, meine ersten Eindrücke vom Jenseits so zu schildern, wie ich sie damals empfunden habe.

Ich glaubte, als wirklich frommer Mensch gelebt zu haben. Ich hatte viel gebetet und meinte, einen starken Glauben zu haben. Als ich dann in die jenseitige Welt kam, standen mir meine Mutter und meine Schwester gegenüber. Nach der Begrüßung sagten sie zu mir:

– «Paula, das Leben geht weiter. Zwar bist du für die Welt gestorben, und du bist jetzt im Himmel, an den du so viel gedacht; du hast ja immer so viel zu den Heiligen gebetet. Aber weißt du, der Himmel ist groß, und man hat ihn unterteilt. Du bist jetzt noch in einem ganz einfachen Himmel. Vielleicht ist ‹Himmel› dafür auch nicht das richtige Wort. Doch du kannst es am besten verstehen, wenn wir dir sagen, daß du im Himmel bist.»

«Muß ich denn nicht ins Fegefeuer?», fragte ich darauf.

– «Das wirst du jetzt sehen. Doch die Menschen haben ihre sonderbaren Vorstellungen von der anderen Welt, von der Hölle und vom Fegefeuer. Die sind nicht so, wie die Menschen sie sich vorstellen.»

«Bin ich dann wirklich im Himmel?», fragte ich. Sie versuchten mir zu erklären, nein, im Himmel nach menschlicher Anschauung sei ich nicht, aber darüber könnten sie mir jetzt noch keine genaueren Erklärungen geben; das Beste sei, ich würde jetzt alles zuerst erleben. Während sie so neben mir standen, kam plötzlich eine kleine Schar wirklich schöner Gestalten auf mich zu. Einer der Ankommenden führte das Wort:

– «Ja, du glaubtest, fromm zu sein», sagte er zu mir, «aber du warst so leichtgläubig, und mit deiner Leichtgläubigkeit sind wir nicht zufrieden. Auch hattest du deinen Mitmenschen viel zu viel erzählt, und es sind noch sonstige Dinge an dir, die nicht zu loben sind. Es ist das Beste für dich, du gehst jetzt einmal durch die Läuterung hindurch. Auf diese Weise – so, wie du geführt wirst – kannst du am meisten lernen. Du sollst alles aufmerksam beobachten. Wenn es dann soweit ist und du es verdient hast, werden wir uns dir wieder nähern.»

Darauf getraute ich mich zu fragen: «Dürfen dann meine Mutter und meine Schwester doch bei mir sein?» Es war doch noch eine ganz fremde Welt für mich. Es war mir bei den Worten dieses schönen Wesens wirklich nicht ganz geheuer zumute. Ich sollte leichtgläubig gewesen sein?... Und so viel geredet haben? ... Besonders über den Vorwurf der Leichtgläubigkeit machte ich mir Gedanken. Man hatte mich ja aufgefordert, alles zu glauben, was man mir sagte... Da sprachen diese schönen Gestalten zu mir:

– «Deine Mutter und deine Schwester können jetzt nicht länger bei dir bleiben, sie gehen wieder ihrer Arbeit nach. Später wird dir Gelegenheit gegeben, wo du mit ihnen zusammen sein kannst.»

Was sollte ich tun? Ich konnte mich gegen ihr Vorhaben nicht wehren. Sie nahmen mich und führten mich kurzerhand hinweg, nachdem ich mich noch von Mutter und Schwester verabschiedet hatte. Es fiel mir nicht leicht... Man begleitete mich in eine große Stadt, durch lange, breite Straßen. Da sah ich viele große und kleine Häuser, Gärten, Anlagen, durch die unendlich viele Wege führten. Mir schien es wirklich eine große, ausgedehnte Stadt zu sein, von Flüssen durchzogen. Da sagten meine Begleiter zu mir:

– «Auch wir können dich hier nicht ständig begleiten. Du mußt versuchen, anderen Anschluß zu finden.»

«Bleibt denn wirklich niemand bei mir und läßt man mich denn ganz allein? Kann ich denn Anschluß finden hier?»

– «Es wird zwar geraume Zeit bis dahin vergehen», war die Antwort, «aber du sollst nicht ungeduldig werden, man nimmt sich dann deiner schon an.»

Ja, das wollte ich gerne hoffen, und ich tröstete mich damit und dachte: ‹Gut, ich werde einfach beten und beten, und es wird schon gehen, denn ich bin ja im Himmel.› Nun verabschiedeten sich alle von mir, und jetzt sah ich mich plötzlich mitten auf der Straße, umgeben von unendlich vielen Wesen, die emsig hin und her gingen.

Da fühlte ich mich natürlich verloren. Ich getraute mich nicht, in ein Haus einzutreten. Ich getraute mich auch nicht, jemanden anzusprechen, sondern ich ging einfach auf der Straße und dachte: ‹Bestimmt komme ich ja auch irgendwo hin; denn es kann ja nicht immer nur so weiter gehen in die Unendlichkeit hinein, und sicher hat es auch noch solche wie ich, die nicht wissen wohin, und man wird sich finden...›

So ging ich ganz gemächlich dieser großen, breiten Straße entlang. Ich betrachtete alle Vorübergehenden, aber ich stellte fest, daß es ihnen keineswegs so wie mir erging; denn keinen sah ich auch so gemütlich einhergehen, sondern alle schienen so emsig, und eifrig gingen sie auf und nieder. Ich versuchte es dann lange Zeit damit, all diese Wege zu kreuzen, durch die Gärten zu wandern, einmal da zu stehen und einmal dort meine Beobachtungen zu machen.

Ich beobachtete zuerst einmal das Äußere der anderen. Ich wußte ja: ‹Ich bin im Himmel› – und ich wollte mich endlich auch einmal betrachten, was für Kleider ich eigentlich trug. Und da mußte ich feststellen, daß meine Kleider sozusagen denjenigen ähnlich waren, die ich in der letzten Zeit meines Erdenlebens getragen hatte. Aber eigentlich konnte ich sie nicht richtig definieren. Mein Gesicht konnte ich nicht sehen, ich hatte ja keinen Spiegel. Aber ich stellte mir vor, ich könnte ja auch ungefähr das Aussehen der anderen haben. Ich konnte feststellen, daß viele hier ganz ordentlich, manche sogar vornehm angezogen waren, während andere wieder sozusagen schlampig herumliefen. Dann gab es auch noch welche, die waren von Kopf bis Fuß schwarz angezogen und gingen mit gefalteten Händen ebenso andächtig wie eifrig auf und nieder. Ich dachte: ‹Natürlich, ich bin ja im Himmel, und im Himmel hat es Heilige. Das werden nun diese Heiligen sein, denn so mit gefalteten Händen umherlaufen, und

so, wie diese gekleidet sind, da kann es sich bestimmt nur um Heilige handeln.›

Mit der Zeit hatte ich mich dann doch getraut, jemanden darüber zu fragen. Natürlich hatte ich mir zuerst manchen angeschaut. Dann kam mir ein Mann in den Weg, und ich überlegte mir: ‹Soll ich ihn ansprechen? Er hat ein gemütliches Aussehen. Oder ziemt es sich im Jenseits nicht, daß man einen Mann anspricht?...› Da bemerkte ich aber, daß auch andere sich Worte zuwarfen und sich zuwinkten, und so sagte ich mir: ‹Gut, ich getraue mich jetzt auch!› Es war das erste Mal, daß ich einen fragte. Er machte mir einen so gemütlichen Eindruck, ich hatte Vertrauen und hoffte, daß er mich vielleicht mitnehmen könnte. So fragte ich ihn:

«Wo gehst du hin?»

– «Ich habe es eilig», sagte er nur kurz, «ich muß Brot austragen, ich habe keine Zeit für dich!»

Da schaute ich ihn ganz verdutzt an und wiederholte fragend:

«Brot austragen? Wo mußt du denn hier Brot austragen?...»

Und ich überlegte bei mir: ‹Wo hat es denn hier Brot?... Gibt es vielleicht gar noch mehr zu essen als nur Brot?...› Aber ich sah nichts als das emsige Hin und Her. Der andere sah natürlich, wie ich ihn so verdutzt anschaute, daß ich ein Neuling war. Dann sagte er:

– «Ja, du ‹Daschi›, natürlich muß ich Brot austragen!» – und schon war er verschwunden...

Ich ging weiter und habe mir natürlich auch Gedanken gemacht. Ich hatte also kein Glück gehabt mit meinem Fragen. Ich fand, so zuvorkommend wäre man an diesem Himmelsort nun wirklich nicht. Ich hatte doch etwas anderes erwartet. Und so war ich bei diesem wirklich auf sein Äußeres hereingefallen. Ich glaubte, er hätte ein frohes Gemüt; dabei kam er mir in dieser Art und Weise. Ich dachte: ‹Nein, ich frag nicht so schnell wieder einen Mann, was er mache.› So bin ich wieder eine lange Zeit hin und her, auf und ab gewandert.

Dann ist mir ein weibliches Wesen begegnet, und ich bin lange hinter ihm hergelaufen und habe mir gedacht: ‹Hier hast du bestimmt mehr Glück, das ist doch eine Frau, die wird doch sicher antworten.›

Freilich, ich sah schon, sie hatte es genau so eilig wie alle anderen, und eigentlich störte mich das. Ich sehnte mich eher nach Ruhe und Behaglichkeit, und hier war ein Gehetze. Doch faßte ich Mut und fragte sie:

«Wo gehst du hin? Kann ich mit dir kommen?»

– «Nein», erwiderte sie, «ich habe keine Zeit, ich habe keine Zeit!»

Ich aber lief immer hinter ihr her und fragte:

«Wo gehst du denn hin, wo gehst du denn hin? Kann ich denn nicht mit dir kommen?»

– «Ich kann dich nicht brauchen, ich habe keine Zeit!» war die Antwort.

«So sag mir wenigstens, wo gehst du hin? Und was tust du?»

– «Ich muß der Frieda helfen, den Albert zum Haus hinaustragen!»

Da kam ich nicht mehr mit... Man hatte mir doch gesagt: ‹Jetzt bist du im Himmelreich.› Aber mit solch ungereimten Antworten wußte ich nichts anzufangen. Und plötzlich waren die, welche ich fragte, verschwunden, einfach weg... Der erste sagte, er müsse Brot austragen, und die andere sagte, sie müsse der Frieda helfen, den Albert zum Haus hinaustragen!... Ich begriff nichts mehr.

Nun setzte ich mich auf eine Bank und sann nach. Man hatte mir doch gesagt, ich müsse hier lernen. Also war ich nicht umsonst da. Mutter und Schwester hatten auch gesagt, sie hätten es eilig, sie müßten arbeiten, sie könnten sich nicht länger mit mir befassen. So wurde mir denn klar: diese müssen arbeiten... Aber wo arbeiten sie? Ich hatte sonst nirgends Zutritt. Ich mußte also da ausharren, wo ich stand.

Dann dachte ich, ich werde mein Glück jetzt woanders versuchen. Ich konnte die Bedeutung dieser Antworten ja noch nicht verstehen. Jetzt lief ich hinter einer her, die so fromm schien, daß ich sie für eine Heilige hielt. Sie war von Kopf bis Fuß schwarz angezogen und ging mit gefalteten Händen einher, ganz andächtig und eilends. Ich lief ihr immer nach und dachte mir: ‹Diese Welt ist aber groß!...› Ich kam nicht wieder an denselben Ort zurück. Ich fühlte mich aber auch nicht müde, trotz

des vielen Laufens. Noch immer getraute ich mich nicht, diese Heilige zu fragen, ob sie wirklich eine Heilige sei. Vielleicht sollte auch ich versuchen zu beten? Vielleicht käme ich dann zur Erkenntnis?...

Da lief jemand schnell an mir vorbei und sagte zu mir:

– «Ja, ja, ja – die heilige Elisabeth!»

Und schon war er wieder verschwunden. Ich dachte: ‹Was, die heilige Elisabeth? Ja, das muß sicher wahr sein...› Und ich lief ihr nach mit dem Gedanken: ‹Ach, du bist also die heilige Elisabeth!› Und ich betete und hatte schon große Ehrfurcht vor ihr.

Wie lange ich in diesem Glauben hinter ihr hergelaufen bin, weiß ich nicht. Aber dann wollte ich mich doch überzeugen, ich wollte jemanden aus dem Gedränge fragen. Da schien einer mich so anzuschauen; denn er sah meine Ehrfurcht vor diesem Wesen. Er blieb stehen und schaute mir so ins Gesicht, daß ich ihn anreden mußte.

«Stimmt das?», fragte ich ihn, «ist das die heilige Elisabeth?» Da lachte er mir ins Gesicht und rief mir zu:

– «Wenn das die heilige Elisabeth ist, dann bin ich der Maximilian von Mexiko!»

Und schon war auch er fort... Also wieder nichts! Von niemandem bekam ich eine rechte Antwort. ‹Aber›, dachte ich, ‹vielleicht ist der ja nur neidisch und will nicht zugeben, daß das die heilige Elisabeth ist...› Ich verließ sie nicht, ich wollte wissen, ob sie wirklich die heilige Elisabeth sei. Lange Zeit lief ich wieder hinter ihr her. Natürlich sahen andere, wie ich ihr so aufdringlich folgte. Ich hatte mir aber doch schon Gedanken gemacht, weil die anderen so gar keine Notiz von dieser ehrwürdigen Erscheinung nahmen. Nur mir schien sie solchen Eindruck zu machen. Ich aber dachte: ‹Im Himmel sind doch die Heiligen, irgendwo müssen doch diese Heiligen im Himmel sein, sie müssen doch beten – also muß das doch eine Heilige sein! Denn diese anderen, die so herumlaufen und mir solche Antworten geben, sind jedenfalls keine Heiligen...› Dann faßte ich Mut, ging auf sie zu und fragte sie:

«Sag, stimmt das, bist du die heilige Elisabeth?»

Die Angesprochene zog ihre Brauen hoch und wandte sich stolz von mir ab, als hätte sie mich nicht verstanden. Da dachte

ich: ‹Eine Heilige hat doch sicher liebenswürdige Worte? Und doch – wenn man so fromm einhergeht und eine solche Erscheinung hat, muß doch etwas daran sein...› Ich wollte nun der Sache auf den Grund gehen. Ich hatte ja als Mensch so viel zu den Heiligen gebetet, auch zur heiligen Elisabeth. Und jetzt wollte ich doch wissen, ob ich diesen Heiligen nicht doch begegnen könnte.

Ich fragte dann nach einer gewissen Zeit wieder einen, der sich nach mir umdrehte und mich so erstaunt anblickte, als wolle er sagen: ‹Was läufst du denn der nach?› Da blieb ich stehen, als er mich so anschaute, und sagte:

«Ja, wenn du mich schon so anschaust, kannst du mir vielleicht auch sagen, wer das ist? Stimmt es, daß das die heilige Elisabeth ist?»

Der gab mir auch wieder eine solche Antwort. Er sagte nämlich:

– «Wenn das die heilige Elisabeth ist, dann bin ich der Napoleon!...»

Nun, ich war enttäuscht, bitter enttäuscht. Denn ich hatte mir vorgestellt, im Himmel gehe alles in Liebe zu und her, man gehe mit der Wahrheit um, man bete mit einem, man führe einen zu Christus und zu Gott, man zeige einem die schönsten Himmel. Nichts von alledem!... Nichts als Enttäuschungen! Und ich zog mich etwas zurück in einen Garten, setzte mich wiederum auf eine Bank und dachte all dem nach. Ich war traurig, sehr traurig und enttäuscht, daß sich gar niemand meiner annahm. Mutter und Schwester hatten nicht mitkommen dürfen, und doch hatte man mir gesagt, es werde sich bestimmt jemand meiner annehmen. Es hatte nicht den Anschein... Die gingen ja alle ihren Geschäften nach. Der eine trägt Brot aus usw. Ich war traurig und fing an zu beten: ‹Lieber Gott, zeig mir doch den Weg! Ich verzweifle, ich finde mich nicht ein noch aus... Ich weiß nicht, soll ich glauben, daß das eine Heilige ist, oder nicht? Man hat mich eine Leichtgläubige gescholten... Also will ich nicht sofort alles glauben. Ich will es nicht glauben, daß der eine Brot austrägt, daß die andere einen Mann zum Haus hinausträgt usw. Sie halten mich zum Narren. Ich will nicht leichtgläubig sein!...›

Als ich so auf der Bank saß, schien mich jemand zu beobachten, setzte sich dann neben mich und sagte:

– «Du bist hier Neuling?»

«Ja», antwortete ich, «und ich war im Leben leichtgläubig.» Ich klagte, daß man mir keine rechte Antwort gebe. Es war ein Mann, der sich neben mich gesetzt hatte. Ich fragte ihn sodann:

«Wo gehst du jetzt hin? Was machst du da?»

– «Weißt du», sagte er, «es ist jetzt an der Zeit für mich zu gehen. Ich gehe zum Fritz, denn wenn ich nicht bei ihm bin, hat er Angst und macht seine Arbeit nicht recht.»

«Zu was für einem Fritz gehst denn du?», fragte ich erstaunt. «Und was arbeitet er, und wovor hat er Angst?»

– «Ach, du bist noch neu! Weißt du, wenn bis anhin dir niemand Aufschluß gegeben hat, glaube ich, mußt du eben selber zuerst darüber nachdenken. Das kann nur gut für dich sein. Du wirst später ja auch in die Arbeit eingesetzt.»

Damit verabschiedete er sich ganz freundlich von mir und sagte:

– «Ich muß jetzt zum Fritz gehen, damit er keine Angst hat.»

Ich hatte so gehofft, nun endlich Aufschluß zu bekommen, und nun war es wieder nichts. Da machte ich mich erneut auf und lief wieder kreuz und quer. Einmal ging jemand so ganz nahe an mir vorbei, ich faßte mir ein Herz und fragte:

«Wo gehst du hin? Kannst du mich mitnehmen?» Es war eine Frau, und sie sagte:

– «Dich mitnehmen? Nein, ich kann dich nicht mitnehmen, ich muß mich jetzt beeilen zur Arbeit.»

«Ja, was arbeitest du denn, und wo gehst du hin?»

– «Ich geh' zu einer kranken Mutter, ich muß sie pflegen.»

«Du gehst zu einer kranken Mutter?», fragte ich sie erstaunt. «Ja», gab sie noch zur Antwort – und schon war sie weg!... Immer wenn ich glaubte, endlich eine rechte Antwort zu bekommen, waren die Betreffenden so schnell im Gedränge verschwunden, oder einfach aufgelöst, ganz einfach nicht mehr da... Ich sah sie nicht mehr. Doch dachte ich bei mir, einmal müsse ich doch endlich eine aufschlußreiche Antwort bekommen. Ich war nun nicht mehr so schüchtern wie anfangs. So packte ich einfach wieder einen am Arm und fragte:

«Na, du! Wo gehst du hin? Kannst du mich mitnehmen? Kannst du mich zum Arbeiten brauchen?»

– «Dich brauchen?», sagte er, indem er mich anschaute, «ha! zu meiner Arbeit, nein, da kann ich dich nicht brauchen...»

«Wo gehst du denn hin, und was tust du denn? Kannst du mich nicht wenigstens mitnehmen? Ich kann doch sicher auch, was du kannst!»

– «Kannst du nicht, kannst du nicht, ich brauche dich nicht!»

«Aber sag mir wenigstens, was du arbeitest!» Nun wollte ich es endlich einmal wissen.

– «Was ich arbeite? Du bist ein Neuling und verstehst das noch nicht, wenn ich es dir schon sage.»

«Aber wenn du mir etwas sagst, kann ich daraus lernen!»

– «Ja, das weiß ich», sagte er kurz. «Ich gehe jetzt zum Friedrich. Ich muß ihm helfen, die Stiefel putzen und das Pferd.»

Gut, ich war es jetzt gewöhnt, solche Antworten zu vernehmen. Stiefel putzen und noch ein Pferd dazu!... Und auch er war schon weg.

Nun fragte ich niemanden mehr. Ich dachte daran, daß man mir gesagt hatte, man werde wieder zu mir kommen und mir Auskunft geben. ‹Gut, dann werde ich eben warten, bis man mir endlich Bescheid gibt über das, was hier vor sich geht.› Und ich war einfach zutiefst betrübt über diese Art Himmel. Ich glaubte doch, im Himmel zu sein... Plötzlich aber dachte ich: ‹Ja, jetzt weiß ich es, ich bin gar nicht im Himmel – das ist das Fegefeuer! Ja, das ist es! Und die alle sind auch im Fegefeuer! Jetzt weiß ich es!...›

Traurig wanderte ich so hin und her. Da kam auf einmal wieder jemand so nahe an mich heran, und wie ich aufblickte, sah ich wieder dieselbe, die vorgegeben hatte, eine kranke Mutter zu pflegen. Sie fragte mich:

– «Willst du mitkommen?»

«Mitkommen?... Gerne will ich mitkommen! Aber darf ich denn wohl diesen Ort hier verlassen?»

– «Nun, reiche mir einmal die Hand, vielleicht gelingt es, daß du mir folgen kannst.»

Ich reichte ihr die Hand – aber die Frau entschwand mir, und ich blieb zurück... Also durfte ich sie nicht begleiten. Was blieb

mir da übrig? In ein Haus hinein traute ich mich nicht. Ich setzte mich also einfach auf eine Bank. Es war ja schön hier, nicht heiß, nicht kalt. Die Atmosphäre war sehr angenehm, man konnte gut auf einer Bank verweilen, und an Betriebsamkeit fehlte es wahrlich nicht. Müde schien ich nicht zu werden. So wartete ich eben und betete: ‹Lieber Gott, laß mich doch nicht länger in dieser Ungewißheit! Zeige mir doch endlich einmal meinen Weg!›

Ich mußte lange beten, eine wirklich lange, lange Zeit hindurch. Und dann kamen sie wieder, diese schönen Gestalten! Sie standen neben mir und sagten:

– «Weißt du, jetzt hast du viel mehr gelernt, und zwar in einer viel kürzeren Zeit, als wenn wir dich unterrichtet und dir alle deine Fragen beantwortet hätten. Du hättest uns nicht verstanden. Jetzt können wir dir genau Bescheid geben, und wir werden dir alles zeigen und beweisen. Der erste, den du gefragt hast, wohin er gehe, ob du mitkommen dürftest und der dir zur Antwort gab, er müsse Brot austragen, das war ein Geist, der zu einem alten Manne ins Erdenreich gehen und ihm helfen mußte, seinen schwachen Körper zu stützen. Er mußte ihn beim Brotaustragen begleiten und ihm Kraft geben. Das war die von ihm verlangte Arbeit, die dieser Geist gewissenhaft auszuführen hat. Das ist einmal das eine.»

Ja, darüber staunte ich, und ich stellte natürlich meine Fragen:

«Warum denn das? Ein Mensch kann das doch schon und braucht doch keinen Geist, der ihm hilft...»

– «Aber gewiß braucht er einen! Die Geister sind immer um die Menschen, überall sind sie. Und es ist doch nur von Gutem, wenn einem alten Manne seine Arbeit, sein Weg erleichtert werden kann durch die Hilfe der Geisteswelt. Der Mensch weiß zwar nichts davon, doch wichtig ist: der Geist wird zum Arbeiten erzogen. In seinem menschlichen Leben hatte der Betreffende nicht gerne gearbeitet. Er *muß* lernen, gewissenhaft zu arbeiten.»

Die zweite Antwort, die man mir gab, betraf die Hilfe für jene Frieda, die den Albert – ihren Mann – zum Haus hinaus tragen mußte. Damit verhielt es sich so: diese Frau trug ihren Mann, der keine Beine mehr hatte, zum Haus hinaus zu ihrer Tochter, weil sie selbst zur Arbeit gehen mußte. Der betreffende Geist

mußte diese Frau mit seiner Kraft unterstützen. Zugleich sollte dies seine Gefühle erweichen; denn er war ein Geist voller Härte, ohne Mitleid. Er mußte lernen, seine Empfindungen zu veredeln, indem er zu dieser Arbeit herangezogen wurde. Mit der Zeit gelang es dann diesem Geiste, der Frau mit der erforderlichen Liebe und mitleidsvoll beizustehen. So wurde mir auch dafür die Erklärung gegeben.

Dann wollte ich erfahren – das beschäftigte mich ja so sehr –, ob jene wirklich die heilige Elisabeth wäre.

– «Nein, das ist sie nicht», war die Antwort, «das ist keine heilige Elisabeth. Und die anderen, die dir solche Antworten gaben, sind erdgebundene Geister, die noch eine gewisse Schalkhaftigkeit an den Tag legen und sich über ein Wesen lustig machen, das noch in solcher Unwissenheit ist und so leicht alles glaubt und hinnimmt.»

Weiter sagte man mir, daß dieser Geist, den andere «heilige Elisabeth» benannten, sich selbst auch als solche ausgab, daß sie auch ins Erdenreich zog, um sich, wo immer sich bei einem Menschen Gelegenheit dazu bot, als heilige Elisabeth auszugeben. Nämlich durch ungeschulte mediale Personen in landläufigen spiritistischen Zirkeln, wo sich Geistwesen, die nicht in Gottes Ordnung eingereiht sind, mit Vorliebe hochtrabende Titel und berühmte Namen beilegen. Menschen, die solches hinnehmen, fehlt es an kritischer Vernunft und an Bescheidenheit. Man zeigte mir weiter, warum jener gesagt hatte, er müsse zu einem Manne gehen, weil dieser sonst Angst habe. Ich wurde darüber aufgeklärt, daß er zu einem Menschen gehen mußte, der Nachtwächter war. Und dieser hatte wirklich Angst, im Dunkeln einherzugehen. Es war ein frommer Mensch, und dieser Geist hatte die Aufgabe, ihn zu beschützen und sich selbst dadurch ans Arbeiten – in diesem Falle an das Führen eines Menschen – zu gewöhnen.

Es stimmte also alles, was diese Wesen mir gesagt hatten; nur hatten sie mich nicht aufgeklärt.

Auch der Stiefel- und Pferdeputzer klärte sich auf: dieser Geist mußte ebenfalls zu einem Menschen gehen, zu einem alten Manne, der mühsam noch eine Arbeit versah, indem er seinem

Herrn die Stiefel und das Pferd besorgte. Der betreffende Geist hatte also diesen Menschen so zu stärken und zu führen, daß er doch noch seine Arbeit zu verrichten vermochte.

Auch dieses stimmte also. Man hatte mir nur eben nicht gesagt, daß sie alle zu den Menschen gingen. Hätten sie es mir von allem Anfang an gesagt, vielleicht hätte ich ihnen geglaubt? Und jenes weibliche Geistwesen, das mir gesagt, sie müsse eine Mutter pflegen, mußte hingehen, um gemeinsam mit einer Krankenschwester eine Kranke zu pflegen. Sie hatte dieser Schwester so viel an Kraft freudiger Ausdauer zu übertragen, daß sie die Kranke zu pflegen vermochte.

Nun erschien mir alles verständlich, und ich sagte: «Ich nehme an, daß Ihr nun auch für mich eine solche Arbeit bestimmt habt.»

– «Ja», antworteten sie, «du kannst mit jener Schwester gehen, die zu dieser kranken Mutter geht, sie wird wieder an deiner Seite sein. Dort, auf der Erde, kannst du neben ihr stehen und alles beobachten. Wir machen dich frei hier, lösen deine Gebundenheit an diesen Ort und geben dir die Möglichkeit, mit ihr zu gehen. Sie wollte dich schon mitnehmen, aber es ging nicht; denn du warst ja an diesen Ort gebannt und konntest ihm nicht entfliehen. Nun lösen wir dich, und du kannst ihr folgen.»

So kam diese Schwester und nahm mich mit zu der kranken Mutter, und sie zeigte mir, wie sie aus sich heraus dieser Kranken die Kraft der Ausdauer, der Güte, der Liebe und des Trostes spendete. Lange Zeit ging ich so mit ihr. Dann aber kam man wieder zu mir:

– «Wir haben noch anderes für dich zu tun», sagte man mir, «du sollst noch andere Menschen aufsuchen. Während man dir ja genau erklärt hat, daß diejenigen, die du kennen gelernt hast, immer zum selben Menschen gehen, sozusagen an diesen Menschen gebunden sind, lassen wir dich jetzt eine Zeitlang frei. Du kannst dir Menschen aussuchen, an denen du Gefallen findest. Du sollst aber an ihnen das befolgen, was die himmlische Welt verlangt. Keine Leidenschaften und Begierden sollen zum Ausdruck kommen, sondern nur himmlische Güte und Liebe. Himmlisches Wirken sollst du ihnen übermitteln. Bist du zu solchem

Tun fähig, dann werden wir dich zu höheren Aufgaben heranziehen. So lassen wir dir jetzt diese Freiheit. Suche sie dir, die Menschen. Glaube aber nicht, daß es nur darum geht, gute Menschen zu unterstützen! Es sind ja gerade die anderen, die Schwachen, die der geistigen Hilfe bedürfen. Du wirst vieles zu lernen haben!...»

Dann ließ man mich eine Zeitlang allein. Aber ich war sehr ungeschickt. Ich betete viel, Gott möchte doch diesen Menschen beistehen, daß sie nichts Unrechtes tun. Ich sah, daß ich nicht allein war, ich sah ja auch die anderen Geister und den großen Kampf, der sich um die Menschen abspielt. Man hatte mir zwar Gelegenheit gegeben, mich der Menschen anzunehmen; doch da waren ja auch die böswilligen Geister, sie waren auch da, und ich mochte ihre Nähe nicht... So wich ich ihnen aus und nahm nur dort die Gelegenheit zu wirken wahr, wo diese nicht waren. Allein, man belehrte mich bald eines Besseren:

– «Du mußt versuchen, den Kampf aufzunehmen!», sagte man mir. «Du mußt auch genau so wie die dunklen Geschwister in die Menschen hineindringen. Du mußt sie vom niedrigen Denken abhalten, sie auf gute Gedanken hinlenken. Du mußt sie zerstreuen, wenn sie Dingen nachsinnen, die ihnen zum Schaden gereichen, wenn sie von Leidenschaften und Begierden erfüllt sind. Zerstreue ihre unreinen Gedanken! Rufe ihnen ein Bild aus der Vergangenheit in Erinnerung, das sie zum Rechten führt.»

Zweifelnd wollte ich wissen, ob ich denn dazu die Kraft hätte.

– «Je stärker dein Wille ist, das zu vollbringen», lautete die Antwort, «desto größer ist die Möglichkeit des Erfolges.» Ich müsse also nur wollen, im Wollen liege die Kraft zum Wirken.

Da versuchte ich es. Ich nahm den Kampf bei solchen Menschen auf, wo ich sah, daß schlechte Geister um sie waren. Ich drang genau so wie die bösen in sie hinein. Wir waren jeweils zu viert, zu fünft. Ich war neben den Bösen, ich sah die Vergangenheit solcher Menschen, und mit meiner ganzen Kraft zog ich jene hilfreichen Bilder aus ihrer Vergangenheit hervor, indem ich sprach: «In Gottes Namen, es geschehe, und ich will! Es geschehe, und ich will!» Und ich erinnerte den Menschen an liebevolle Taten. Und der Mensch? Plötzlich dachte er an jene

Geschehnisse zurück. Er selbst wußte ja nicht wieso. Doch das Böse konnte verscheucht werden...

Nicht immer gelang es mir, einen Menschen umzustimmen. Aber ich wußte jetzt, woran es liegt, um was es geht, wie man um den Menschen zu kämpfen und für ihn zu arbeiten hat. Jetzt wußte ich auch, daß es in erster Linie auf den Menschen selbst ankommt. Wenn er nur einigermaßen gutwillig ist, dann ist er für uns ein gutes Werkzeug. Sind die Menschen aber schwach, ohne guten Willen, sind sie wankelmütig, dann gelingt es uns nicht leicht, uns ihrer für das Gute zu bemächtigen.

So habe ich meine Zeit der Läuterung durchgemacht. Es war sozusagen dieses praktische Erleben, das mir zu weiteren Erkenntnissen verhalf. Und dann begegneten mir Mutter und Schwester wieder!

– «Paula», sagten sie zu mir, «wir wußten es. Du hast vieles falsch gemacht in deinem Leben. Auch wir waren ja gestrauchelt. Auch wir hatten vieles falsch gemacht... Aber nun stehen wir in jener Aufgabe, die so wichtig ist für alle unsere Geschwister und für den Himmel!»

Da wollte ich wissen, ob man durch dieses fromme Tun dann Christus begegnen würde? Wir hätten doch so viel zu ihm gebetet. Und die Antwort war: freilich, wenn unsere Leistungen genügten, könnten wir Ihm begegnen – wir könnten Ihn sehen, Ihn sprechen hören... Da war ich voller Eifer, noch mehr zu leisten, denn ich wollte ja so sehr, daß mein Wunsch recht bald in Erfüllung ginge.

So habe ich euch etwas von meinen Eindrücken aus meiner ersten Zeit im Jenseits erzählt. Eure Fragen könnt ihr an unseren Bruder (Josef) stellen. Ich verabschiede mich und wünsche jedem unter euch, daß ein guter Geist seine Aufgaben an euch durch euren guten Willen, durch eure Hingabe an das Göttliche gut erfüllen kann. Gott zum Gruß!

*

Auf verschiedene Fragen bezüglich des Jenseitsberichtes von Paula antwortete Geistfreund Josef zusammengefaßt folgendes:

«Diese Schwester Paula hatte im Leben wohl einen starken Glauben, der sie von manchen Untugenden abhielt. Aber leichtgläubig nahm sie alles hin, was andere ihr sagten, ob es gut war oder nicht. Sie prüfte nicht mit Vernunft und Verstand, wie Gott es von seinen Kindern verlangt, sie ließ vielmehr andere für sich denken.

Warum die anderen Geister dieser Läuterungssphäre ins Erdenreich zurückkehren konnten, sie aber nicht, hatte seinen Grund. Sie war anfänglich an diese Sphäre gebannt, um erst einmal von ihren Geistgeschwistern zu lernen. Dazu bedurfte es für sie nur einer kürzeren Zeit; danach aber ging sie ihrer Arbeit voller Eifer nach.

Der Zugang zu den Menschen ist verschiedenartigen Geistern möglich – den guten, die ihre Aufgabe gewissenhaft erfüllen, wie auch den Geistern der Täuschung und der Bosheit. Das wird eben von der Gotteswelt zugelassen. Die Menschen sollen prüfen, ob ein Geist von Gott ist. Die Antwort werden sie bekommen.

Diese Seele, die sich für die heilige Elisabeth halten ließ, war im Leben fromm und auch wohltätig gewesen. Als Geist blieb sie jedoch im Wahn befangen, sie müsse, wie sie es auf Erden getan hatte, auch hier noch vor allen wenigstens ihre Frömmigkeit kundtun, da sie nichts Gutes mehr tun konnte. Aus solcher Einstellung heraus ging sie noch in der gleichen frommen Tracht einher, wie sie sie auch auf Erden getragen hatte. Die anderen Geister dieser Sphäre hatten ihr deshalb den Beinamen ‹heilige Elisabeth› gegeben. Doch weil sie im Leben Gutes getan hatte, durfte sie trotz ihres Fehlers in diese verhältnismäßig schöne Läuterungssphäre eingehen. Ihr Treiben bei den Menschen wird aber nicht allzu lange geduldet, sondern sie wird auch aufgeklärt oder notfalls gebannt, bis sie anderer Gesinnung wird.

Solche Geister sind der Meinung, sie stünden in der großen Familie Gottes mit ihrem Wirken für Gott ein, und sie glauben dann, das Recht zu haben, sich bei den Menschen unter ehrwürdigen Namen auszugeben, um eher Gehör bei ihnen zu finden. Solche Geister verraten sich oft dadurch, daß sie den Menschen Komplimente machen und auch selbst gerne solche entgegennehmen. Einem guten Geist ist daran nicht gelegen! Zwar nimmt er die ihm von anderen Geistwesen bezeigte Ehrfurcht entgegen, niemals aber Komplimente der Menschen. Und wenn sich ein Geist unter einem solch hohen Namen vorstellt, dann will er doch damit erreichen, daß sich die Menschen vor ihm verneigen. Wer in der Gotteswelt erkannt hat, was wahre Frömmigkeit ist, der weiß, daß Ehre allein Gott und Christus gebührt, daß alle Geister Ihnen die Ehre zu geben haben, und daß allein Gott und Christus anderen Geistern die Möglichkeit des Wirkens schaffen. So habe ich die Kraft, zu euch sprechen zu können, von Gott. Gott gebührt also die Ehre. Ich, von mir aus, bin nichts, wenn Gott mir nicht die Kraft dazu gibt. Wie sollte ich da von euch Dank und schöne Worte entgegennehmen? Lob und Dank gehören allein Gott!»

7. CHRISTOPH

SKLAVE SEINES GOLDES

Kundgabe vom 6. April 1960

AUFGEFORDERT, zu euch zu sprechen, versuche ich es, so gut wie nur möglich. Mein Name ist Christoph. Ich streife mein gelebtes Erdenleben nur, aber ihr könnt daraus erkennen, daß es seine Folgen hatte. Heute, wenn ich jetzt so zu euch spreche, bin ich natürlich zu weiteren Erkenntnissen gekommen. Um euch davon erzählen zu können, mußte ich ‹zurückblättern›. Man half mir, meine Erinnerung an jene Vergangenheit aufzufrischen.

Nach eurer Zeitrechnung bin ich jetzt an die achtzig Jahre in der Geisteswelt. Ich hatte als Mensch ein recht angenehmes Leben und mußte nicht ärmlich durch die Welt. Ich hatte ein Geschäft, ich handelte mit Holz und Kohlen. Das Geschäft hatte ich größtenteils schon von meinem Vater übernommen. Es war also für mich nicht so schwer, etwas aufzubauen. Ich hatte also vielen anderen schon etwas voraus. Ein Erbe, ein Grundstock war bereits vorhanden, während viele andere doch auf dem Nichts aufzubauen hatten.

In der Geisteswelt bin ich dann eines Besseren belehrt worden. Ich wurde dessen auch einsichtig, daß ich ein geiziges Leben geführt hatte. Mit den Erkenntnissen, die ich mir bis heute erworben habe, ist mir das jetzt selbstverständlich. Aber als Mensch war es mir nicht selbstverständlich. Vielleicht waren auch die damaligen Umstände schuld daran. Man hatte zu meinen Lebzeiten anders gehaust mit dem materiellen Gut. Man war viel sparsamer als die heutigen Menschen, was wir so beobachten. Ich hatte eine Vorliebe für Goldmünzen. Ich hatte mir welche gesammelt, Münzen aus den verschiedenen Ländern. Dies war mein Steckenpferd. Ich hatte eine schöne Anzahl dieser Goldmünzen beisammen. Dafür hatte ich mir eigens Schatullen anfertigen lassen, in die ich – je nach Größe – die Goldmünzen einlegen konnte, damit sie nicht beschädigt wurden. Ich besaß verschiedene Schatullen, denn ich hatte eine schöne Anzahl Goldmünzen. Fast jeden Abend habe ich sie hervorgenommen und betrachtet. Dadurch hatte ich mich an sie gekettet.

Diese Goldmünzensammlung hatte ich dann meinem ältesten Sohn vermacht, er sollte sie erben. Nun, ich sagte schon, daß ich sparsam war, daß man mir sogar den Vorwurf machte, ich sei geizig gewesen. Ich mußte dann auch Abschied nehmen von dieser Welt. Noch zu erwähnen ist, daß ich kein besonders frommes Leben geführt hatte. Ich hatte zwar schon an Gott geglaubt, mir aber absolut keine Gedanken gemacht über das Leben nach dem Tode. Ich dachte mir: ‹Vielleicht ist es aus, vielleicht existiert man in irgendeiner Form weiter.› Ja, ich sann diesen Dingen nicht weiter nach. Die Hauptsache war mir, daß ich momentan lebte.

Als ich dann meine Augen in der andern Welt geöffnet hatte, da erblickte ich Freunde, Verwandte und meine Eltern. Sie begrüßten mich. Da kam noch ein vornehmer Geist zu mir. Auch er begrüßte mich und bot mir einen Sack an:

– «Sieh mal, Christoph», sagte er, «das ist dein Reichtum, den du dir im menschlichen Leben erworben hast!»

Dieser Sack war ziemlich schwer. Ich selbst konnte ihn nicht öffnen. Er war verschlossen, und den Schlüssel zu seinem Schloß hatte ich nicht. Er sagte mir, im gegebenen Moment würde er mir dann den Sack öffnen. Er legte ihn mir so um meinen Arm und wiederholte:

– «Sieh, hier hast du deinen Reichtum!»

Und damit ging er wieder fort.

Meine Eltern und Verwandten begleiteten mich ein Stück des Weges dahin, wo ich hinfort zu leben hätte. Ich konnte mit ihnen nur wenige Worte wechseln. Sie waren eigentlich sehr wortkarg... Meine Mutter sagte:

– «Christoph, wir begleiten dich jetzt in deine neue Heimat. Du hast davon ja nichts geahnt, wie es nach dem Tode ist. Es stehen dir drei Häuser zur Verfügung. Du kannst eintreten, in welches es dir beliebt. Du kannst wohnen, wo es dir gefällt, da oder dort; Platz findest du schon für dich. Aber du mußt dir nicht vorstellen, es wäre so wie im Erdenreich...»

Und sie sagten, sie dürften sich jetzt nicht länger mit mir unterhalten, doch würden sie sich bestimmt wieder mit mir verständi-

gen können. Sie sagten noch Adieu! – ich wollte sie zurückhalten, doch es ging so schnell, ich konnte sie nicht zurückhalten. Dann stand ich da...

Es sah hier so aus, wie in einem Dorf, und ich hatte das Gefühl, es gehe dem Winter entgegen. Alles war kahl, und es fröstelte mich. Da war also nichts, das blühte oder auch nur grünte. Es war wirklich so, wie wenn es Winter würde. Und da sah ich auch die drei Häuser, die mir zur Verfügung standen. Freilich, ich war fremd, kannte niemanden, hoffte aber doch, jemanden zu finden. Ich hatte meinen Sack am Arm, und bevor ich eintrat, wollte ich mir deshalb noch meine Überlegungen anstellen.

Man hatte mir einen Sack gegeben. Was sollte das bedeuten? Mein Reichtum sollte es sein, den ich im Erdenleben gesammelt hatte. Mein Reichtum!... Meine ersten Gedanken so als Neuling in dieser neuen Welt galten nicht etwa dem geistigen Reichtum, sondern ich war doch noch so sehr mit der materiellen Welt verbunden, mit meinem irdischen Reichtum. Mein erster Gedanke beim Anblick des Sackes war gewesen: ‹Da hab ich meine Goldmünzen!› Und sorgfältig bewegte ich sie. Ich fand es sehr unachtsam, daß man mir diese teuren Goldmünzen nur in einen solchen Sack gelegt hatte. Sie waren doch so kostbar und könnten auf solche Weise leicht verbeult werden. Aber dann überlegte ich mir: ‹Ja, in dieser Welt haben sie eben nicht das Gefühl und die Sorgfalt dafür, wie man sie im Erdenreich dafür aufwendet.› Ich entschuldigte es damit und dachte: ‹Ich werde den Sack schon sorgfältig tragen, daß die Goldmünzen nicht beschädigt werden.›

Er war schwer, und ich sann nach: ‹Habe ich wirklich so viele dieser Münzen gehabt?› Doch stellte ich mir vor, daß auch noch mein sonstiger Reichtum in diesem Sacke wäre, und daß ich mit diesem Gelde im Geistigen bestimmt etwas erwerben könnte. Ich ging also in das erste Haus hinein.

Ich fand, daß es dort sehr rege zuging. Man sprach so viel und so laut, und die Bewohner gefielen mir nicht sonderlich. Ich begegnete keinem mit einem Sack, und da dachte ich: ‹Ja eben, es sind halt nicht so viele reiche Leute gewesen, es ist verständlich.›

Aber ich sah dann viele, die humpelten einher oder hatten sonst welche Gebrechen. Es war auch noch gar manches, das mir zu denken gab. Da wollte ich mich natürlich von meinem Sack nicht trennen. Ich suchte mir einen Platz. Ich sah große Räume, darin standen sie in kleineren und größeren Gruppen beisammen und unterhielten sich. Da fiel mir auf, daß ich ja nicht einmal einen Schrank hatte, wo ich meinen Sack hätte einschließen können. Sollte ich denn den Sack immer mit mir herumtragen? Ich sah nur leere Wände. Dann fragte ich jemanden:

«Sag mir doch, gibt es denn hier nicht kleinere Räume? Und hat man nicht einen Schrank?»

– «Ja bewahre!» war die Antwort. «Was glaubst du! Für was willst du einen Schrank?»

«Du siehst doch», erwiderte ich, «ich habe etwas bei mir, und ich kann das nicht immer herumtragen.»

Der andere aber stieß mit Fäusten und Füßen an meinen Sack und fragte lachend:

– «Ja, was hast denn du wohl darin?!»

Ich wurde wütend. Trug ich doch den Sack so sorgfältig mit mir herum, und da tastete und stieß dieser da so achtlos daran herum! Ich bekam also keine Antwort und dachte: ‹Das ist also genau wieder wie unter den so ungebildeten, unhöflichen Menschen...› Dann schaute ich mich um im Hause – ich wollte ja nur einen Schrank haben. Aber ich sah nichts dergleichen. Da wollte ich mich wieder erkundigen bei einem, der so still in einer Ecke saß und unentwegt an den gleichen Ort hinstarrte. Es war eine Frau. Ich stieß sie leicht an und fragte:

«Du, kannst du mir sagen, gibt es hier einen Schrank? Kann man hier etwas zum Aufbewahren geben?»

– «Was willst du aufbewahren?» fragte sie zurück. «Sei still! Ich suche schon die ganze Zeit mein Kind und finde es nicht. Kannst du mir sagen, wo mein Kind ist?»

«Ich kenne dich ja nicht», sagte ich, «und – bewahre, ich kenne auch dein Kind nicht.»

– «Dann laß mich in Ruhe», antwortete sie mir, «ich warte auf mein Kind, und ich suche mein Kind!»

‹Wo bin ich da bloß hingekommen›, dachte ich; ‹die sucht ihr

Kind?...› Da betrachtete ich alle diese Wesen, und wie sie angezogen waren, und ich dachte bei mir: ‹Ja, man muß doch bestimmt einmal seine Kleider wechseln, und die muß man doch irgendwo hinhängen. Wo tun denn die ihre Sachen hin?›

Darauf verließ ich das Haus und trat in das andere ein, wo ich mich wieder erkundigte. Es schien mir, als seien sie hier etwas höflicher. Ich hatte mich an einen gewandt, der war etwas gesprächiger und zu mir höflicher. Ihn fragte ich:

«Gibt es hier einen Schrank?»

– «Einen Schrank?» fragte er zurück. «Was verstehst du unter einem Schrank? Was willst du damit sagen?»

«Siehst du», antwortete ich, «ich habe hier kostbares Gut aus dem Erdenreich mitgebracht, und ich kann es doch nicht immer mit mir herumschleppen. Versuche es einmal zu heben, dann siehst du, wie schwer es ist. Es ist unmöglich für mich...»

Da versuchte er es zu heben und sagte:

– «Gewiß, Bruder, ich finde es auch für unmöglich, das kannst du nicht immer herumtragen. Aber einen Schrank? Ich glaube nicht, daß es hier einen Schrank gibt.»

«Habt ihr denn immer das gleiche Zeugs an eurem Leib?» fragte ich.

– «Freilich, leider haben wir immer das gleiche Zeugs am Leib.»

«Aber man muß doch auch wieder einmal etwas Besseres anziehen!»

– «Weißt du», sprach der andere, «das Bessere zum Anziehen muß man sich verdienen, und hier gibt es noch nichts zu verdienen.»

Da hob ich meinen Sack und entgegnete:

«Hier habe ich was, mit dem könnte man bessere Kleider anschaffen.»

– «Was glaubst du denn», sagte er, «daß du da drinnen hast?»

«Ich weiß es nicht genau», gab ich zurück, «aber ich nehme an, daß es meine Münzen sind, die ich gesammelt habe. Denn dieser Ehrwürdige hat mir gesagt: ‹Hier hast du deinen Reichtum!› Und mein Reichtum auf Erden bestand in der Hauptsache aus Goldmünzen.»

«Ach, du könntest dich irren, ich traue dieser Angelegenheit nicht!»

«Aber was glaubst denn du», sagte ich darauf, «man hat mich doch nicht belogen! Wenn man mir sagte: ‹Hier drin ist dein Reichtum› – ja, es klirrt doch auch so wie Münzen, es sind gewiß meine Goldmünzen!»

– «Wollen wir es hoffen», sagte der andere, «daß es deine Goldmünzen sind. Vielleicht werde ich dich später wiedersehen, und dann können wir uns darüber unterhalten. Aber ich kann dir leider nicht dienen, ich weiß, hier gibt es keinen Schrank.»

«Gut!» sagte ich darauf, «dann trage ich eben den Sack mit mir herum.»

Ich konnte ihn doch nirgends anvertrauen. Da wollte ich mich aber etwas ausruhen, und so mußte ich dann den Sack auf meine Knie nehmen; denn ich hatte Angst, man könnte ihn mir stehlen. Doch wurde ich gleich beobachtet, und einer kam auf mich zu und stieß wieder mit der Faust an den Sack:

– «Was bringst denn du da für ein Ding mit! Fahr doch ab mit diesem Ding! Das ist doch nichts wert, was du da hast!»

«Das verstehst du doch nicht», sagte ich darauf, «das ist mein Reichtum. Du warst wohl bestimmt ein armer Mensch und willst es mir nicht gönnen, daß ich diesen Reichtum habe.»

Er aber lachte nur höhnisch und ging weiter. Dann jedoch ertönte auf einmal etwas wie eine Glocke. Es war ein Läuten, und ich fragte:

«Was ist das?» Der nächste neben mir antwortete:

– «Das ist das Zeichen dafür, daß wir uns zu sammeln haben.»

«Ja, wofür sich sammeln? Ich weiß es nicht, ich bin noch nicht so lange hier. Kannst du mir sagen, was es bedeutet?»

– «Ja, ganz einfach», sagte er, «du wirst es wohl zu hören bekommen!»

Ich hörte dann tatsächlich eine Stimme. Und dieser Aufruf erging sogar in verschiedenen Sprachen – nicht nur in der, die ich redete, in verschiedenen anderen Sprachen noch. Man sagte uns, man solle sich in Gruppen zu zehn vor dem Hause sammeln. Da fragte ich den neben mir wieder:

«Glaubst du, muß ich da auch mitgehen?»

– «Ja freilich!», erwiderte er, «du kannst es ja probieren zurückzubleiben...»

Ich dachte bei mir: ‹Ich soll mich da sammeln mit diesen? Man hat mir diesbezüglich ja gar nichts gesagt. Und mein Sack da? Ich könnte doch nicht immer diese Last mit mir tragen, und irgendwo verstecken kann ich ihn nicht, man könnte ihn finden und mir den Reichtum stehlen. Also ich bleibe – ich will doch einmal sehen, was dann mit mir geschieht!›

Gut, es ging alles blitzschnell. Gleich war das Haus geleert, und ich saß allein an meinem Platz mit meinem Sack. Da aber kam eine Gruppe von gutaussehenden Wesen eilends auf mich zu. Sie hatten – wie soll ich sagen? – so eine große Palme war es, ein Zweig von einer Palme, und diese Zweige schwangen sie, daß es wie einen Luftwirbel gab. Das war recht unangenehm kühl, es fröstelte mich ja schon eh. Und sie kamen näher zu mir und fragten:

– «Hast du nicht gehört, was du zu tun hast!?»

«Ich habe es wohl gehört», antwortete ich, «aber ich weiß doch nicht, ob das mich auch angeht, ich dachte, das trifft mich nicht...»

– «Es trifft dich wie die anderen», unterbrachen sie mich. «Heraus mit dir!»

Da schleppte ich meinen Sack und ging auch vor das Haus. Da mußte ich zuerst zählen, sie waren ja schon überall zu zehn. Doch war da noch eine Gruppe, da waren nicht zehn, und ich stellte mich dort hin.

Diese so gut gekleideten Wesen – ich wußte natürlich: jaaa, das ist nun eine gestrenge Führung. Sie sagten nur mit knappen Worten, was zu tun sei. Sie gingen eilend hin und her durch die Gruppen, prüften überall nach, ob es zehn seien, und dann gaben sie ihre Anweisungen: ‹Richtung geradeaus, immer die Zehn zusammenbleiben! Richtung links! Richtung rechts!› Oder: ‹Richtung hinauf!› So wurde eingeteilt, und dann wurden die Gruppen von den drei Häusern weggeführt. Es ging für die einen auf ein Feld, für andere in einen Wald. Es gab auch ein Gebäude, das sah so tempelähnlich aus, und welche wurden dorthin geführt.

Ich war also mit einem Rest von Fünfen. Die anderen Gruppen waren alle schon fortgegangen. Nun kamen auch zwei und führten uns an. Diese hatten etwas so Gestrenges an sich, und es kam mir vor – – ihre Zweige waren wie eine Art Peitsche, aber es waren keine Peitschen. Und doch hatte man Angst vor diesen Zweigen, man hatte das Gefühl, darin könnte eine Kraft sein, und sie könnten einen damit treffen, man könnte verletzt werden und Schmerzen erleiden. Also man hatte Angst! Man hatte Angst!...

Man mußte also gehorchen. Aber ich hatte wenigstens meinen Sack, und den gab ich nicht her. Sie sahen es wohl, daß ich einen Sack hatte, taten aber nicht dergleichen. Sie hatten mich nicht aufgefordert. – – Ich hatte mich nicht getraut, sie nach einem Schrank zu fragen, sondern hatte ihn mitgeschleppt. Das war sehr mühsam. Denn man war eigentlich mit einem guten Tempo vorangegangen, und ich habe meinen Sack sorgfältig auf den Rücken gelegt. Etwas gebeugt bin ich marschiert, so konnte ich besser gehen. Aber für uns ging der Weg nicht geradeaus, sondern es ging einen steilen Hang hinan. Ich überlegte bei mir: ‹So, ausgerechnet ich mußte zu diesen Fünfen hintreten! Unser Weg geht nun diesen steilen Hang hinan, während die anderen, soweit ich sehe, alle geradeaus gehen!...›

So hatte ich es doppelt schwer... Ich sah mich um, ob ich vielleicht meine Last irgendwo hinlegen könnte. Allein, ich wußte ja nicht: komme ich wieder denselben Weg zurück und finde ich sie dann wieder? Und ich dachte: ‹Ich weiß nicht, ob ich nicht doch froh bin um diesen Reichtum, ich nehme doch lieber die Last auf mich.› Und so habe ich es diesen steilen Hang hinauf mit den anderen geschafft.

Dort wurde uns nun vom Sinn des Lebens, von den Verfehlungen der Menschen und von den Geboten Gottes gesprochen, auch von der Erlösungstat Christi. Da dachte ich: ‹Ist das nun notwendig gewesen, daß man uns dafür diesen Hang hinauf gejagt hat? Man hätte uns das alles doch auch in jenem Hause sagen können!...›

Kaum hatte ich das mir so überlegt, nahm man jeden einzelnen gesondert vor und sprach ganz ernst mit ihm. Da dachte

ich: ‹Ah, das ist vielleicht jetzt das Gericht über jeden einzelnen – aber was kann da schon herauskommen! So schön finde ich es hier nicht. Ja, vielleicht sind mir meine Münzen jetzt doch noch zum Vorteil...›

Ich war der letzte, der an die Reihe kam. Ich hatte meinen Sack fest umklammert. Da sagte dieser Ehrwürdige zu mir:

– «Was trägst du da mit dir?»

«Einer von den Deinen hat ihn mir in die Hände gegeben», gab ich zur Antwort, «und mir gesagt: ‹Das ist dein Reichtum aus deinem Leben.› Und ich stelle mir vor, daß es wirklich mein Reichtum ist.»

Da hob er den Sack, schaute mich so an und sprach:

– «Ja, er ist nicht so leicht. Das Gold der Menschen wiegt schwer, Christoph!»

«Ja», sagte ich, «ich hatte ordentlich davon...»

– «Und was hast du armen Menschen davon gegeben?», fragte er.

«Armen Menschen?» wiederholte ich verlegen, «ja, dann und wann habe ich wohl auch etwas gegeben...»

– «Dann und wann?», fragte er, «sprich, wann hast du gegeben?»

Da sah ich mich plötzlich, wie ich jeden Abend vor diesen Münzen gesessen war, wie ich sie betrachtet, gewogen und wieder neu eingeschrieben hatte... Da sagte er:

– «Du hast deine schönste Zeit vergeudet mit deinem Gold!»

Da wurde mir ganz bange, und ich dachte: ‹Habe ich wohl überhaupt noch mein Gold bei mir?› Er aber fuhr fort:

– «Ja trage nur deinen Reichtum mit dir!» Und dann zählte er viele Fehler aus meinem Leben auf. Ich sah mich selbst, und er war lange bei mir gestanden und hatte lange über meine Fehler gesprochen, was alles meiner Seele geschadet habe. Man hat allerlei gesagt: ich sei ein geiziger Mann gewesen, und ich solle einmal mitanhören, was die Menschen über mich gesprochen hatten. Und dann sah ich sie... Ich sah sie einfach vor mir und hörte sie. Die einen verfluchten mich, weil ich so geizig gewesen sei, ich hätte sie mit dem Holz und mit der Kohle betrogen... Ich mußte das alles mitanhören. Und es schmerzte mich. Ich

wollte ihnen sagen: ‹Nein, das ist nicht wahr, ich habe dich nicht betrogen, ich war nicht geizig!› Aber ich konnte den Mund nicht öffnen... Jedesmal, wenn ich einen über mich fluchen hörte, ging ein großer Schmerz durch meinen geistigen Leib. In der Seele tat es weh, dies zu hören. Und dann fragte er:

– «Was glaubst du, daß man mit dir zufrieden wäre? Glaubst du, daß diese Flüche, die man über dich ausgestoßen hat, dir zum Segen wären?»

Ich war tief beschämt. Wohl hatte man mit den anderen vor mir auch ganz ernst geredet; ich hatte aber das Gefühl, ich sei am schlimmsten dran. Ich getraute mich nicht mehr aufzublikken und konnte nur sagen:

«Ich will versuchen, es gutzumachen – seid doch nicht so hart zu mir!»

– «Wir sind nicht hart zu dir», sprach er darauf. «Wir handeln nach dem Gesetz, und du hast nicht zu sagen, wir seien hart. Wir handeln im Namen Gottes und erfüllen das Gesetz. Wenn du Gnade und Erbarmen willst, mußt du Gott darum bitten, und nicht uns.»

Aber sie sahen so gestrenge aus, ich fürchtete mich fast vor ihnen. Da standen wir, ein Häuflein, tief beschämt. Und ich dachte: ‹Es ist doch gut, daß man uns auf diesen Hügel gebracht hat, daß es nicht alle gehört haben... Es ist gerade der Schande genug, daß diese davon wissen.› Aber jeder hatte da für sich selbst genug zu studieren. Man kam gar nicht dazu, sich über die anderen Gedanken zu machen, man hatte wirklich genug für sich selbst zu schauen. Dann sagte ich:

«Darf ich dir wenigstens meinen Reichtum anbieten?» Denn im stillen hoffte ich doch, ich hätte wirklich die Goldmünzen bei mir. Die Antwort des Gestrengen aber war nur:

– «Deinen Reichtum brauchen wir nicht; denn dein Reichtum ist nicht unser Reichtum.»

«Aber was soll ich denn hier damit anfangen? Ich lasse ihn hier liegen, ich will ihn nicht mehr!»

– «Nein!», sprachen sie, «du trägst deine Last wieder den Hügel hinunter, die du dir im menschlichen Leben aufgeladen hast. Sieh, dieses ist deine Last, die dir hinderlich ist. Und wenn

du nur einen Blick auf deine Nächsten wirfst, so siehst du, daß sie im Gehen behindert sind. Sie sind auch verschuldet, auf eine andere Art, aber sie sind gleich bewertet wie du. Nimm nur deinen Sack und schleppe ihn so lange mit dir, bis man ihn dir öffnet. Man hat es dir ja gesagt, man werde ihn dir öffnen, wenn es an der Zeit ist.»

«Dann sag mir wenigstens, was in diesem Sack ist!», bat ich. «Sind meine Münzen darin? Oder habt ihr mir etwas so Schweres hineingelegt?»

– «Das wirst du sehen, darüber sollst du dir jetzt keine Gedanken machen!»

Ich mußte also meinen Sack wieder den Hang hinab schleppen. Als wir darauf das Haus wieder betraten, suchte ich mir keinen Schrank mehr. Es machte mir auch nichts mehr aus, den Sack irgendwo stehen zu lassen; denn ich traute der Sache nicht mehr. Aber sobald ich ihn stehen ließ und mich entfernen wollte, kam einer und sagte:

– «Halt! Du hast deinen Sack vergessen, nimm ihn doch gleich mit!»

Es klang für mich wie Spott, aber ich konnte ihn nicht liegen lassen, ich mußte den Sack wieder holen. Ich merkte es aber wohl, die anderen trieben Spott mit mir...

Dann ertönte auf einmal wieder die Glocke, worauf man uns verkündete: «Euer Weg ist frei!» Was sollte nun das wieder bedeuten? Ich erkundigte mich beim Nachbarn. Der sagte:

– «Ja, das heißt, du kannst, wenn du Lust hast, zu den Menschen gehen, kannst dich nach den Deinen erkundigen. Du kannst ja nachsehen, ob du deine Goldmünzen noch findest, oder was dein Sohn damit angefangen hat...»

Ich erkundigte mich weiter, ob sie denn alle gingen? Da antwortete man mir:

– «Ganz wie es jedem beliebt. Die einen bleiben da, und die anderen gehen, je nachdem man sich noch verbunden fühlt und Sehnsucht hat nach irdischem Besitz oder nach gewissem Tun.»

Da überlegte ich mir auch, ob es wohl besser wäre zu bleiben. Aber dann dachte ich: ‹Nein, jetzt will ich doch sehen, ob meine Goldmünzen noch vorhanden sind.›

Doch ich fand sie nicht mehr. Da, wo ich sie aufbewahrt hatte, waren sie verschwunden. Ich dachte darum, der Sohn werde sie wohl an sich genommen haben, und ich suchte ihn auf in der Hoffnung, er werde sich wohl damit abgeben, sodaß ich erfahren würde, wo er sie aufbewahrte. Allein, er beschäftigte sich nicht damit, und so fand ich den Weg nicht mehr zu diesen Münzen. Dann dachte ich: ‹Ist es vielleicht doch so? Sind sie vielleicht doch irgendwie umgewandelt worden? Dann kann ich mit meinem Gold schließlich auch in meiner Welt etwas Gutes tun, oder mir etwas anschaffen damit...› Das gab mir wieder etwas Hoffnung.

Ich fand also die Münzen nicht mehr in der irdischen Welt, und so kehrte ich wieder in das geistige Haus zurück. Dort hatten wir uns dann gegenseitig gefragt: «Wo bist du hingegangen? Was hast du gemacht?» Und man erzählte seine Erlebnisse, und man lachte auch über die Einstellung und die Dummheiten der Menschen usw. Man sah ja nun diesen großen Unterschied. Man sah ja, wie die Menschen sich mit bedeutungslosen Dingen beschäftigen. Aber ich hing halt doch noch so sehr an meinem Gold... Und da ich es nicht gefunden hatte, dachte ich: ‹Vielleicht hat man es mir doch gelassen... Vielleicht habe ich doch eine gute Tat vollbracht, und man hat es mir als Belohnung gelassen...›

Nach einer gewissen Zeit ertönte die Glocke wieder, und dann hieß es wieder, sich zu zehn zu sammeln. Diesmal zögerte ich nicht. Ich wollte mich auch einer Zehnergruppe anschließen und womöglich nicht wieder denselben Hügel hinaufgehen. Aber es ging alles so schnell, und wie ich hinauskam, waren die Gruppen überall schon vollzählig. Ich mußte wieder zur selben Gruppe, mir blieb nichts anderes übrig. Da dachte ich: ‹Hoffentlich muß ich doch mit meinem Sack nicht wieder diesen Hügel hinaufklettern!...› Wieder kamen die Führer, dieselben wie vorher, und wieder zeigten sie die Richtung an, die man einzuschlagen hatte.

Da ließ ich meinen Sack liegen. Ich war bereits ein Stück gewandert, da kam einer mir nach und sagte:

– «Hier, Christoph, du hast deinen Sack vergessen!»

«Ich wollte ihn nicht mehr, ich wollte ihn stehen lassen», erwiderte ich.

– «Nein», sprach er, «du nimmst ihn mit dir, denn er ist ein Stück von dir, und er gehört zu dir. Du kannst ihn nicht liegen lassen!»

O Schmerz! Ich mußte diese Last wieder tragen, und ich sah schon den Hügel vor mir. Da hinauf ging es abermals mit meinem Sack. Aber die anderen ächzten auch. Wir sahen noch von ferne, wie die anderen sich auf der Ebene dahinbewegten – die hatten es bestimmt besser als wir... Doch schließlich kamen auch wir wieder oben an, und da traten sie wieder vor uns hin...

Ich hatte aber schon gemerkt, daß wir Fünf damals alle das erste Mal diesen Hügel bestiegen hatten und all das erlebten. Dann fragte man uns, ob wir noch wüßten, worüber wir letztes Mal unterrichtet wurden. In großen Zügen wußte ich es noch. Aber dabei blieb es nicht. Wir sollten uns auch noch daran erinnern, was man über unser Leben gesprochen hatte. So mußte auch ich, als die Reihe an mich kam, alles hersagen, was ich bei meinem ersten Gang zu den Menschen gehört und gesehen hatte. Ich mußte sagen, daß man mich verflucht und verspottet hatte. Und ich mußte sie beim Namen nennen, die über mich schimpften. Es war eine Demütigung und Erniedrigung... Ich hätte doch am liebsten alles verschwiegen und vergessen... Dann habe ich gebeten, man möchte es doch so einrichten, daß ich nicht mehr daran erinnert würde; ich möchte lieber eine harte Arbeit leisten und anfangen, Gutes zu tun.

– «Das ist recht, daß du das im Sinne hast», sagte man mir darauf. «Siehst du, diese Einsicht und Erkenntnis mußte erst einmal tief in deine Seele dringen. Du mußtest zuerst einsehen und zugeben, was du alles falsch gemacht hast.»

Ja, ich bestritt es nicht mehr, ich wußte es. Und da öffnete man mir den Sack und schüttete den Inhalt aus. Es waren keine Goldmünzen – es waren lauter Blechmünzen, keine Spur von Gold. Ich schaute nicht einmal mehr hin. Ein Blick hatte mir genügt... Das war mein Reichtum – kein Gold, nichts... Und der Vornehme strich mit seinen schönen Sandalen über das wertlose Blech hinweg. Es gab einen Mißton – dann war es verschwunden,

aufgelöst, nichts war mehr da... Und auch der Sack, den ich trug – plötzlich war er weg! Dann sagten sie zu mir:

– «Siehst du, du mußtest diese Last tragen, und du mußtest sehen, daß dein Reichtum, von dem du geglaubt hast, daß er so köstlich wäre, im geistigen Reiche wertlos ist, daß dein vermeintlicher Reichtum, an den du dich gekettet hast, nur eine Last war. Diese Last mußtest du spüren. Und wärst du nicht so schnell zur Einsicht über deine Verfehlungen gekommen, so hättest du womöglich diese Last noch lange lange tragen müssen.»

Auch den anderen wurde so ins Gewissen geredet. Sie waren ja alle einsichtig. Man sah diese Gestrengen vor sich, da gab es ja kein Entweichen. Man hatte nur den einen Wunsch, etwas zu arbeiten, abzuverdienen, gutzumachen. Auch den anderen wurde von ihrer Bedrängnis genommen. Auch sie gingen leichteren Schrittes den Hügel hinunter. Wir waren froh und glücklich. Wir hätten am liebsten gejubelt, da es uns so leicht geworden war.

In unserem Hause hatten wir immer denselben Platz eingenommen. Jedesmal, wenn die Glocke wieder ertönte, sammelten wir uns wieder zu zehn vor dem Hause. Schon das erste Mal nach diesem Erlebnis konnte ich – wie auch die anderen – in eine Gruppe von zehn hineinkommen. Und unser Weg führte uns durch ein schönes Feld, und je weiter wir uns vom Hause entfernten, desto mehr schien es, als ob es anfangen wollte zu grünen. Wir hatten das Gefühl, es würde Frühling. Es war etwas Schweres von uns genommen. Wir wußten nicht, waren unsere Augen so getrübt, daß wir vorher nichts sehen konnten? Denn plötzlich hatten wir das Empfinden, es sei gar nicht mehr eine solche Öde um uns her. Nun führte uns der Weg in einen kleinen Tempel hinein. Hier hatten wir zehn gut Platz, und drei der vornehmen Wesen standen auch wieder vor uns. Aber ihre Redeweise war sanft und lieblich, überhaupt sahen sie so gütig aus. Sie erklärten uns das Notwendige vom Heilsplane Gottes, auf welche Weise Christus den Menschen die Erlösung gebracht hat, und daß jeder für sein Straucheln selbst zu büßen habe. Daß Christi Erlösungstat nicht von allen Sünden befreie und noch nicht dazu berechtige, in die höchsten Himmel einzugehen. Viel-

mehr bestehe die Erlösung durch Christus darin, den Weg ins Himmelreich freigelegt zu haben. Aber jeder müsse im menschlichen Leben selbst säen und werde dann in der anderen Welt ernten...

So wurden wir aufgeklärt. Gar manchesmal traten wir denselben Weg an, und jedesmal wurde uns etwas anderes erklärt. Als man dann glaubte, daß wir die wichtigsten Grundsätze des Heils- und Erlösungsplanes kannten, da gab man uns eine Arbeit.

Wir sollten arbeiten und zwischen hindurch belehrt werden. Die Aufgabe der einen führte sie zu Menschen und Tieren, während es für andere im Geisterreiche unendlich viele Möglichkeiten gab, sich zu betätigen. Ich habe mich den gestrengen Anordnungen gefügt, mich hingewandt zu Gott. Durch diese Belehrungen hatte ich zu meinesgleichen wie zu den Menschen ein anderes Verständnis und Verhältnis gewonnen, und dieses spornte mich zu vermehrter Tätigkeit in diesem Heils- und Erlösungsplane an. So erging es auch den anderen. Man will sich nützlich machen, eine Leistung vollbringen. Und die persönliche Schuld, die man mitgebracht hat, sticht nicht mehr so hervor, man schämt sich nicht vor dem andern, obschon die Möglichkeit besteht, daß jeder sehen kann, was die Fehler oder gar Laster des einzelnen waren. Man ist einig geworden, nur aufwärts zu streben und nur das zu tun, was der Allgemeinheit dient, so daß man in diesem großen Ordnungsplan einen wichtigen Platz einnehmen und eine Leistung vollbringen kann. Denn diese Leistungen bringen dann dem einzelnen geistiges Vermögen ein.

Damit ist natürlich nur ein kleines geistiges Vermögen gemeint. Zuerst hat man seine eigene Seele zu reinigen und seine Gesinnung nach diesem Heils- und Ordnungsplan zu richten. Darauf richtet sich dann das ganze Streben, und man hat nur den einen Wunsch, auch etwas Großes zu leisten. Offen liegt bei allen, die willig und fügsam geworden sind, die unendliche Güte und Gnade. Man ist sich nicht mehr fremd, sondern lebt wie in einer Familie zusammen. Und wenn man mit Hunderten und Tausenden zusammen leben muß, betrachtet man sich als Bruder, als Schwester, wie wenn man leiblichen Geschwistern gegenüber

stünde. Aber das kann nur geschehen, wenn man die gleichen Ziele hat.

So durfte ich euch, meine lieben Freunde, einen Ausschnitt geben von meinem Leben in der geistigen Welt, und euch die Folgen schildern, die sich aus meinem menschlichen Leben ergeben hatten. Wenn ihr Fragen habt, werdet ihr von unserem Bruder (Josef) darüber unterrichtet. Ich ziehe mich wieder zurück und überlasse euch alle dem Segen Gottes. Gott zum Gruß!

*

Frage: Durften Eltern und Verwandte nur so wenig mit ihm sprechen...?

Josef: «Das ist so: wenn man einen solchen Geist in die Läuterung führt, will man ihn ja dadurch bestrafen, daß er nur kurz mit seinen Lieben zusammen sein kann. Später durfte Christoph schon wieder mit ihnen zusammenkommen. Aber zuerst mußte einmal das mit seiner Last bereinigt werden. Wenn man dann später zusammengeführt wird, ist auch die Freude viel größer, wenn die anderen sehen, daß man Fortschritte gemacht hat.»

Frage: Es scheint mir, dieser Christoph habe seine Fehler schnell erkannt?

Josef: «Ja, bestimmt. Die Geister Gottes halten es eben so, daß sie diesen Geistern, die sich im Erdenleben vergangen haben, eine schwere Last aufbürden. So kommen sie schneller zur Einsicht. Man hätte ihn ja auch irgendwohin verbannen können. Aber er mußte die Last mit sich schleppen und spüren. Ihr könnt daraus ersehen, daß die Geister Gottes jedem seinen Läuterungsweg so bestimmen, wie es für seine möglichst schnelle Heilung am dienlichsten ist. Es kommt dann nur noch auf die Einsicht des Betreffenden an. Den einen kommt sie schneller, den anderen eben nicht. Während Christoph durch seinen vermeintlichen Reichtum im Gehen behindert war, wurde den anderen das Ge-

hen in anderer Weise erschwert. Der Sack und dessen Inhalt waren nun die Last, die er zu tragen hatte. Man hatte ihm gesagt, es sei sein Reichtum. Es war symbolisch gemeint. Man prüfte ihn lange genug. Und er überlegte dann, ob es wirklich sein Gold wäre. Hätte er länger und gründlicher darüber nachgedacht, so wäre er schon früher zur Einsicht gelangt, daß ihm die Last nur zur Strafe gegeben worden war.»

8. MARIA

SEGEN DER HILFSBEREITSCHAFT

Kundgabe vom 6. Juli 1960

Von meinem geistigen Erleben versuche ich, euch etwas zu erzählen – wie ich im Jenseits empfangen wurde, und ich muß auch etwas von meiner Familie erwähnen, wie ich mich mit ihr zusammengefunden habe.

Ich hatte eine Schwester, sie hieß Resi; mein Vater hieß Wenzel, meine Mutter hieß Maria, gleich wie ich. Vater und Mutter waren zuerst hinübergegangen, dann folgte meine Schwester, als letzte kam ich.

Mein Vater war Flickschuster. Meine Mutter, die Schwester und ich mußten auch für den Lebensunterhalt mitverdienen. Vater verdiente nicht viel. Er liebte sehr die Unterhaltung und noch viel mehr den Alkohol. Es gab viel Unfrieden in der Familie. Wenn der Vater betrunken nach Hause kam, schlug er drein, er schlug uns zusammen, und so hatten wir keine Liebe zu ihm. Mutter konnte in ihren späteren Lebensjahren nichts mehr verdienen. Meine Schwester und ich, wir blieben unverheiratet. Wir hatten für die Mutter aufzukommen. Vater war vor ihr hinübergegangen.

Unser Brot verdienten wir mit allerlei Arbeiten. Wir mußten auf dem Felde schaffen, ja einfach überall, wo man uns gebrauchen konnte, in der Mühle, manchmal in anderen Häusern. Hartes Geld war bei uns sehr selten. Als Bezahlung für unsere Arbeit durften wir oft etwas Speck mitnehmen, manchmal Flachs, manchmal Getreide, manchmal Stoffe. Irgendetwas hatte man uns gegeben, manchmal auch ein Kaninchen oder einfach etwas, was gerade vorhanden oder übrig war. Wir waren froh, etwas zu essen zu haben, und so mußten wir eben dafür arbeiten.

Meine Mutter war gut. Auch ich versuchte, wie es meine Mutter früher getan hatte, zwischenhindurch Kranke zu pflegen; denn das war das einzige, was man dazumal tun konnte. Man ging hin, wo man einen brauchen konnte, um etwas zu verdienen. Es gab noch viele Leute, die waren noch viel ärmer dran,

und ich gab manchmal von dem wenigen, das ich hatte, ihnen. Und ich arbeitete manchmal überhaupt ohne Lohn. Ich war froh, daß ich bei ihnen essen durfte.

Meine Schwester Resi hingegen arbeitete nie ohne Lohn. Sie ging hin und forderte ihren Lohn an und kam dabei auch oft in Streitigkeiten mit den Leuten. Mich lachte sie oft aus oder schimpfte mich aus, wenn ich ohne Lohn arbeitete. Sie war auch sehr neugierig und hatte jeweils immer die Taschen meiner Schürzen durchsucht. Sie wollte immer wissen, wieviel ich bekommen hätte und was, und sie führte immer die Kontrolle über mich aus. Ich gab manchmal auch anderen von den Eßwaren, wir hatten kranke Nachbarsleute, die waren noch viel ärmer dran als wir, da gab ich manchmal etwas. Meine Schwester Resi wollte hingegen nichts davon wissen:

– «Der Lohn für das, was wir geschafft haben, gehört uns, und wir haben den anderen nichts zu geben, sie sollen nicht zu faul sein zum Schaffen!...» sagte sie. Resi hatte viel Ähnlichkeit mit dem Vater.

Mit dem Vater lebten wir ja immer in Schwierigkeiten. Seine Schnapsbuddel war ihm das Wichtigste. Er konnte stundenlang in den Schenken sitzen. Er hustete und schimpfte, und abends kam er betrunken nach Hause. Er arbeitete nur wenig, und die Qualität war sehr gering, einfach die eines Flickschusters. So hatten wir unsere Sorge mit ihm und zugleich auch unsere Schande. Aber trotzdem hatte ich versucht, mit ihm zu reden und ihm klarzumachen, daß er sich ändern sollte. War er nüchtern, hörte er mir zu; war er betrunken, kam er ganz besonders auf mich los und schlug auf mich ein. Denn er wußte ganz genau, daß ich jeweils anderntags wieder mit ihm ins Gebet ging. Dann nützte er die Gelegenheit aus, und ich ließ ihn einfach zuschlagen. Manchmal war ich blau und rot...

Meiner Schwester Resi hatte er nie etwas angetan. Sie erzählte ihm jeweils, ich gäbe meinen kärglichen Lohn noch den Armen und arbeitete sogar ohne Lohn. Das machte ihn wütend, und er machte mir deswegen Vorwürfe. So war er selten gut gestimmt auf mich. Aber ich fand Trost im Gebet. Ich betete zu Gott, er möge doch mit ihm gnädig sein und ihm vergeben.

Nun, er ging als erster in die andere Welt ein. Dann folgte die Mutter, dann viel später die Resi, und schließlich kam auch ich in die Geisteswelt.

Wir begegneten uns alle, nur meinen Vater sah ich nicht, das muß ich sagen. Aber Mutter war da, und die Resi war da, und noch viele Freunde und Bekannte vom Dorf und aus seiner Umgebung kamen auch, um mich zu begrüßen. Sie freuten sich und jubelten mir zu und machten ein Geschrei... Natürlich war ich erstaunt, in dieser anderen Welt zu erwachen. Und so verschiedenartig reagierten die schon hier Anwesenden auf mich. Die einen sagten: «Weißt du, hier findest du alles gleich vor wie im Erdenreich, nur ist alles etwas feiner, und zu arbeiten haben wir eigentlich auch.» Andere sagten: «Hätten wir gewußt, was uns erwartete, hätten wir das Leben besser genossen!...» Und wieder andere meinten: «Nein, ich wäre doch etwas anders gewesen im Leben!»

Also, ich mußte feststellen: es war ein Wirrwarr. Die einen waren dieser Auffassung, die anderen hatten wieder eine andere Einstellung. Ich sah danebst aber auch gewisse Persönlichkeiten, die sich durch vornehmes Aussehen und Benehmen auszeichneten. Ich dachte mir, das werden jetzt eben die Engel oder bestimmte Fürstlichkeiten sein, die nun zum Rechten sehen. Ich konnte mir natürlich noch keine genaue Vorstellung machen von all diesen Dingen. Ich fand keine rechte Erklärung für das alles. Dann hatten die so vornehm Gekleideten diese Schar, die mich begrüßte, zurechtgewiesen:

– «Nun ist es genug, ihr habt eurer Freude Ausdruck gegeben, aber nun geht wieder schleunigst an eure Arbeit!»

Zurück blieben Mutter und Schwester, und eines dieser vornehmen Geistwesen sagte mir, ich dürfe nun ein Haus auf einer Anhöhe beziehen; meine Mutter sei auf der gleichen Ebene, während meine Schwester tiefer im Tal wohne. Ich sah, meine Schwester war etwas bedrückt. Sie hatte mir auch gleich Vorwürfe gemacht, als sie mich sah:

– «Weißt du», sagte sie, «du bist eigentlich schuld daran, daß es mir hier nicht besser geht.»

Darüber mußte ich nur staunen, und ich wußte damit gar

nichts anzufangen. Gleich wurde sie auch weggestoßen, während Mutter mir einen sanften Blick zuwarf, wie wenn sie sagen wollte: ‹Es stimmt nicht, was sie sagt.› Ich mußte aber sofort den Unterschied zwischen meiner Mutter und meiner Schwester sehen. Mutter schien glücklich zu sein, während die Schwester unzufrieden war. Ich fragte:

«Darf ich euch denn nicht zuerst besuchen? Es würde mich interessieren, wo ihr wohnt. Als Neuling hier möchte ich gerne sehen, wie es euch geht und wie ihr lebt.»

– «Ja, das kannst du schon sehen», sprach der Begleiter zu meiner Rechten, «wo deine Schwester wohnt, und was sie arbeitet.»

«Ja, muß man denn arbeiten hier?», fragte ich da erstaunt. Ich glaubte, im Himmel werde nur gebetet, gesungen und musiziert. Daß man arbeiten sollte, überraschte mich doch etwas. Zwar hatte ich schon eine Andeutung davon gehört, als die anderen an die Arbeit geschickt wurden, aber ich konnte mir dabei nichts vorstellen.

Nun sah ich aber auch, daß da, wo ich stand, bestimmt nicht die letzte Herrlichkeit war. Es war mir zwar ganz angenehm zumute. Ich stand da einmal auf einer Ebene, von wo aus man Straßen und einfache, aber schöne Gärten sah. Ich erblickte auch kleine Häuschen und große Gebäude. Ich sah Tiere, verschiedene Brunnen und alles mögliche, das mich wirklich sehr an die Erde erinnerte. Als man mich aufforderte, zuerst einmal mein Haus zu besichtigen, sagte man zu meiner Schwester:

– «Gehe jetzt wieder an deine Arbeit. Wenn es dann so weit ist, werden wir dich aufsuchen.»

Nun gut, Mutter und einige Begleiter führten mich darauf zu meiner Wohnstätte hin. Ein schöner, bequemer Weg führte uns aufwärts. Ich hatte das Gefühl, je weiter hinauf wir stiegen, desto lichter und farbenfroher würde die Umgebung. Und so standen wir plötzlich auf einem Hügel. Hier oben war in gewissen Abständen ein Haus am andern, wie eine Siedlung anzusehen. Gärten waren davor, und man sagte mir bei einem solchen Gebäude:

– «Dies ist nun dein Haus, in das darfst du eintreten.»

Mein Begleiter öffnete, und da kamen mir einige Unbekannte entgegen und hießen mich willkommen. Sie begrüßten mich und sprachen ebenfalls:

– «Das ist deine neue Wohnstätte, und du sollst dich hier recht wohl und glücklich fühlen!»

Ich erwiderte darauf, daß ich mich freuen würde – doch etwas erschrocken schaute ich mich um. Dann wies man mir einen Raum zu, den ich bewohnen sollte. Hierauf führte man mich wieder hinaus und in eine große Halle hinein; es sei der Gemeinschaftsraum des Hauses. Er war sehr ordentlich, und ich fand ihn sehr schön im Gegensatz zu den ärmlichen Wohnverhältnissen während meines Erdenlebens. Hier sah es dagegen sehr herrschaftlich aus... Ich getraute mich nicht zu widersprechen, doch hätte ich gerne gefragt: ‹Muß ich wirklich hier wohnen? Es würde auch etwas Einfacheres für mich recht sein.› Aber dann überlegte ich es mir rasch und sagte mir: ‹Ich bin ja im Himmel, und im Himmel hat man doch Anspruch auf das Schöne. Also versuche ich, mich daran zu gewöhnen.› Und dann sagte man mir:

– «Hier ist der Gemeinschaftsraum, wo die Besprechungen stattfinden, und hier sind dann deine Freunde, mit denen du dich unterhalten kannst.»

Meine Mutter stand bei dieser Erklärung neben mir, lächelte mir zu und sagte:

– «Es ist schon gut, Maria, es wird alles gut. Ich wohne ganz in der Nähe, und mein Haus ist sozusagen ganz gleich wie das deine, und ich halte mich auch die meiste Zeit in der Gemeinschaftsstube auf.»

Mit dem Versprechen, uns gegenseitig zu besuchen, verabschiedete sich Mutter, während mein Begleiter sagte:

– «Hier hast du Freunde, die nehmen dich jetzt in Obhut. Das Beste für dich ist jetzt wohl, du ziehst dich etwas zurück und ruhst dich aus.»

Eigentlich fühlte ich mich gar nicht müde. Ich betrachtete zuerst einmal meine Hände, meine ganze Figur, so wie ich es konnte. Einen Spiegel hatte ich ja nicht. Ich hatte also keine Ahnung, ob ich noch dasselbe Gesicht hätte wie früher, oder wie ich aussah. Ich wunderte mich nur, daß ich ein ähnliches Kleid anhatte, wie ich es zu Lebzeiten trug. Ich tastete nach meinen Haaren und fand, daß sie viel feiner und viel voller waren als zu meinen Lebzeiten...

Das alles: wie ich mich so besann und beobachtete – wurde natürlich von den Umstehenden gesehen, und da klärte man mich auf:

– «Ja, freilich, du möchtest sehen, wie du aussiehst. Die Menschen auf der Erde haben Spiegel. Auch in der geistigen Welt gibt es etwas, daß man sich erblicken kann. Es wäre ja gar nicht recht, wenn man sich selbst nicht sehen dürfte; denn der, der schrecklich aussieht, soll es nur sehen, und wer ein besseres Aussehen hat, der soll es zu seiner Freude auch erleben. Auch soll er sehen können, wie er, was sein Äußeres anbelangt, Fortschritte macht. Menschenart ist es, von Jahr zu Jahr älter auszusehen und an Schönheit abzunehmen. Im geistigen Reich ist es umgekehrt. Wenn man herüber kommt, sieht man etwas alt aus, und mit der Zeit wird man immer jünger (ausgenommen Kinder). Man hat die Möglichkeit, ein ganz jugendliches und schönes Aussehen zu bekommen. Es hat gar nichts mit dem zu tun, was auf Erden eine Rolle spielt. Der Geist bleibt nämlich jung und frisch; aber anfangs ist er eben noch so in diese vielen Nebel eingehüllt, seine Seele ist verdüstert; aber wenn sie dann gereinigt und geläutert ist, dann schafft sich der Geist heraus aus diesem Nebel, und so kommt das Jungsein zum Vorschein. Die Haare, die beim Menschen so stoppelig, so rauh waren, sind im Geistigen eben fein wie Seide, je nach den Gefühlen, die in der Seele liegen. Denn die Seele ist der Quell, sie liefert die Kraft zu diesem geistigen Gedeihen und Reifen, zu ihrem Aussehen...»

«Ja, ich möchte doch sehen, wie ich aussehe», sagte ich. «Ist es unbescheiden von mir, wenn ich euch um einen Spiegel bitte?»

– «Nein», erwiderten sie, «aber einen Spiegel wie die Menschen haben wir nicht – doch etwas anderes, Ähnliches.»

Und da brachte man mir eine kleine Flamme, und die Freunde um mich hielten ihre Hände darüber und forderten mich auf, auch meine Hände ganz nahe über die Flamme zu halten, sie brenne nicht. Ich tat es, und dann hielten sie alle ihre Hände vor mein Gesicht, und ich sollte die meinen auch davor halten.

– «Hier hast du den Spiegel», sagten sie, «hierin siehst du dich. In deinen eigenen Händen kannst du dich sehen, und wir bieten dir auch noch unsere Kraft und Hände dar.»

Und tatsächlich: so war es. Ich sah mich in den eigenen Händen widerspiegeln. Ich erschaute mein Antlitz, und wie ich mich so betrachtete, hatte ich das Gefühl, als hätte ich einen Spiegel in der Hand. Da wollte ich wissen, wie solches denn möglich sei, weshalb man dazu eine Flamme brauche, ob ich mich sonst nicht in meinen Händen hätte betrachten können?

– «Weißt du», erklärte man mir, «am Anfang braucht es diese Flamme dazu. Sie ist nichts anderes als ein Kraftspender, damit du dich sehen kannst. Wir für uns brauchen sie nicht, wir können uns selbst sehen, wann wir wollen.» Und um es mir zu zeigen, hielten sie ihre Hände vor ihr Antlitz.

Dann trug man die Flamme wieder weg, und man ließ mich nach und nach allein. Zuvor versuchte ich mich aber doch noch einmal zu betrachten – allein, der Spiegel war weg! Ich sah mich in meinen Händen nicht mehr... Natürlich erkundigte ich mich noch:

«Ist das nur vorübergehend so? Oder muß ich euch jedesmal holen oder rufen, wenn ich mich sehen will?»

– «So eitel sollst du nicht sein!», sagten sie, «du sollst dich nicht bei jeder Gelegenheit sehen wollen. Es wird aber die Zeit kommen, wo du reif dafür bist, und wo du dich jederzeit sehen darfst.»

So hatte ich es natürlich auch nicht gemeint... Ich wollte nur wissen, ob ich mich auch nicht zu schämen hätte, wenn ich da neben den anderen stand. Das war eigentlich der Grund.

Nun, ich hatte also das Gefühl, mein Gesicht sei noch dem zu meinen Lebzeiten ähnlich. Ich hatte ähnliche Züge, nur etwas verfeinert. Ich hatte ja keinen irdischen Leib mehr, ich hatte mein geistiges Antlitz, meinen geistigen Körper. Und ich hatte ein Kleid... Es war von hellbrauner Farbe. Ich staunte darüber und dachte mir auch: ‹Ich habe doch nie ein so helles Kleid gehabt, wie ist das möglich?...›

– «Weißt du», so hat man mich dann darüber aufgeklärt, «das hat sich einfach so aus deinem Leben herausgeschafft, wie auch aus deinen Kleidern, die du getragen hast. Du hast ja meistens schwarze getragen, aber hier trägt man auf dieser Stufe keine schwarzen Kleider mehr; darum haben wir dir solche von

hellerer Farbe gegeben. Diese paßt ganz gut zu deiner Haarfarbe, und du siehst darin ganz ordentlich aus. Aber natürlich wirst du nicht immer denselben Rock zu tragen haben. Wir wollen gerne hoffen, daß wir dir recht bald ein neues Kleid geben können.»

Über all das, was ich zu hören und zu sehen bekam, war ich höchst erstaunt. Denn in meiner Erinnerung hatte ich noch die Vorstellung von den Engeln, wie sie auf Bildern gemalt waren, mit den schönsten bunten Kleidern, und ich dachte, daß man in alle Zeit und bis in alle Ewigkeit immer dasselbe Kleid tragen würde – und jetzt kam man und sagte, man werde mir schon noch ein anderes geben... Ja, aber dafür sollte ich mich jetzt nicht interessieren, was ich später für Kleider und Schuhe tragen und wie ich aussehen würde, sondern ich solle mich jetzt ausruhen.

So begleitete man mich in meinen Raum, zu meinem Liegebett. Und ich möchte feststellen, daß es viel bequemer war als mein Laubsack, auf dem ich im Erdenleben geschlafen habe. Aber woraus dieses Liegebett bestand, wußte ich nicht. Es war so fein, so weich und schön. Ich hatte das Gefühl, ich schliefe auf einer Wolke, so angenehm empfand ich es...

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Meine früheren Begleiter, die mich aufgefordert hatten, mich auszuruhen, hatten mir auch beim Hinlegen geholfen. Aber was nachher geschehen ist, weiß ich nicht. Also, ich hatte geschlafen und mich ausgeruht. Und dann standen sie wieder neben mir und sagten:

– «Nun, liebe Schwester, hast du ganz ordentlich geschlafen. Jetzt wollen wir zusammen an unsere Arbeit gehen!»

Da wollte ich wissen, ob denn alles hier dem Leben der Menschen auf Erden so ähnlich sei? Ob man hier auch immer schlafen müsse, ob es auch Tag und Nacht gebe?

– «Ach nein», gab man mir zur Antwort, «schlafen tut man in erster Linie, wenn man gerade herüberkommt. Dann braucht man Ruhe. Die Seele will sich doch etwas sammeln, und es ist gut für Geist und Seele, wenn sie diese Ruhe bekommen. Aber auch nachher wirst du wieder deine Ruhezeiten haben. Nur ist es dann nicht der Schlaf, wie du ihn jetzt genossen hast. Und eine Nacht, wie die Menschen auf Erden, kennen wir in dieser

Stufe nicht. Doch wenn wir fleißig gearbeitet haben, dann haben wir auch Anrecht auf unsere Ruhezeit, in der wir uns mit Dingen beschäftigen, wie wir wollen.»

Darauf wollte ich wissen, wo denn mein Vater sei; denn ich mußte sehr an ihn denken.

– «Ja, dein Vater durfte ja nicht einmal zu deiner Begrüßung kommen», sagte man. «Deinem Vater geht es nicht so gut.»

Es war natürlich mein Verlangen, ihm zu helfen, und so fragte ich meine Begleiter:

«Wer seid denn Ihr? Seid Ihr Engel Gottes? Was tut Ihr denn sonst? Dürft Ihr es mir sagen?» Und sie bejahten es:

– «Ja, wir sind Engel Gottes, und unsere Aufgabe besteht jetzt eben darin, zuerst einmal dich aufzuklären und dich zu führen, bis du dich hier eingeordnet hast. Dann kannst du von selbst deine Aufgaben ganz allein erfüllen.»

Darüber war ich ja so glücklich! Ich hatte mir diese andere Welt doch nie so vorgestellt... Nun hatte ich plötzlich ein Haus, ein schönes Haus, und keine Sorgen mehr um das tägliche Brot. Und meine Glieder schmerzten mich nicht mehr, und ich hatte ein wunderbares Gefühl von Wonne und Freiheit.

Ich mußte also nicht arbeiten gehen, um Brot für mich zu verdienen, für meine Schwester, für meine Mutter oder für den Vater. Aber doch mußte ich arbeiten... Welcher Art mochte wohl diese Arbeit sein?... Aber vorläufig interessierte mich mehr zu erfahren, wie es meiner Schwester und dem Vater erging. Da sagte ein Begleitengel zu mir:

– «Nun gut, wir machen einmal einen Abstecher zu deinem Vater. Er hat schließlich das Recht zu wissen, daß du auch da bist.»

Und dann gingen wir zusammen. Wir durchwanderten viele geistige Dörfer und Felder. Je weiter wir kamen, desto mehr hatte ich den Eindruck, es käme die Nacht. Erst fing es an zu dämmern, und dann wurde es dunkler und dunkler. Daß es meinem Vater nicht gut ging, konnte ich mir ausdenken; aber ich wollte wissen, ob denn mein Gebet für ihn nicht erhört worden wäre? Ich hatte es meinem Begleitengel gesagt, ich hätte doch so für ihn gebetet:

«Habt ihr denn mein Gebet für ihn nicht aufgenommen?»

– «Ich kann dir jetzt unmöglich all diese Fragen beantworten», sagte er darauf; «doch wirst du über alles noch unterrichtet werden. Man wird dich auch darüber unterrichten, was du in deinem Leben falsch gedacht hast, wo du falsch gehandelt hast, und wo du falsch belehrt worden bist. Bis wir alle diese Dinge mit dir bis ins einzelne besprochen haben, brauchen wir sehr sehr lange. Aber wir lassen uns Zeit. Eines nach dem andern werden wir besprechen und durchnehmen.»

Unterdes standen wir plötzlich vor dem Vater... Der Weg hatte durch vielerlei Geräusch, Gebrumm und Getöse zu ihm geführt. Er saß in einer kleinen, dem Zerfall nahen Hütte. Als er mich und meinen Begleitengel sah, richtete er sich etwas erleichtert auf und kam auf uns zu, ja, er umarmte mich sogar und sagte:

– «Maria, du bist da!... Ich freue mich, daß du endlich gekommen bist; denn ich habe so auf dich gewartet und in dieser Hütte gebetet, man möge dich holen und mir bringen. Weißt du, Resi ist noch nie bei mir gewesen, und die Mutter will auch nichts von mir wissen. Also dachte ich mir, die Maria, die schämt sich meiner nicht, die wird zu mir kommen. Ja, ich wußte es, und ich danke Gott, daß er mein Gebet erhört hat.»

Ich betrachtete den Vater. Er sah ja ganz ähnlich aus wie als Mensch. Unangenehm war der Duft, der aus ihm heraus kam... Er erinnerte mich allzusehr an jene betrüblichen Zeiten mit ihm. Dann fing er an zu klagen:

– «Wenn ich nur nicht ständig meine Schnapsbuddel vor mir sehen würde!...»

«Was siehst du?», fragte ich; ich glaubte, nicht recht gehört zu haben.

– «Ja, immer sehe ich die Buddel vor mir und den Becher daneben...»

«Aber du hast doch keinen Alkohol hier, Vater!»

– «O, ich habe ihn noch in meiner Seele!», erwiderte er. «Ich bringe ihn nicht aus meiner Seele heraus, und es dürstet mich danach; denn ich bin ihm noch zeitweise verfallen...»

Nun, ich konnte das auch nicht recht verstehen, und ich fragte mich im stillen: «Ist das hier die Hölle? Ist es das Fegefeuer? Oder was ist das?» Ich sagte nichts, aber mein Begleiter sah meine Gedanken und sagte:

– «Ich kläre dich nachher auf über das, was du dachtest. Wir wollen aber doch versuchen, dem Vater einige Ratschläge zu geben.»

Ich konnte ihm ja noch keine geben, denn ich war noch nicht in die Gesetze dieses Lebens eingeweiht, und ich bat daher meinen Begleiter:

«Tue doch, was dir möglich ist! Weißt du, mein Vater war schwach, er war trotz allem ein guter Mann, aber der Alkohol hat ihn so übel zugerichtet. Bitte, kannst du nicht etwas für ihn tun?»

– «Es ist eben so», antwortete er, «auf Erden sammelt man sich vergänglichen Reichtum an, und wenn man herüber kommt, kann man diese Dinge einfach nicht los werden, das liegt im Gesetz. Das gleiche ist es, wenn einer voll übler und trüber Gedanken war; der nimmt sie auch mit hinüber. Und wer mit dem Schnaps durchs Leben ging, der behält den Durst danach – das ist das Gesetz. Wer aber ein gutes Herz und eine gute Hand gehabt hat, der nimmt das gute Herz und die gute Hand mit. Das gute Herz liegt in seiner Seele, und diese Gefühle entfalten sich daraus. Er erlebt es dann, und der Lohn für seine Güte bleibt nicht aus. Der Mensch bringt eben das mit hinüber, was er sich im Erdenleben angesammelt hat – also nicht etwa materielle Güter, sondern geistige. Und so ist es eben mit deinem Vater. Auch er hat sein geistiges Gut bei sich: das ist bei ihm der Alkohol, denn seine Seele ist davon ganz getrübt.»

Ob ich ihm nicht helfen könne, wollte ich wissen.

– «In erster Linie muß er sich selbst helfen», sprach mein Begleiter, «so will es das Gesetz. Bedenke doch, es wäre nicht in Gottes Gerechtigkeit, wenn einer, der übel gelebt und als Verbrecher gestorben, für ein paar Gebete geradeswegs zum Himmel geführt würde. Das gibt es nicht. Bis zum letzten Heller muß man abtragen... Zwar vergibt ihm Gott einen großen Teil seiner Schuld, aber ein jeder muß sich selbst läutern und reinigen.»

Er tat mir leid, und ich richtete meinen Blick so bittend auf meinen Begleiter:

«Ach, vielleicht gibt es hier eine Ausnahme? Und vielleicht kann ich meinem Vater doch helfen?...»

– «Du kannst ihm diese Zeit schon etwas erleichtern», war die Antwort, «wenn du dich bereit findest, dann und wann zu ihm zu gehen, um mit ihm zu beten, um ihn zu trösten, ihn von seinen üblen Gedanken abzubringen.»

Ja, das wollte ich, wenn damit dem Vater geholfen würde. Und dann sagte mein Begleiter zu meinem Vater:

– «Versuche jetzt, weiter zu beten! Du kannst es schon, wenn du willst. Strenge dich etwas an und tritt hinaus vor die Hütte, wandere etwas umher! Denn viele deinesgleichen werden dir begegnen, und du kannst ihnen vielleicht einen Trost geben. Versuche es, nur hinaus jetzt aus deiner Hütte!»

Vater war ganz erschrocken bei diesen Worten.

– «Was meinst du wohl, Maria?», wandte er sich an mich, «wäre es wohl gut, wenn ich hinaus ginge?»

«Ja, freilich, Vater», sagte ich, nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinaus. Es war ziemlich dunkel hier, aber doch nicht so finster, daß er den Weg wieder zurück in seine armselige Hütte nicht mehr hätte finden können. Solange wir bei ihm waren, wurde seine Umgebung durch uns beleuchtet, wir waren für ihn wie Laternen.

– «Ja, jetzt ist es leicht», sagte er, «solange ihr da seid; aber wenn ihr fort seid, ist alles dunkel um mich...»

– «Nein, das stimmt nicht!», entgegnete ihm mein Begleiter. «Wenn du nur einen guten Gedanken hegst, wird dein Weg so belichtet sein, daß du immer einen Schritt vor dich hin sehen kannst und immer siehst, wohin du gehst, und wäre es nur deines Fußes Breite!»

Ich sah, Vater nahm sich große Mühe, er wollte in ein besseres Verhältnis kommen.

– «Wenn ich nur beten könnte», sagte er denn auch, «ich kann nicht beten... Ich werde immer abgelenkt, immer sehe ich diese Buddel, immer habe ich das Verlangen nach ihr!...»

– «Das eben mußt du dir abgewöhnen», hieß es, und plötzlich mußten wir uns verabschieden. Mein Begleitengel sagte nämlich:

– «Jetzt ist es genug, wir werden dich wieder besuchen.» Darauf bat Vater:

– «Aber schickt doch auch einmal die Mutter, und die Resi möcht' ich haben! Die Maria ist ja schließlich nicht allein, ich habe doch die Mutter da...» Damit meinte er seine Lebenskameradin. Ja, die Mutter sollte kommen und die Resi!

Nachdem wir uns verabschiedet hatten, fragte ich den Engel: «Warum kommt denn meine Mutter und die Resi nicht zu ihm?»

– «Das wirst du auch noch hören, warum sie nicht kommen», gab er zur Antwort. Bald sah ich den Vater nicht mehr. Ich wußte also nicht, blieb er außerhalb seiner Hütte, oder suchte er sie wieder auf. Aber ich nahm mir vor, für ihn zu beten. Ich dachte, wenn man hier schaffen muß, dann wird man auch bestimmt dafür entlöhnt werden, und dann würde ich sagen: ‹Ich brauche keinen Lohn, aber laßt ihn meinem Vater zugute kommen!› So dachte ich: ‹Ich werde für ihn arbeiten und etwas auf mich nehmen, etwas Unangenehmes, etwas Schmerzhaftes, wenn es damit dem Vater besser ergeht.› Was ich dachte, sah immer auch mein Begleiter, aber er äußerte sich nicht über mein Denken. Dann aber sagte er:

– «Nun, bevor wir zurückkehren und da wir schon durch das Tal ziehen, besuchen wir auch gleich noch deine Schwester!»

Ja, es interessierte mich, was meine Schwester machte. Sie wohnte im Tal. Ich fragte, ob sie denn auch ein Haus besitze, ob es auch so schön sei wie meines, und warum sie im Tal wohne und nicht da, wo Mutter und ich?

– «Sie gehört gar nicht dorthin», sagte er, «du wirst es noch sehen, warum nicht.»

Wir hatten inzwischen wieder denselben Weg zurückgelegt, und es wurde langsam heller und heller, bis wir in diesem angenehmen Lichte ankamen, wie es in diesem Tale herrschte. Der Weg führte uns in die Nähe eines Waldes, wo ein Haus stand. Vor dem Hause sah ich einen gewaltig grossen Haufen Steine und einen Korb daneben.

«Was sollen denn diese Steine hier?», fragte ich. «Wofür gibt es denn Steine im Himmel?... So etwas braucht man doch auf Erden!»

– «Darüber wirst du noch unterrichtet werden», sagte der Engel, «aber jetzt wollen wir deine Schwester im Hause aufsuchen.»

Wir fanden sie zusammen mit den anderen in ihrer Gemeinschaftsstube. Auch hier hatten sie eine solche. Da war auch ein Wesen, das allen anderen vorstand und ihnen Belehrungen erteilte. Die Resi hörte auch zu, aber mit dem gleichen verbitterten Gesicht wie bei ihrer ersten Begegnung mit mir. Als wir eintraten, hörte man auf zu unterrichten. Es waren, wie ich zählte, etwa zwanzig Wesenheiten, zur Hälfte weiblich, zurHälfte männlich. Dann durfte meine Schwester den Raum verlassen und uns begleiten.

Ich blickte mich aber noch schnell um, wie es hier wohl aussah. Es war ganz anders als bei mir. Ich möchte sagen, der Baustil war derselbe, aber das Ganze war mehr als nur bescheiden ... Die Wände erinnerten mich an die einfachen tannenen Holzwände zur Zeit meines Erdenlebens. So sehr bescheiden war alles, nichts Freundliches und Farbenfrohes gab es da zu sehen, gar nichts. Doch waren Sitzgelegenheiten da, es war ein Tisch da, es war eine Tafel da, auf der geschrieben und gezeichnet wurde. Ich wunderte mich, daß es das alles auch in der Geisteswelt gab ...

Dann führte uns Resi in ihre Kammer. Sie war wiederum der meinen ähnlich, doch sehr primitiv. Resi schien damit zufrieden zu sein, wie ich merkte, denn sie hatte wohl kaum etwas anderes gesehen. Dann sagte mein Begleiterengel:

– «Ja, Schwester, du hast es natürlich nicht so leicht hier, du hast eine schwere Arbeit zu tun.»

Resi wandte sich hierauf mir zu und erwiderte:

– «Ja, aber ich nehme an, daß mir meine Schwester jetzt wohl helfen wird, denn sie wird bestimmt auch keine angenehmere Arbeit erhalten.» Ich schaute meinen Begleiter fragend an, und dieser sagte:

– «Weißt du, deine Schwester wohnt in der Nähe deiner Mutter, dort auf dem Hügel, und die Arbeit deiner Schwester dort ist nicht dieselbe wie die deine hier.»

– «Jaja», erwiderte sie etwas spöttisch, «sie hat es auch schon im Leben verstanden, sich bei den Menschen einzuschmeicheln, und so versteht sie es wohl auch hier ...»

– «Du verrichtest eben gerade die Arbeit», sagte darauf der Engel nur, «die du tun mußt, damit deine Seele ihre Läuterung findet. Aber es ist vielleicht gut, wenn du deiner Schwester erklärst, wie du arbeitest. Vielleicht erklärt sie sich dann bereit, dir zu helfen, und dann wirst du Erleichterung finden.» Das lehnte sie aber ab:

– «Nein, ich kann meine Arbeit schließlich schon allein verrichten, die anderen hier tun es ja auch!» Damit meinte sie diejenigen, mit denen sie zuvor zusammen gewesen war.

– «Gut», sagte mein Begleiter, «wir wollen dich nicht mehr aufhalten, ich werde deiner Schwester deinen Arbeitsgang erklären. Kehre nur wieder zurück zu den anderen!»

– «Ja», sprach sie, «es ist wohl gut, aber ich finde es einfach nicht recht, ich habe doch so gelebt wie meine Schwester, wir hatten die gleichen Eltern und hatten gleich gearbeitet. Dabei geht es mir jetzt bestimmt nicht so gut wie ihr. Sie hat hier schon wieder den Vorzug, und das finde ich einfach nicht gerecht! ...»

So beklagte sie sich, doch gab ihr der Engel keine Antwort mehr darauf, sondern öffnete ihr zuvorkommend die Tür und schob sie hinein. Dann wandte er sich an mich:

– «Sieh einmal diesen Haufen Steine an!»

«Was hat denn meine Schwester damit zu tun?», fragte ich.

– «Deine Schwester trägt die schweren Steine weg. Heb' einmal einen auf! ...»

Ich nahm einen in die Hand und hatte gleich das Gefühl, daß sie alle recht schwer waren, während ich doch sonst beobachten konnte, daß alle geistige Materie sehr leicht war. Diese Steine aber waren wirklich schwer. Ich wollte nun wissen, was denn das alles für einen Sinn habe, wohin Resi die Steine zu tragen hätte, und wofür man hier überhaupt noch Steine brauche?

– «Ich sagte dir ja», belehrte mich mein Begleiter, «du werdest noch über so vieles unterrichtet. In allem was hier ist, in welchen Ebenen es auch sei, ob tief oder hoch, überall und in allen Dingen – auch in diesen Steinen – ist Leben! Leben, das sich auch entwickelt, das auch vorwärts kommen muß und das seine Bedeutung hat.»

Ich konnte noch nicht verstehen, was mit diesem Leben gemeint war. Ich fragte weiter:

«Aber was soll Resi denn mit diesen Steinen? Wohin muß sie sie tragen?»

– «Da, wo du wohnst», so fuhr er fort, «aber auch da, wo dein Vater wohnt und überall hier sind viele Wege. Betrachte nur einmal des große Tal: da sind der Wege viele. Es gibt Flüsse, es hat Bäche, du siehst Gärten und vielerlei Dinge, und wenn du gut hinschaust, siehst du, daß es da Steine hat. Nun, deine Schwester trägt auf höhere Weisung solche Steine an ganz bestimmte Plätze, einmal dahin einen Haufen, einmal dorthin. Sie bleibt aber immer in ihrer Ebene und kann deine Höhe nicht erklimmen. Dagegen kann sie in die Nähe des Vaters gehen, wenn sie will; aber sie sucht ihn ja nie auf... Sie trägt die Steine aus mit dem Korb, den du gesehen. Wohin, das wird ihr vorbestimmt. Und ihre vielen Geschwister, die du mit ihr zusammen sahst, sie müssen die Steine nach Größe ordnen – Farbe wäre vielleicht zuviel gesagt. Die Steine sind verschieden gezeichnet, und je nach dem Zeichen müssen sie zusammengelegt und an bestimmte Orte gebracht werden. Das ist eine schwere, mühsame Arbeit. Doch hat sie nicht die ganze Zeit Steine auszutragen, sondern sie wird mit den anderen auch sehr sehr viel im Gemeinschaftsraum unterrichtet. Auch bietet man ihr Gelegenheit zu Gebet und Gesang.»

‹Doch wenigstens das!›, dachte ich, ‹so muß sie doch nicht die ganze Zeit diese harte Arbeit leisten.› Ich wandte mich wieder an meinen Begleiter:

«Sag' mir doch wenigstens in kurzen Worten, was es mit diesen Steinen für eine Bewandtnis hat! Was für Leben ist in ihnen?»

– «So, wie du diese Steine mit deinen Augen siehst, sind sie eintönig», sprach er, «sie sind nicht schön, sondern unförmig, sie haben keine Farbe, und du siehst das Leben nicht. Wenn sie aber durch die Hände dieser Wesen gehen, dann findet mit ihnen eine Umwandlung statt, wenn auch nur eine geringe. Und an dem Platz, wo sie hingestellt werden, vollzieht sich wieder eine ganz geringe Umwandlung mit diesen Steinen. Sie bleiben nicht immer am selben Ort, sondern werden wieder weitergetragen.

Ich möchte sie fast mit Früchten vergleichen, die immer weiter an die Sonne herangebracht werden, damit sie ganz reifen können.» (Es ist aber hier nicht die Sonne nach eurem Begriff gemeint, sondern es ist die Kraft der geistigen Sonne gemeint.) «So findet allmählich eine gewisse Veränderung dieser Steine statt von einer Stufe in eine andere, obschon sie innerhalb der Sphäre und Stufe deiner Schwester bleiben. Nur für diese Steine selbst ist es nicht mehr dieselbe Stufe ihrer Entwicklung. So sind die Sphären und Entwicklungsstufen ineinander gewoben.»

Hierauf führte mich mein Begleiter meinen Höhen zu. Dabei habe ich mein Auge aufmerksam auf die Steine am Wege gerichtet und konnte bemerken, daß die Steine in meiner Höhe schön und verschiedenfarbig waren. Ich nahm sie auf und fand sie leicht und schön, ich warf sie in die Höhe und spielte mit ihnen. Dann fragte ich, ob das nun dieselben Steine wären.

– «Nein, du siehst doch den Unterschied. Darin ist doch eine ganz andere Wandlung vor sich gegangen. Es sind nicht Steine, wie deine Schwester sie austrägt. Aber das ist auch wieder etwas für sich. In ihnen ist auch wieder Leben, es hat aber wieder einen höheren Grad erreicht.»

«Ich finde diese Steine an den Wegen und vor den Häusern doch wunderbar», sagte ich. «Sie geben der Umgebung ein wundersames Gepräge. So schön, so farbenreich ist alles anzusehen.»

– «Ja», erwiderte er, «alles wird miteinander verbunden. Diese Steine hier gehen ihrem höheren Entwicklungsgrad entgegen, und dabei erfüllen sie die Atmosphäre mit Lieblichkeit. Zugleich bedeutet es für diese Steine eine ganz besondere Entwicklung. Sie haben sich geläutert, sie sind in Farben gehüllt worden, sie haben eine gewisse Reife erlangt. Und dann kommen jene ‹Arbeiter› aus den himmlischen Sphären und tragen sie in Lieblichkeit und ohne Beschwerden an ihren Bestimmungsort, dorthin, wo gesegnete Hände himmlischer Boten sie umhüllen und in das Gewand kleiden, das ihnen zukommt.»

So klärte man mich auf. Für mich aber war das alles noch so unglaublich, so unverständlich. Nun, ich sollte ja noch genauer

darüber unterrichtet werden. Jetzt wollte ich wissen, was denn meine Mutter arbeite, und welches meine Arbeit sein werde. Ich wollte ja viel ‹verdienen›, damit es meinem Vater zugute kommen könnte, daß es ihm besser erginge.

Wir besuchten hierauf meine Mutter. Dabei stellte ich voller Staunen und Freude fest, daß es ein Haus war, wie auch ich es bewohnen durfte. Mutter durfte sich in den Gärten Gottes betätigen. Sie hatte ja in ihrem Erdenleben viel Schweres ertragen müssen. Spott und Schande wegen Vater ertrug sie ruhig. Sie war eine fromme Frau, tat Gutes, was sie vermochte; auch betete sie viel – sie war wirklich eine liebe, gute Frau.

– «Komm und zeig' uns deine Arbeit!», sprach der Begleiterengel zu ihr. – «Ja», sagte sie erfreut und nahm auch einen Korb aus ihrem Haus an sich. Ich möchte aber noch erwähnen, daß das Haus so froh und farbenreich war, mit einem Blumengarten davor, mit diesen farbenfrohen Steinen eingefaßt oder umkränzt. Es war ein schöner Anblick! Mutter hatte einen Korb geholt, wie ich in dieser Form in meinem menschlichen Leben keinen gesehen hatte, so vornehm, so wunderschön, mit einem kurzen Griff. Wundervoll geformt war dieser Korb, und ich hatte das Gefühl, darin könne vieles versinken und Platz finden. Es war für mich etwas Sonderbares . . .

– «Komm rasch, liebe Schwester», sagte der Engel, «und zeige jetzt deiner einstigen Tochter (dies betonte er), wie du arbeitest und worin deine Arbeit besteht!»

Wieder hatten wir einen Weg zu durchwandern, der uns zusammen in ein großes, weites Blumenfeld führte. Hier ging Mutter mitten in die Blumen hinein und forderte auch mich auf, hineinzutreten. Sonderbarerweise wurden dabei gar keine zertreten, auch wenn wir mitten in den schönsten Blumen standen . . . Sie beugten sich nur etwas, um sich schon beim nächsten Schritt wieder aufzurichten . . . Nun bemerkte ich, daß die Blumen ganz voller Blütenstaub waren, es waren herrliche, glockenförmige Kelche, dick mit Blütenstaub besetzt. Da hielt die Mutter den Korb unter die Blumen, strich mit den Händen über sie und sammelte nichts als diesen Blütenstaub ein, den ganzen Korb voll . . . Ich hatte auch dies nur zu bestaunen.

«Das also ist deine Arbeit», sagte ich. «Wofür mußt du dieses tun?» Alles war für mich ja so sonderbar – doch wieder erhielt ich dieselbe Antwort:

– «Es ist unmöglich, daß du dies alles erfassen kannst. Doch wisse, auch in diesem Blütenstaub ist Leben und Entfaltung. Dieser Blütenstaub wird auch weitergetragen.»

Ja, Mutter hatte keine andere Aufgabe, als diesen herrlichen Blütenstaub einzusammeln. Als wir sie wieder zu ihrem Haus zurückbegleitet hatten, sahen wir dort einen Korb am andern stehen, alle voll von diesem Blütenstaub. Ich wollte wissen, wohin man diesen brächte.

– «Er wird wieder von anderen abgeholt», sagte man mir, «und in jene Welt getragen, wo man diesen duftenden Blütenstaub braucht, in eine andere Sphäre.»

Ich wandte ein, ich glaubte, im Himmelreich seien die Blumen und überhaupt alles von selbst da . . .

– «O ja, alles ist da, aber es ist auf wunderbare Art gewachsen, und es muß auch gepflegt werden. Dieser eingesammelte Blütenstaub wird auch umgewandelt; er ist geistiger Stoff, der wieder für eine andere Welt benötigt wird. Dort wird er so verwertet, daß die Menschen das erhalten, um was sie bitten und beten. Dazu ist es nötig, daß man ihnen von der Geisteswelt aus jenen Segen zur Entfaltung in ihre Erde legt. In diesem Blütenstaub liegen jene Kräfte, jener Segen, der sich im Erdenreich weiter ausdehnt.»

Noch manches fragte ich meine Mutter:

«Warum gehst du nicht auch zum Vater? Er hat dich doch so notwendig . . . Und bekommst du denn nicht auch deinen Lohn für diese Arbeit?»

– «Doch, ich bekomme einen Lohn», sagte sie. «Man hat mir diese wunderschöne Arbeit anempfohlen, und ich erfülle sie gewissenhaft. Ich habe dabei doch Gelegenheit, auch mit den himmlischen Wesenheiten in Verbindung zu kommen, mit ihnen zu beten und mich mit ihnen zu unterhalten. Ich nehme an, daß auch du ihnen begegnest und von ihnen unterrichtet wirst. Was meine Arbeit angeht, so kannst du diese noch nicht richtig einschätzen. Du betrachtest sie vielleicht als sinnlos . . . Aber nein:

es ist eine kleine Arbeit im Weinberge Gottes. Mit unendlich vielen anderen Wesenheiten zusammen verrichte ich sie mit Freuden, weil sie unbedingt notwendig ist. Und warum ich nicht zum Vater gehe? Ich bete für ihn und habe meinem Begleiter anempfohlen, ihn an meiner Statt zu besuchen. Ich kann nicht einmal bei ihm vorübergehen, es schmerzt mich zu tief, ihn in seinem Elend zu sehen. Ich glaube auch nicht die Möglichkeit zu haben, ihn allein aus seiner Bedrängnis herauszuholen. So möchte ich lieber nicht sehen, wo er ist ...»

So sprach die Mutter zu mir. Ich war anderer Auffassung. Doch erst, als ich wieder mit meinem Begleiter allein war, fragte ich ihn:

«Hast du das Gefühl, daß meine Mutter richtig gehandelt und geredet hat? Muß man den Bedrängten da nicht helfen? ...»

– «Es liegt in ihrer Freiheit», antwortete der Engel, «sie muß es nicht, sie betet für ihn, es ist gut. Dein Vater muß durch diese schwere Zeit gehen. Wenn du aber, wie es dein Wunsch ist, eine große Arbeit für ihn leisten möchtest, so kannst du nicht allein darüber bestimmen. Dafür mußt du die Einwilligung der anderen haben. Denke einmal an das Durcheinander, wenn jeder tun und walten könnte, wie es ihm paßte, wenn er sagen könnte: ‹Ich nehme jetzt diese Arbeit auf und erwarte damit, daß meine Mutter, mein Vater, mein Mann usw. befreit wird!› Das geht nicht.»

«Dann versuche doch wenigstens, mir die Wege zu dem zu ebnen», bat ich, «der über meinen Vater gebietet, daß ich ihn dazu bewegen kann, ihm etwas Erleichterung zu verschaffen!»

– «Ich werde es tun», sagte er, und führte mich zu jenem hin.

Doch zuerst wollte ich ja noch wissen, welches denn meine Aufgabe sei, ob ich auch Blütenstaub zu sammeln hätte, oder ob ich Steine umhertragen müßte ...

– «Nichts von alledem mußt du tun», sagte er. «Wir haben eine ganz andere Aufgabe für dich. In dir liegt es doch, anderen voller Liebe zu begegnen und ihnen zu helfen. Wir wenden uns dann den Menschen zu, denn an ihnen sollst du wirken. Denn ich habe das Gefühl, daß du mit der Arbeit deiner Mutter nicht zufrieden wärst. Darum geben wir dir gleich eine andere.»

Ich wollte mit allem zufrieden sein, wenn ich damit nur recht viel verdienen könnte ... Dazu sagte der Engel:

– «Du mußt den Wunsch des Vielverdienens abstreifen! Im Himmel kann man nicht sagen: ‹Ich will das tun, um möglichst viel zu verdienen.› Es kommt vielmehr auf die großen Leistungen als solche an, und die, die über dir stehen, geben dir dann den Lohn. Sie wissen, ob ein großer oder ein kleiner Lohn entrichtet werden muß. Es kommt da ganz auf die Gesinnung, den Eifer und den guten Willen des einzelnen an. Man zahlt nicht nach der Art wie im Menschenreich. Du mußt hier schon noch Verschiedenes dazulernen ...»

Ja, ich wollte gerne alles tun, aber jetzt hatte ich nur ein Verlangen, nämlich jenem zu begegnen, der es mir ermöglichen konnte, dem Vater Erleichterung zu verschaffen.

«Wer ist es?», fragte ich. «Wie heißt er? Wie muß ich mich ihm vorstellen, wie ihn begrüßen?»

– «Tue so wie ich», sagte er. «Man erweist hier keine besonderen Reverenzen, aber du darfst dein Haupt etwas mehr neigen vor ihm.»

Ob es etwa gar Christus selbst wäre? ..., wollte ich wissen – ich hatte ja so viel zu Ihm gebetet ...

– «Nein, nein, noch nicht», sagte der Engel, «aber einer, der Christus ganz nahe steht und der in Seinem Auftrag handelt. Ihm darfst du dein Vorhaben vorbringen.»

Man führte mich aber nicht sogleich zu ihm hin, sondern ich hörte in meinem Haus mit den anderen einer Belehrung zu. Dann wurde diese unterbrochen, und es hieß, wir bekämen Besuch. Darauf klatschten alle in die Hände, und ich tat es ihnen gleich.

Und dann kam er – eben Jener, von dem mein Begleiter gesagt hatte, er werde darüber entscheiden. Ich wurde dann aufgefordert, ihm mein Anliegen vorzutragen. Noch etwas schüchtern schaute ich mich nach den anderen um, ob sie wohl auch etwas vorzubringen hätten. Ich sah sie nur lächeln und mich so liebevoll anschauen; das gab mir Vertrauen, und ich sagte dem Erhabenen, wie es war:

«Ich hatte einen Vater, der hat viel getrunken und nicht gut gelebt. Nun ist er in einer unschönen Welt. Kannst du mir erlau-

ben, daß ich für ihn leide oder etwas abtrage? Ermögliche es mir doch!... Es kann doch nicht sein, daß er so lange in dieser Bedrängnis leben muß, während es mir so gut geht. Er war doch mein leiblicher Vater, ich bin es ihm schuldig...»

– «Du bist eine Gute», sagte er darauf. «Nun denn, du sollst für den Vater etwas tun.» Er gab mir gleich drei Aufgaben auf. Würde ich sie erfüllen nach seinem Wunsch, dann könnte ich meinen Vater aus der Hütte holen und etwas näher dem Lichte setzen. Ich erkundigte mich sogleich nach diesen Aufgaben.

– «Suche die Menschen auf», sprach er, «die in ähnlicher Weise dieser Leidenschaft verfallen sind, wie es dein Vater war, und versuche, sie von ihrer Leidenschaft wegzuführen. Kannst du dies dreimal hintereinander, kannst du dreimal hintereinander den Kampf gegen die Widersacher bestehen, die dir im Wege stehen, dann will ich es dir erlauben, deinem Vater zu helfen.»

Darüber mußte ich näher unterrichtet werden, und ich wurde es auch. Darauf suchte ich die Menschen auf, eben solche, die in Leidenschaften versunken waren. Jetzt sah ich auch die entsprechenden leidenschaftlichen Geister, die sich diesen Menschen anhängten, sich richtig an sie klammerten... Jetzt sollte ich also gegen sie den Kampf aufnehmen. Ich sah, es war fast eine Unmöglichkeit, mit ihnen fertig zu werden, denn diese Kerle hatten sich wirklich leidenschaftlich an die Menschen ihrer Gesinnung fest gemacht. Dennoch versuchte ich es. Ich bat Gott: ‹Gib mir die Kraft, und laß mich an diesen Menschen heran, damit ich ihm helfen kann, sich von seiner Leidenschaft zu befreien, damit er nach Hause geht, damit er einsichtig wird und seine Pflicht erfüllt, damit er das Üble nicht tut!›

Ich ging auf diese Geister der Leidenschaft zu, packte sie ganz unsanft an den Armen und versuchte, sie wegzuschleudern. Zuerst waren sie überrascht, so plötzlich angegriffen zu werden. Dann aber bedachten sie mich mit den übelsten Namen, weil ich mich als weibliches Wesen an sie herangetraut hatte. Aber ich war stark – ich hatte diese Kraft aus meinem menschlichen Leben mit mir genommen. Nun konnte ich sie brauchen, diese Kraft, die ich schon für die harte Arbeit auf Erden gebraucht hatte. Ich dankte Gott und sagte: ‹Du hast mir diese Kraft gegeben, sie ist mir geblieben, daß ich auch mit diesen fertig werde!› Und ich habe sie dann einen nach dem andern gepackt und weggeschleudert. Und dann habe ich diesen Menschen umarmt, ich habe die Arme um ihn geschlungen und bin nicht mehr von ihm weg... Ich habe ihn gezogen und auf ihn eingeredet, ich habe so auf ihn gewirkt, daß ich es fertigbrachte, ihn von dem üblen Tun abzuhalten.

So hatte ich es dreimal hintereinander fertiggebracht. Es war für mich aber eine gewaltige Kraftanstrengung, doch dank festen Willens und meiner Energie brachte ich es dahin. Dann ging ich zu meinem Begleiter und meldete ihm, ich glaubte, meine Arbeit geleistet zu haben. Man hatte mich ja beobachtet, man hatte alles gesehen, was ich tat. Darum sollte ich jetzt zu meinem Vater gehen und ihm sagen dürfen: «Ich habe etwas für dich geleistet, eine Tat vollbracht. Ich habe Menschen auf Erden von üblen Taten abgehalten. Ich habe Unheil verhüten können, und dadurch ist meine Arbeit gesegnet worden, und dafür darf ich dir Erleichterung bringen.»

So habe ich es meinem Vater gesagt, ich habe ihn an der Hand genommen, mit ihm gebetet und ihm gesagt:

«Durch Gottes Güte und Liebe ist es mir erlaubt worden, dich etwas aus der Bedrängnis herauszuführen!»

Und ich durfte ihn aus der Dunkelheit heraus begleiten. Wie weit, wußte ich nicht. Mein Begleiter, der vor uns her ging, hatte gesagt:

– «Ich werde stehen bleiben, wenn es soweit ist, wo dein Vater zu bleiben hat.»

‹Wenn er nur vorwärts geht!›, dachte ich immer voller Angst, ‹wenn er nur vorwärts geht! Heraus aus der Dunkelheit, heraus aus dieser Finsternis!› Und ich bat meinen Vater:

«Vater, bete! Vater, bete! Denke nicht mehr ans Leben zurück, sondern an das gute Wirken, daß du Gutes tun willst! Denke nicht mehr zurück!»

Mein Begleiter ging ein großes Stück vorwärts, bis er stehen blieb.

– «Das hier soll die neue Heimat deines Vaters sein!», sagte er. Es stand auch da wieder ein Haus, aber es war nicht mehr eine

solche Hütte am Zerfall. Auch waren Freunde hier, und sie waren guter Dinge. Sie sangen und beteten, sie waren so friedlich, und voller Liebe grüßten sie Vater und sagten: «Es ist schön, aufs neue wieder einen hier begrüßen zu können!»

Mein Vater öffnete weit die Augen, und ich hatte das Gefühl, als sei eine schwere Last von ihm gewichen. Sein Aussehen schien auch besser geworden zu sein, und er schaute nicht mehr so düster aus in seinem Gewand, auch hierin glaubte ich, eine Veränderung wahrnehmen zu können. Er hatte ganz einfach plötzlich ein anderes Aussehen. Nun dankte er mir und sagte:

– «Maria, du bist immer dieselbe geblieben ... Wie hab' ich Gott dafür zu danken, daß er mir ein so gutes Kind gegeben hat. Ich will es nie vergessen, daß du mich hier befreit hast, und ich werde nie mehr an das scheußliche Leben zurück denken, das ich gelebt, und ich werde so wie du bereit sein, eine Aufgabe zu erfüllen. Ich will nur bitten, daß du mir jeweils zur Seite stehst und den Weg zeigst, was ich zu tun habe. Ich werde alles tun, um Gott gefälliger zu sein! ...»

So hatte ich meinem Vater helfen können, und ich hatte eine große innere Freude erlebt, etwas so Großes geleistet zu haben. Auch hatte ich weiter das Verlangen, noch anderen zu helfen; denn hatte ich Vater aus seiner Not herausgebracht, so sollte es mir auch bei anderen gelingen! ... Aber man sagte mir:

– «Nur sachte, sachte! Eines nach dem andern! Zuerst kehrst du jetzt in dein Haus zurück, damit wir mit dir den Unterricht auf dieser Stufe beginnen können; denn du mußt jetzt zuerst darüber belehrt werden, was dir im Erdenreich nicht möglich gewesen war. Du mußt unterrichtet werden über viel falsches Denken und Handeln, über viele falsche Vorstellungen. Erst wenn du durch die verschiedenen Belehrungen hindurchgegangen bist, wirst du Klarheit haben. Erst dann ist es dir möglich, noch wirksamer im Heilsplane Gottes mitzuwirken.»

Also bin ich durch diese Schulen gegangen, und man erklärt mir noch immer; und immer bin ich bereit, etwas auf mich zu nehmen, einen Kampf auszufechten, damit über eine Seele die Befreiung komme – sei es die Seele eines Menschen, sei es die eines jenseitigen Wesens. Ich versuche, es mir zu erkämpfen.

Dafür erhalte ich meinen Lohn. Mein Lohn besteht darin, daß mir in meiner Freizeit die Wege geöffnet werden zu den wunderschönsten Tempeln, wo man hingehen darf, wenn Engel des Himmels heruntergestiegen sind zu Gesang, zu Jubel, zur Ehre Gottes, um Seine Herrlichkeit an allen Enden des Himmelreiches zu verkünden.

Es erwartet uns auch noch ein anderer Lohn, von dem ich aber nicht sprechen will. Ich will nicht vom Lohn zur persönlichen Verwendung sprechen, sondern nur betonen, was notwendig und von Wichtigkeit ist, was man tun muß, wenn man in der Geisteswelt an der Herrlichkeit des Himmels teilhaftig werden will. Dann muß man auch bereit sein, tatkräftig mitzuhelfen, die unglücklichen Geschwister emporzubringen.

So habe ich an euch meine Aufgabe erfüllt. Jetzt ziehe ich mich wieder zurück in meine Welt. Gott möge euch alle segnen! Gott zum Gruß!

*

Geistfreund Josef beantwortete anschließend noch Fragen, wozu er einleitend bemerkte:

«Liebe Geschwister, es sind bestimmt viele Fragen über das Gehörte in euch aufgetaucht. Aber die Zeit ist sehr vorgeschritten. Unsere Freundin hat mit ihrer Schilderung etwas weit ausgeholt. Doch wenn ihr nicht zu müde seid, will ich eure Fragen noch beantworten.»

Frage: Zu welcher Zeit und wo hat diese Maria gelebt?

Josef: «Vor vielleicht fünfhundert Jahren – in Österreich.»

Frage: Könntest du, lieber Josef, für unsere neuen Zuhörer, die die Beschreibung Marias von der jenseitigen Welt nicht so ohne weiteres verstehen werden, noch einige Worte zu ihrem besseren Verständnis beifügen?

Josef: «Ja, ich möchte nur erwähnen – und ich muß dabei ja immer wieder dasselbe wiederholen –: die Menschen haben eben eine ganz falsche oder gar keine Vorstellung von der anderen Welt. Oder sie glauben, in einen leeren Raum einzugehen, während sie andrerseits annehmen wollen, daß der Himmel schön sei. Es kann etwas aber nur schön sein, wenn eine Vielfalt vorhanden ist, wodurch erst eine Schönheit zum Ausdruck gelangen kann. Es muß das Vorhandene auch seiner Form nach edel sein. Es müssen somit Dinge vorhanden sein, Gegenstände, damit man von einer himmlischen Schönheit sprechen kann. Wäre nichts vorhanden, so könnte man ja überhaupt nicht von Schönheit reden... Die Engelwesen sind in bunte, prachtvolle, ja herrliche Gewänder gehüllt, die sie auch wechseln können. Das Kostbarste, was man sich nur ausmalen kann, ist den höchsten Himmeln vorbehalten.

Man muß den Menschen vielleicht auch sagen, daß alles, was bei euch ist, zuerst im Geistigen vorhanden war. Wenn es nicht zuerst im Geistigen vorhanden gewesen wäre, könnte es bei euch nicht zutage treten, denn im Geistigen liegt der Kern zu jeder Entfaltung, die Möglichkeit zur Entwicklung. Euer Schaffen ist eingehüllt in irdische Materie. Sie ist umgeben von eurer Schwingung, die sich unserer Schwingung gegenüber derart verdichtet hat, daß sie diese stoffliche Form angenommen hat. Darum müßt ihr euch alle irdischen Dinge erst einmal in ihrem Urzustande, d.h. in ihrem geistigen Zustande vorstellen, ihr müßtet überlegen: ‹Wieso gibt es diesen Stuhl? Wieso dieses Polster, auf dem ich sitze? Wieso diese Kleider?› Ihr müßt dem Ursprung all dieses Materials nachgehen und euch weiter fragen: ‹Wie ist dieses Holz entstanden? Es ist doch aus der Erde herausgewachsen, und es wurde einmal ein Same gelegt dafür – woher ist dieser Same gekommen? Wer hat den Segen zum Gedeihen gegeben?›

Gott ist es, der den Segen dafür geben muß. Es sind die verschiedenen Wandlungen dazu notwendig, für die wiederum eure Jahreszeiten erforderlich sind. Die Einwirkung seitens der geistigen Welt auf die Verdichtung der irdischen Materie steht wiederum in Zusammenhang mit den einzelnen Bereichen, in denen

die Menschen wohnen. Nur durch diese Einwirkung ist es den Menschen möglich, ihre Gegenstände zu formen. Alles, was ihr habt, hatten wir im geistigen Reich schon längst... Es gibt nichts bei euch, was wir nicht hätten. Nur dürft ihr nicht vergessen: ihr lebt in einer Welt der Unvollkommenheit. Dieser Stuhl, oder der schönste Teppich bei euch, den ihr euch vorstellen könnt, und er mag für eure Augen noch so schön sein – ist unvollkommen. Nur wir im Geistigen haben das Vollkommene. Euer Auge vermag nichts Vollkommenes zu sehen...

Darum könnt ihr das Vollkommene nicht verstehen. Aber dereinst, im geistigen Reiche, wenn ihr jene Ebenen erreicht habt, werdet ihr das Vollkommene sehen, begreifen, verstehen. Ihr werdet einsehen, daß selbst das Schönste, was ein Mensch besitzt, nur ein Schatten ist des Vollkommenen, das wir im geistigen Reiche haben. Wer sich auf das andere Leben freut, der darf es tun, denn er wird viel Wunderbarem begegnen. Doch all das Schöne muß man sich durch ein geistiges Leben erringen. Denn die Interessen der geistigen Welt sind eben nicht die der Menschen... Die Menschen trachten nach Bequemlichkeit und Geborgenheit, und vielleicht kommt dann nachher das Verhältnis zu Gott. Zuerst kommt er selbst, der Mensch, er selbst! Und wenn gleich nebenan ein Mitmensch in seelischer Not und Bedrängnis wohnt, so kehrt man sich von ihm ab, man geht nicht zu ihm hin. Man will sich nicht in seine Verhältnisse einmischen, man will keine Umstände haben – nur seine eigene Ruhe, seine Bequemlichkeit. Allem, was Unannehmlichkeiten mit sich bringen könnte, geht man sorgsam aus dem Weg...

Hier den richtigen Weg zum geistigen Leben zu finden, ist für den Menschen von heut' auf morgen nicht möglich. Erst wenn er lange Zeit hindurch eine geistige Schulung mitgemacht hat, wenn er belehrt worden ist, wenn ihm gar Eingebungen zuteil geworden sind – dann weiß er, wo er Halt machen darf, wo es vielleicht notwendig ist, einem Mitmenschen mit ganz energischen Worten gegenüberzutreten, und wo er andrerseits seine Hand zu bieten hat, um zu helfen. Dann weiß man auch, daß man sich nicht zuerst um die eigene Bequemlichkeit bemühen darf, sondern daß man sich um das Heil und Wohl des

andern zu kümmern hat. Wäre nämlich jeder nur darauf bedacht, dem andern alle Liebe zu erweisen, ihm alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen – dann hättet ihr den Frieden auf Erden!...

Aber bedenket: ihr lebt in einer Welt der Unvollkommenheit, aber ihr sollt die Vollkommenheit anstreben. Ihr sollt vollkommen werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist. Daß dahin ein langer Weg ist, das wißt ihr auch. Gott zum Gruß!»

9. ALBERT

SÜHNE FÜR ÜBERHEBLICHKEIT

Kundgabe vom 3. Februar 1960

MEIN Name ist Albert. Liebe Geschwister, ich versuche, euch aus meiner Anfangszeit im Jenseits Erklärungen zu geben: wie es mir erging, welche Auffassung ich hatte. Ich hatte nämlich noch genau dieselbe Einstellung wie als Mensch.

Als ich im Geisterreiche angekommen war, begrüßten mich zuerst meine Eltern. Sie hatten es aber offenbar sehr eilig. «Albert, wir können dich nur kurz begrüßen», sagten sie zu mir, «sonst haben wir keine Zeit für dich. Denn wir müssen an unsere Arbeit gehen und dürfen sie nicht vernachlässigen, Onkel Albert wartet ja auf uns.»

Onkel Albert?... Ach ja, das war der Bruder meiner Mutter gewesen, und auf seinen Namen wurde ich ja getauft. Ich konnte nicht einmal fragen, warum sie es denn so eilig hätten mit Onkel Albert. Ich kam nicht dazu. Sie hatten sich schon wieder von mir verabschiedet und waren fort.

Nun, ich schaute mich da zuerst einmal um. Und hier fand ich auch meine Begleiter. Sie sagten, sie hätten mich durchs Leben geführt, aber weitere Erklärungen gaben sie nicht. Im Gegenteil. Auch sie sagten, sie hätten sich jetzt zurückzuziehen, ich müsse mich nun selbst zurechtfinden. Sie zeigten mir noch den Weg, den ich gehen sollte. Der führte in ein Dorf hinein. Das Dorf selbst hatte so viel Ähnlichkeit mit Dörfern im Erdenreich, daß ich mich wahrhaftig besinnen mußte, ob ich wirklich gestorben sei... Doch ich hatte ja meine Eltern wiedergesehen, und diese Begleiter sagten mir auch:

– «Du bist nun gestorben, das Leben aber geht weiter. Du wirst dich schon zurechtfinden, das heißt, du mußt deinen Weg selber finden!»

Dazu habe ich zu betonen: ich lebte – oder vielmehr, ich glaubte, als sehr frommer Mensch gelebt zu haben. Ich hatte viel gebetet, und ich achtete sehr darauf, alles nach den Vor-

schriften der Religion recht zu machen, nach Gottes heiligem Willen zu leben. In Wirklichkeit handelte ich zuerst nach meinem Willen, nach meinem Wunsch. Ich war überzeugt, was mein Wunsch sei, wäre natürlich auch Gottes Wunsch . . .

Ich wanderte also auf dieses Dorf zu. Viele kleinere und größere Häuser sah ich, auch Gärten. Ich brauche es nicht näher zu beschreiben: es erinnerte mich eben gar zu sehr an ein Dorf im Erdenreich. Da machte ich einfach kehrt. Es gefiel mir nicht. Ich glaubte, anderswo vielleicht etwas zu finden, das mir besser gefallen würde. Es bot sich mir Gelegenheit, einem Fluß entlang zu wandern. Er schien unendlich lang zu sein, doch dachte ich bei mir: ‹Irgendwo komme ich schon einmal hin, irgendwo wird sich wohl etwas Besseres zeigen.›

So glaubte ich wenigstens. Und da sah ich, daß auch andere auf demselben Wege wanderten wie ich. Ich war über sie enttäuscht. Sie nahmen gar keine Rücksicht auf mich und schenkten mir nicht die geringste Beachtung, sie gingen einfach alle ihren Weg. So tat ich es auch. Da, auf einmal kam mir einer entgegen, gerade auf mich zu. Er begrüßte mich:

– «So, das ist schön, daß du nun auch hier gelandet bist. Du wirst sehen, wie das Leben weitergeht!»

«Ja, wie gefällt es denn dir hier?» fragte ich ihn. Und er antwortete:

– «Weißt du, ich war schon etwas enttäuscht . . . Ich hoffte doch, einen schöneren Himmel erleben zu dürfen.»

«Du warst eben in deinem Leben sowieso immer ein Heuchler», entgegnete ich ihm. «So kannst du auch nichts Besseres erwarten!»

Nun schaute er mich groß an und verschwand eilends. Das gefiel ihm offenbar nicht, daß ich ihm dies vorhielt. Aber ich wußte es, ich kannte ihn gut, er war ein Heuchler, ein wirklicher Heuchler. Dann wanderte ich weiter. Wieder begegnete mir eine kleine Schar, und darunter war wieder einer, mit dem ich zusammen gelebt, den ich gekannt hatte. Er kam auch auf mich zu und tat so, als ob er sich freute, mich hier zu sehen, und er begrüßte mich. Da fragte ich auch ihn:

«Wie gefällt es dir nun in der neuen Heimat?»

– «Ja weißt», antwortete er, «man muß sich hier eben groß anstrengen, um etwas vorwärts zu kommen, damit man fort kommt hier.»

«Das glaube ich wohl», sagte ich ihm darauf, «denn du warst ja in deinem Leben so scheinheilig, und arbeiten tatest du auch nicht besonders gern. Mußt dich also nicht wundern, wenn du hier nicht das gefunden hast, was du dir wünschtest . . .»

Auch er tat erstaunt, daß ich ihm diese Antwort gab. Er würdigte mich keines Blickes mehr und verschwand rasch mit den anderen. Ich aber setzte mich nieder und betrachtete alle, die des Weges kamen und gingen. Ich dachte, wie mancher wohl noch kommen werde, den ich kannte.

Dann dachte ich nach. Ja, die Menschen auf Erden waren wirklich schlecht. Sie hatten keine Frömmigkeit in sich, keine Hilfsbereitschaft und nichts. Immer hatte man sich deshalb mit ihnen zu ärgern und zu plagen. Sie waren streitsüchtig, unzufrieden. Wenn sie hier nicht das vorfinden, was sie sich wünschten, dann sind sie alle selbst schuld. Sie hatten eben nicht den tiefen Glauben wie ich . . .

So dachte ich. Und mit denen mußte ich zusammen leben, mich sozusagen mein ganzes Leben mit ihnen ärgern!

Ich hatte es ihnen oft gepredigt, es werde ihnen deshalb einmal schlecht ergehen, weil sie nicht recht lebten, und daß der Zorn Gottes über sie kommen werde infolge ihrer schlechten Gesinnung. Nun hatte ich den Beweis dafür. Aber daß ich jetzt gar mit ihnen zusammen zu sein hatte, war ausschließlich ihre Schuld; denn ich mußte ihnen ihre Schuld tragen helfen. Wären *sie* nicht so schlecht gewesen, dann hätte *ich* es jetzt auch besser. Ja, so dachte ich nach: die anderen haben gesündigt, und jetzt muß ich für sie büßen! . . .

Da sah ich wieder zwei kommen, die gingen so ganz gemächlich einher. Die Hände hatten sie auf den Rücken gelegt und sprachen eifrig miteinander. Ich sah sie schon von weither kommen und schaute sie an. Sie gingen wortlos an mir vorüber, und ich dachte: ‹Auch die würdigen mich keines Grußes!›

Kaum hatte ich das gedacht, da kehrte sich einer von ihnen um, stellte sich vor mich hin und sagte:

– «So, wie lange gedenkst du dich hier noch zu sonnen?»

«Ich sonne mich hier, solange es mir gefällt, mein Herr!», gab ich zur Antwort. Und er ging. Ich rief ihm nach: «He du! Komm, erzähl mir etwas! Ich möchte etwas wissen! . . .» Aber er kam nicht, und ich sah ihn nicht wieder.

So dauerte es lange, und ich hatte keinen Bekannten mehr getroffen. Da aber dachte ich: ‹Dieser Weg ist lang, und wer weiß, wohin er führt. Und die da, die hier vorübergekommen sind auf dieser Straße, die scheinen ja alle arbeiten zu müssen. Was mögen sie denn getan haben? Aber die sind ja selbst schuld, wenn sie hier zu arbeiten haben. Ich, auf jeden Fall, werde nicht arbeiten. Ich werde beten!›

Dann besann ich mich nicht mehr lang. Ich stand auf und ging ins Dorf zurück, um es mir näher anzuschauen. Das Haus war mir ja bezeichnet worden, wohin ich mich wenden sollte und wo man mir einen Raum zur Verfügung stellen wollte. Gut, dachte ich, ich gehe mal hin, es mir anzusehen. Ich trat in das Haus ein. Beim Eingang begrüßte mich einer und sagte gleich:

– «Du bist der Neue. Warte mal, ich werde dir gleich Bescheid geben, wo du hingehörst!»

Und schon kam einer, nahm mich bei der Hand und führte mich in einen Raum hinein.

– «Hier kannst du leben. Von da aus kannst du ja beliebig deine Wanderungen machen. Du kannst frei hingehen, wo du willst.»

Ich wollte noch mit ihm reden, aber er hörte mir nicht zu. Er hatte wohl keine Zeit. Anscheinend mußte er wieder andere an ihren Platz führen. Ich betrachtete den Raum. Ja, also besonders schön war er nicht . . . Aber was nun? Ich dachte: ‹Ich trage eben mit den anderen ihre Schuld. Die haben ein schlechtes Leben geführt. Sie haben wohl nie zu Gott gebetet. Nun habe ich ja hier die Möglichkeit, still und ruhig für die anderen zu beten, daß Gott ihnen vergeben möge.›

Das tat ich denn auch. Ich kniete nieder und betete, Gott möge ihnen die Sünden vergeben, die sie begangen, und all ihre Lasterhaftigkeiten. Dann aber vernahm ich ein Lärmen und ein Geschrei. Da es mich in meiner Andacht störte, stand ich auf.

Ich wollte mich erst einmal umsehen. Denn als ich eingetreten war, ging ja alles so rasch.

Als ich mich dem Ausgang näherte, gelangte ich in einen großen Saal. Da stand einer auf einer kleinen Bühne und redete so viel von Verständnis, von Entgegenkommen, von Liebe usw. zu all den Anwesenden. Erst hörte auch ich eine Weile zu. Doch dann sagte ich zu denen, die mir zunächst standen:

«Seht doch, der erzählt nun den anderen, wie sie hätten leben sollen. Dabei steht er sicher selbst in großer Schuld, hat selbst nicht recht gelebt . . .»

– «Schweig doch!» sprach da jemand. Ich aber sagte:

«Nein, ich schweige nicht! Ich habe mein ganzes Leben hindurch Gott gelobt und gepriesen, und ich bin nur hier, um mit den anderen ihre Schuld zu tragen!»

Da hatten sie sich von mir abgewandt, und ich merkte, daß sie über mich sprachen und daß ich hier überflüssig war. So ging ich zum Haus hinaus. Da traf ich eine kleine Gruppe beisammen. Sie redeten eifrig miteinander über das, was der da im Saal drin gesprochen hatte, über die Ratschläge, die er ihnen gegeben hatte. Und ich dachte gleich: ‹Ratschläge? Das sind natürlich Ratschläge für Menschen, aber nicht für die, die im Himmel sind!› Das hatte ich dann den anderen mitgeteilt, indem ich mich in ihr Gespräch mischte:

«Das ist doch nicht richtig, was der da drinnen erzählt! Im Himmel muß man einen anders unterrichten, und ihr alle, die ihr hier seid, ihr seid auf dem falschen Weg! Würdet ihr alle niederknien und zu Gott beten, dann stünde es besser um euch alle, und ihr brauchtet nicht zu arbeiten. Aber ihr habt es ja alle immer so eilig! Immer geht ihr an eure Arbeit. Ich muß doch nicht arbeiten. Und warum muß ich nicht arbeiten? Ich habe es eben anders verdient als ihr! . . .»

Die anderen hörten mir nur erstaunt zu und schauten mich so an. Und der eine lüftete ein wenig meinen Mantel:

– «Gerade vornehm siehst du auch nicht aus! . . .»

Nun, ich verstand nicht, warum er dies sagte; denn ich fand, daß ich den anderen mindestens ebenbürtig wäre. Dann ging ich allein wieder des Weges, wieder den gleichen Weg dem Fluß ent-

lang. Ich hatte auch wieder Begegnungen, aber niemand hatte sich mehr in ein Gespräch mit mir eingelassen. Da machte ich es auch so, wie diese zwei damals. Ich legte auch meine Hände auf den Rücken und ging bedächtig auf und nieder. Dann überlegte ich bei mir, ich könnte doch auch auf jene Bühne treten, wenn es wieder Gelegenheit geben würde ... Ich würde es ihnen schon sagen, was sie alles falsch gemacht hätten im Leben, und wie man in Gottes Nähe komme. Denn meine Auffassung war nämlich, im Himmel hätte einen niemand anders zu belehren, als Christus oder Gott selbst. Wer sollte sonst im Himmel Bescheid wissen, als Christus allein? Wir hatten doch soviel zu ihm gebetet in der Menschenzeit. Als Menschen waren wir ja sicher, daß er uns nahe war, mit uns zusammen lebte. Folglich sollte Er uns jetzt belehren. Die da alle, die waren einfach auf der falschen Fährte, irregeführt. Sie mußten doch einfach nur darum beten, daß Christus und kein anderer zu ihnen kommen solle, niemand sonst hätte ein Recht, uns zu belehren. Auf diesem Standpunkt stand ich, alles andere lehnte ich ab. So, dachte ich, werde ich dann vor sie hintreten und es ihnen deutlich sagen!

Darauf ging ich wieder zurück. Ich fand den Saal aber leer. So ging ich wieder in meine Kammer, kniete nieder und betete, Gott möge mir die Kraft geben und die richtigen Worte; ich würde nun alle in diesem Dorfe führen und ihnen den Weg zu ihm zeigen. Und ich betete zu Christus, er möge mich erleuchten.

Wie lange ich betete? Ich wußte es nicht, jedenfalls so lange, bis ich wieder den Lärm vernahm, als sie alle wieder aus allen Häusern und von allen Seiten herbeiströmten und sich alle wieder in diesen Saal drängten. Ausgerechnet ich mußte meine Kammer neben diesem Saale haben ... Ich betrat denn auch den vollen Saal und drängte mich nach der Bühne vor. Ich sah auch wieder denselben die Bühne besteigen und zu den Anwesenden sprechen. Da habe ich Mut gefaßt und bin auch auf die Bühne gegangen. Doch zum Sprechen kam ich nicht ... Gleich hatten mich nämlich zwei kräftige Arme erfaßt, und als ich aufblickte, da waren es die beiden, deren einer mich gefragt hatte, wie lange ich mich dort noch zu sonnen gedächte.

Natürlich wollte ich mich wehren. Ich fragte sie, mit welchem Recht sie mir den Weg versperrten.

– «Wir stehen im Dienste Gottes», war die Antwort, «du hast uns zu gehorchen!»

«Auch ich stehe im Dienste Gottes», versetzte ich, «und ich brauche euch nicht zu gehorchen!»

Doch ihre Hände waren so stark ... Sie führten mich von der Bühne hinunter, und ich war bald in meiner Kammer. Während sie vorher doch hell gewesen war, wurde sie nun plötzlich dunkel, stockfinster. Ich versuchte, wieder hinauszugehen, aber ich fand keine Tür mehr, nur noch Wände. Ich konnte nicht mehr hinaus ... ‹Nun haben sie mich in den Kerker geworfen›, dachte ich. ‹Wer mögen sie wohl sein?›

Dann hatte ich wieder gebetet, Gott möge ihnen verzeihen, was sie mir angetan. Lange, lange hatte ich gebetet. Und immer wieder hörte ich von Zeit zu Zeit, wie sich der große Raum nebenan füllte, wie sie alle ihn wieder verließen, und wie sie dann nach einer langen Zeit wiederkamen. Von dem, was gesprochen wurde, vernahm ich nichts, nur den Lärm.

Die Dunkelheit hatte mich etwas gewandelt. Das Gefühl überkam mich, ich sei nun in die Hölle geworfen worden ... Immer mußte ich mir überlegen, wer denn wohl diese beiden waren. Ich hatte doch gar nichts Besonderes an ihnen gesehen ... Sie sahen ja genau so aus wie wir. Vielleicht mochten sie etwas besser gekleidet gewesen sein. Aber ich erkannte keinen Unterschied. Ich überlegte und dachte bei mir: ‹Vielleicht habe ich doch falsch gehandelt? Hätte ich doch auf sie hören sollen? Vielleicht war ich doch etwas zu frech? Ob es wirklich so war?› Aber richtig einsichtig war ich noch nicht geworden.

Ich mußte lange, lange Zeit in dieser Dunkelheit verharren. Dann kamen sie plötzlich wieder, diese zwei, und es wurde hell um mich, wie es früher war. Ich sah auch den Ausgang wieder und verwunderte mich, warum ich ihn nicht gefunden hatte ...

Die beiden sprachen kein Wort zu mir. Sie wiesen mich einfach zur Tür hinaus, und schon zog es mich wie Blei ins Erdenreich hernieder. ‹Das hier›, dachte ich, ‹ist eben wieder meine Heimat geworden ...›

Zwar versuchte ich unter größter Anstrengung, wieder dahin zurückzukehren, von woher ich gekommen war. Ich versuchte es einmal mehr aus Neugierde, ob es mir wohl möglich wäre. Aber es ging nicht . . . Ich fühlte eine solche Schwere an mir. Ich wurde von der Erde so angezogen, daß ich Mühe hatte, mich überhaupt auf dieser Erde zu bewegen. Meine Füße waren so schwer, daß ich mich nur schleppend fortbewegen konnte . . .

Mein Weg führte mich natürlich unter die Menschen. Sie gingen ja an mir vorüber, ja durch mich hindurch! . . . Ich hatte nur zu staunen, wie das zuging. Ich selbst konnte ja durch die Mauern hindurch! Trotz meiner Schwere vermochte ich, diese irdische Materie zu überwinden. Ich ging durch Steine einfach hindurch, und das verwunderte mich anfangs.

Da, bei den Menschen, sah ich vieles. Ich merkte natürlich gleich, daß ich mich nicht allein unter ihnen befand. Da waren noch so unendlich viele Geister. Ja, ich sah sogar ein Reißen und Kämpfen um den Menschen. Ich sah, wie sie an einem Menschen schüttelten und rüttelten, oder wie sie einen zärtlich mit Händen streichelten, oder wie sie Menschen, die des Weges gingen, umschlangen . . .

So versuchte ich, ein gleiches zu tun, ich wollte es probieren. Aber jedesmal, wenn ein Mensch daherkam, hatte sich ihm schon einer angehangen. Mein Gang war so schleppend und mühsam, ich konnte nicht so schnell gehen wie diese Menschen. Ich versuchte, wenn einer durch mich hindurchging, mich an ihm festzuklammern. Aber nicht einmal das gelang mir . . . Ich konnte bei meinem schleppenden Gang nur meine Beobachtungen machen.

Ich sah Menschen auf mich zukommen, die fröhlich und gutgelaunt waren, und ich sah auch, wie sich ihnen Geister anhängten, die gleichfalls lachten und fröhlich waren. Ich bemerkte aber auch, daß diese Geister – sie waren ja äußerlich mir gleich – gar nicht mit dem Boden in Berührung kamen. Sie hatten Hände wie ich, sie hatten Füße wie ich, sie hatten Kleider wie ich – nur waren die Kleider vielleicht etwas duftiger, etwas schöner als die meinen . . . Das mußte ich zugeben. Trotzdem wunderte ich mich

und fragte mich von allem Anfang an: ‹Warum müssen denn diese nicht gehen wie ich?›

So sah ich zum Beispiel, wie einer sich einem Menschen einfach um die Schulter hängte, während seine Füße so seitwärts dahinschwebten . . . Ich machte meine Beobachtungen, während ich bei mir dachte: ‹Was tun denn bloß die da bei den Menschen? . . . Da kann ich es doch auch versuchen. Wenn die mich schon aus dem Himmel ausgeschlossen haben, probiere ich mein Glück eben wieder bei den Menschen! . . .›

Was mußte ich aber nicht alles sehen . . . Kämpfe beobachtete ich! Ich sah, wie die einen, die dahinschwebten, Menschen fest am Arme führten, während andere, die sozusagen nicht besser aussahen als ich, sich schwer an sie hängten. Ja, ich hatte das Gefühl, daß diese zum Teil noch übler aussahen als ich. Zwar konnten sie gehen, ihr Gang war nicht so mühsam wie meiner, aber doch auch schleppend.

Und da betrachtete ich jeweils diese Menschen, wenn ich sie von Angesicht zu sehen bekam, und bemerkte, was sie für zweifelhafte Gedanken hegten. Ich sah, wie ein Geist einen Menschen am Arm zog, um etwas mehr Macht über ihn zu gewinnen, ja, es war mir, als redete er auf den Menschen ein . . . Die Menschen aber sahen sie nicht, sie merkten nicht, wie sie sich ihnen anhängten. Auf einmal konnte ich so die Gedanken eines Menschen erkennen, seine Überlegungen . . . Dabei sah ich, wie die, die so dahinschwebten, ihn oft rüttelten und schüttelten und dabei den andern abhängten, worauf sie ihn ein Stück des Weges begleiteten. Wenn diese Menschen wieder an mir vorüberkamen, konnte ich beobachten, daß sie noch dieselbe Begleitung hatten.

Aber ich sah auch Furchtbares . . . Ich sah, wie fünf bis zehn und noch mehr solch übler Gestalten einen Menschen regelrecht verfolgten. Sie betraten mit ihm zusammen sein Haus, sie rissen an seinen Kleidern, sie hielten ihn an Haaren und Händen . . . Und der eine gab dem andern die Hand wie zu einem Ringeltanz. Ich versuchte, mich in ein solches Haus hineinzuschleppen, um zu sehen, was die denn da trieben. Allmählich hatte ich das Gefühl, mein Gang werde leichter. Ich konnte plötzlich wieder

laufen! ... So glaubte ich, ich hätte mich nun eben wieder diesen irdischen Verhältnissen angepaßt.

Als ich da so in ein Haus hineinkam, wo eine ganze Bande um einen Menschen versammelt war, bemerkte ich ja auch gleich, wie sich die Menschen hier stritten. Der Streit ging um Geld und allerlei Dinge. Schrecklich haben sie sich gestritten. Und alle jene, die sie nicht sehen konnten, die haben gelacht! ... Gelacht und gefreut haben sie sich und in die Hände geklatscht. Sie bildeten einen Kreis um den betreffenden Menschen und sprangen vom Boden hoch vor Freude, daß sie erreicht hatten, was sie wollten ... Dann ist ein großer Teil von ihnen wieder weggegangen, nur einer oder zwei blieben bei ihm, so als ständige Begleiter. Da habe ich bei mir gedacht: ‹Ah, das also sind die Teufel ...›

Ich habe auch diese Menschen, die sich so gestritten hatten, näher betrachtet. Sie hatten eben nicht gebetet. Lange Zeit hindurch hatte ich so die Möglichkeit, die Menschen zu betrachten. Auch fromme Menschen zu sehen, hatte ich Gelegenheit. Ich sah, wie schöne, schwebende Gestalten solche einkreisten, ich sah aber auch, wie trotz dieser vornehmen Begleitung die anderen versuchten, sich diesen Menschen in den Weg zu stellen. Ja, ich sah auch, wie sich diese Vornehmen oftmals von ihren Schützlingen lösten, und wie dann jene Teufel versuchten, diesen Menschen den Weg zu sperren. Ganz gleich, ob ein Mensch auf der Straße geht, ob er eine Kirche betritt oder ob er sich im Geschäft bewegt: immer gehen jene einige Schritte vor ihm her. Dann wenden sie sich ihm plötzlich von Angesicht zu Angesicht zu, halten ihre Arme aus, um ihn zu umfangen, ihn zu begrüßen und ihm dabei schnell ein paar neidische oder irgendwelche teuflischen Gedanken einzugeben ... Manchmal ist es, wie ich sehen konnte, diesen Teufeln gelungen – trotz der vornehmen Begleitung ...

Auch konnte ich beobachten, wie solche vornehmen Begleiter vorübergehend die Menschen verließen, um diese teuflischen Gestalten zu verjagen, und zwar nicht eben sanft ... Man würde es kaum glauben, daß diese Vornehmen, die so zart und niedlich aussehen, über eine solch ungeheure Kraft verfügen. Sie berühren die anderen kaum, und schon werden diese weggeschleudert, irgendwohin. Dann kehren sie zu dem Menschen zurück, und dieser atmet frei auf. Er weiß nicht warum. Aber diesen befreienden Atemzug läßt ihn der vornehme Begleiter tun zum Zeichen, daß eine Versuchung an ihm vorübergegangen ist ...

So konnte ich lange lange Zeit hindurch viel sehen und erleben. Doch hatte ich wieder den Wunsch, in jenes große geistige Haus zurückzukehren. Ich fragte mich: ‹Ist der Himmel mir wohl noch immer versperrt? Kann ich denn nicht wieder dahin zurück?› Ich konnte nicht ... So wanderte ich nach menschlichen Begriffen eben Tag und Nacht. Für uns Geister gibt es ja nicht diese Nacht wie für den Menschen. Es gab für mich immer Unterhaltung bei den Menschen. Auch wenn es ruhig um sie geworden war und sie schliefen. Man konnte sie ja in ihren Häusern besuchen. Und sonst hatte man Unterhaltung mit seinesgleichen, man fand schon welche. Ich hatte mich aber davor gehütet, mit Jenen Kontakt aufzunehmen ... Denn ich habe sie erkannt: sie sind die Teufel, die die Menschen versuchen.

Ich hatte gewünscht, Bekanntschaft mit diesen Vornehmen zu machen. Manchen hatte ich angesprochen, doch sie haben mich nur groß angeschaut. Und keiner hat ein Wort zu mir gesagt, so, als wollten sie mir zu verstehen geben: ‹Ich wünsche deine Bekanntschaft nicht!› ... So mußte ich eben meines Weges ziehen. Aber mein Gang wurde leichter, ich hatte es nun nicht mehr so schwer. Da versuchte ich, es den anderen nachzutun. Ich wollte wenigstens einmal einen Menschen allein für mich haben, ganz allein. Aber es war ein Zufall, einen Menschen ohne einen geistigen Begleiter anzutreffen. Denn immer sind die Menschen begleitet von drei, vier und noch mehr Geistern, von schönen – und weniger schönen ...

Endlich gelang es mir, einen zu erwischen. Und ich hatte mich gleich fest an ihn geklammert ... Doch wußte ich eigentlich nicht, was ich mit ihm anfangen sollte. Ich wollte ihn mir einfach sichern.

Schon sah ich andere kommen, darunter einen, der diesem Menschen einige Schritte vorausgegangen war und die Arme ausgebreitet hatte. Ich hatte ja meine Augen offen gehalten und

wußte nun, wie es die anderen machten. Ich glaubte, dasselbe Recht verteidigen zu dürfen. Ich ließ also den Menschen los, stellte mich neben ihn und versuchte, den andern wegzuschleudern. Allein, dazu genügte meine Kraft nicht. Der andere war stärker. Er schleuderte mich weg! . . .

Da hatte ich wieder etwas zum Nachdenken. Ich habe ja nichts Böses im Sinne gehabt gegen den Menschen – warum hatte der andere da die Macht, mich wegzuschleudern? Ich meinte es nur gut, aber ich hatte noch keine Erfahrung und hatte es mir nicht überlegt, wie ich den Menschen für mich gewinnen, wie ich ihm den Weg zu Gott zeigen könnte.

Aber nach langem Warten gelang es mir wiederum, mich an einen anzuhängen. Ich faßte ihn am Arm und sagte zu ihm:

«Ich bleibe heute den ganzen Tag bei dir. Ich will dich beschützen, es soll dir kein Unglück widerfahren, und ich werde alles tun für dich. Du sollst dein Brot verdienen, und du sollst heute glücklich und in Frieden leben. Ich werde dir meine ganze Kraft geben!»

So redete ich auf ihn ein. Er antwortete mir nicht, er hörte mich ja nicht. Doch die anderen machten es ja auch so, und so versuchte ich, dasselbe zu tun. Jetzt aber hatte ich das Glück, ihn den ganzen Tag zu führen. Natürlich war dies kein Ungläubiger. Er betete, wie es mein Wunsch war. Ich betete auch recht innig mit ihm. Wie er aber anfing zu beten, da wurde es auf einmal hell vor mir, und es kamen zwei so Vornehme auf den Menschen zu und begrüßten ihn, indem sie ihm seine Wangen streichelten, sein Haar, seine Hände. Dann redeten sie unter sich miteinander.

«Erlaubt mir doch, hier zu bleiben!», bat ich sie.

– «Was tust du denn hier?» fragten sie mich.

«Man hat mich ausgestoßen», war meine Antwort.

– «Wo hat man dich ausgestoßen?» fragten sie mich freundlich.

«Ja, ich war doch im Himmel . . .»

– «Und dort hat man dich ausgestoßen? Das ist doch unmöglich!»

«Doch!» bestätigte ich, «man hat mich ausgestoßen . . .» Da wollten sie mehr darüber wissen und sagten gleich:

– «Dann hast du dich wohl verfehlt. Umsonst stößt man keinen aus dem Himmel.»

«Verfehlt? . . . Vielleicht – aber ich wollte ja nur das Gute. Ich wollte den anderen sagen, daß sie auf dem falschen Wege wären.»

– «Weißt du, lieber Bruder», sagte da der eine, «wenn du glaubst, daß die anderen auf dem falschen Wege wären, dann warst bestimmt du auf dem falschen Weg. Weißt du, im Himmel kann man nicht einfach befehlen und anfangen zu regieren. Und das hast du wohl getan?»

«Ich glaubte doch das Recht zu haben, für das Reich Gottes einzutreten . . . Und ich hatte erwartet, daß Christus uns empfangen und belehren würde. Es waren aber nur so meinesgleichen, die die anderen belehrten. Da glaubte ich doch, selbst auch das Recht dazu zu haben; denn als Mensch habe ich das ja auch getan . . .»

– «Da bist du eben ganz auf dem falschen Wege», war die Entgegnung. «Weißt du, im Himmelreich muß man voller Demut und Bescheidenheit sein. Und du hättest reuig sein sollen, denn du hattest im Leben doch vieles getan, was nicht in Ordnung war! . . .»

Ich war erstaunt, solches zu hören. «Ich bin doch ein rechter Mensch gewesen und habe immer für Gott gekämpft», erwiderte ich.

– «Ja, das hast du geglaubt . . . Aber du hast zuviel Zwang auf deine Mitmenschen ausgeübt. Du hast von den anderen ein tugendhaftes Leben verlangt, und dabei hattest du selbst die größten Untugenden. Du hast von den anderen gute Werke verlangt, du selbst aber hast nichts Gutes getan.»

Hatte ich wirklich nichts getan? Das ist doch unmöglich, dachte ich. Ich war enttäuscht, zugleich auch überrascht über die Offenheit der beiden. Und doch waren sie so vertrauensvoll, so liebreich, so gütig . . . So mußte ich ihnen glauben.

«Wer seid ihr denn?» fragte ich schließlich.

– «Wir sind die Schutzgeister dieses Menschen. Du hast ihn den ganzen Tag begleitet, das haben wir wohl gesehen. Aber jetzt nehmen wir den Platz ein. Wir haben mit ihm zu reden und ihn zu führen.»

«Aber der Mensch will doch schlafen, wo wollt ihr ihn hinführen?»

– «Ach du gute Seele», sagten sie, «weißt du, über solche Dinge unterrichtet man dich im Himmelreich, wenn du willig und gut geworden bist. Darüber können wir dich jetzt nicht unterrichten.»

«Was soll ich denn tun?» fragte ich. «Ich bin ja ausgeschlossen und kann nicht wieder zurück . . .»

– «Bitte Gott einmal voller Demut, er möge dich wieder in den Himmel aufnehmen», erwiderten sie. «Versprich, daß du gehorsam sein möchtest, und ganz bestimmt wird dir der Weg dorthin wieder freigemacht. Du kannst wieder zurück! . . .»

So betete ich, Gott möge mir vergeben, wenn ich falsch gehandelt hätte; aber ich sei doch im festen Glauben gewesen, daß alles richtig wäre, was ich getan und gesagt hatte. Lange habe ich so gebetet. Aber es war mir noch nicht ermöglicht worden, zurückzukehren. Darum mußte ich eben wieder auf Wanderschaft ziehen. Ich dachte, vielleicht wird sich Gott meiner erbarmen. Und ich habe mehr gebetet als früher und mir immer gesagt: ich will demütig sein, und ich will nun gehorchen, und ich bitte, daß man mir den Weg wieder erleichtert . . .

Denn all das, was ich bisher bei den Menschen erlebt, hat mir zu denken gegeben. Es gefiel mir nicht mehr. Diesen Kampf zwischen Gut und Böse um den Menschen hatte ich genugsam erkannt, und er gefiel mir nicht. Ich wollte zurück und ein anderes Leben führen, in der himmlischen Welt.

Noch immer jedoch wurde mir versagt, zurückzukehren. Noch mußte ich weiter büßen. Gerade weil es mir nicht mehr gefiel, auf Erden zu wandern, mußte ich da bleiben. Aber ich kannte ja noch den Weg zu jenem Menschen. So ging ich wieder hin zu ihm, abends, als er wieder betete. Und da sah ich auch jene beiden wiederkommen. Da weinte ich bei ihnen und wandte mich wieder an sie:

«Man nimmt mich noch immer nicht auf . . . Was muß ich denn tun? Ich will doch nicht mehr länger hier sein. Ihr seid doch so gütig und so liebevoll . . . Kann denn nicht einer von euch mich zurückführen?»

Da schauten sie einander an. Der eine fragte den andern: «Soll ich?» – «So geh!» antwortete der andere. Da nahm jener mich bei der Hand, und mir wurde so leicht, so leicht . . . In Blitzesschnelle entschwand ich dieser Erde, und schon stand ich wieder im selben geistigen Dorf, vor dem Eingang jenes Hauses.

Ich war beschämt. Und wieder kam da einer: «Du bist wohl ein Neuling? Willst du eintreten? Ich will dir schnell deinen Platz zeigen!» Ich aber erwiderte, ich hätte bereits einen Begleiter; denn ich fürchtete mich jetzt, so allein, ohne ihn, in die Kammer zurückzukehren. Und mein Begleiter, der mir zur Seite war, sagte: «Ja, laß nur, ich werde dich hineinführen, komm!»

Als ich dann eintrat, mußte ich sehen, daß alle wieder in dem Raume versammelt waren, und daß wieder Einer vorne sprach . . . Ich getraute mich nicht mehr aufzublicken und klammerte mich an meinen Begleiter.

«Bitte, laß mich jetzt nicht allein!» bat ich ihn, «bleibe bei mir und sei du mein Fürsprecher. Du weißt, daß ich reuig bin und daß es mir leid tut, was ich hier alles gesagt und getan habe . . .»

– «Bleib nur ruhig!» sprach er. Da erhob ich meine Augen – und wen mußte ich wieder sehen? Wieder die beiden, die mich so unsanft an der Hand in die Kammer geführt hatten, und die dann wieder gekommen waren und mich mit erhobenem Finger zur Tür hinausgewiesen hatten . . . Ich will nicht sagen, was dann weiter noch geschehen war. Da kniete ich vor ihnen nieder und bat sie um Vergebung: ich hätte ja nicht gewußt, wer sie waren . . . Ich hätte doch geglaubt, daß sie doch mindestens eine Krone tragen würden und mit Gold und Edelsteinen geschmückt einhergingen . . . Und ich hätte eben fälschlicherweise gemeint, daß nur Christus allein hier zu sprechen hätte . . .

– «Ja, es ist Zeit für dich», entgegnete man mir, «stehe auf!» Mein Begleiter verabschiedete sich von mir und den beiden. Dann sagten diese:

– «Jetzt gehst du wieder in deine Kammer und bleibst für einige Zeit dort. Du kommst nicht heraus, ehe wir dich rufen!»

Ja, ich war froh, wieder in dieser Kammer zu sein. Nun dachte ich über meine Erlebnisse unter den Menschen nach. So etwas hatte ich mir nicht vorgestellt . . . Doch hatte ich jetzt meine

Erfahrungen gemacht in dieser Beziehung, und ich empfand Mitleid mit den Menschen, die ständig einen solchen Kampf auszufechten haben. Die Menschen wissen ja gar nicht, was sich ihnen ständig anhängt . . . Wie jene düsteren Wesen dastehen mit offenen Armen, wie sie ihnen geistigen Schmutz zuwerfen usw. . . . Ich wußte ja nicht, warum diese Menschen das haben müssen. Ich war der Meinung, Gott könnte es wohl anders ordnen und sie nur von diesen leicht schwebenden, vornehmen Gestalten begleiten lassen. Ich fragte mich, warum dies nicht sein dürfte. Aber man hatte mir ja gesagt, darüber würde ich noch belehrt werden.

Nun, ich tat dann nichts anderes, als nur zu Gott zu beten, er möge mir vergeben, was ich nicht recht getan. Ich wollte jetzt gefügig sein. Ich wollte nicht mehr so befehlerisch und wichtig tun. Ich wollte ganz demütig sein. Während einer langen Zeit dachte ich mir das alles, sprach es vor mich hin und betete. Dann, auf einmal standen die beiden wieder vor mir:

«So, jetzt komm mit, geh unter die Menge und höre zu, was ihnen gesagt wird! Glaube aber ja nicht, das sei so selbstverständlich. Als du das erste Mal hierher gekommen bist, hast du dich mit den anderen nicht vertragen. Du hast ihnen Scheinheiligkeit vorgeworfen und daß sie den Himmel wohl nicht verdient hätten. Nun mußt du in erster Linie versuchen, mit den anderen auszukommen, sie eben verstehen zu lernen. Jeder, der hier ist, hat sich das, was er vorfindet, so verdient . . . »

Ja, da betrachtete ich die beiden, und plötzlich fand ich, daß sie doch etwas Vornehmes an sich hatten. Und erst jetzt sah ich auch, daß ihre Augen eigentlich so gütig waren. Das war mir beim ersten Anblick ganz entgangen.

– «Ja», antworteten sie auf meinen verwunderten Blick, «wir sind zwei Geister Gottes, die eben diese Seelen hier zu führen haben. Wir führen sie dahin in ihre Läuterung, wohin sie gehören – so wie es mit dir geschehen ist. Wir können die Seelen auch verbannen, wie es mit dir geschah, weil du dich nicht in diese Gemeinschaft eingereiht hast. Du glaubtest, mehr zu wissen und besser zu sein. So mußtest du diesen Weg der Läuterung gehen . . . »

Das hatte ich unterdes eingesehen. Ich hatte viel über mein Erdenleben nachgedacht. Ja, ich hatte als Mensch zwar viel gebetet – aber nicht richtig . . . Ich habe von den anderen verlangt, sie sollten Gutes tun, und ich selbst hatte es zu tun versäumt. Ich habe immer von den anderen verlangt, selbst aber nichts getan. Zu dieser Einsicht mußte ich kommen. Diesen Kampf mußte ich mit mir austragen.

Nun mußte ich mit den anderen zuhören, mit ihnen auskommen. Es war klar: nicht jeder gefiel mir, der da vor mir und neben mir war . . . Sie hatten alle so ihre Besonderheiten und Eigenheiten, genau so, wie ich auch sie gehabt hatte. Jetzt aber sollte ich nicht mehr so sein, wie ich es am Anfang war, da ich ihnen ‹Heuchler› und ‹Scheinheilige› ausgeteilt hatte . . . Ich sollte jetzt Verständnis haben mit ihnen und ihnen erklären, daß man eben strebsam sein müsse im Himmelreich und gehorsam. Gehorchen wäre wohl das erste Gebot hier.

So fing ich an, die anderen auch etwas aufzumuntern und ihnen Trost zu geben. Dann, nach einiger Zeit, als so verschiedene Belehrungen mir zuteil geworden waren, sagte man zu mir: «So, jetzt kannst du dieses Haus verlassen. Komm, wir gehen jetzt woanders hin!»

Mit mir zusammen ging noch eine große Schar. Wir hatten keine Mühe, diesen neuen Ort zu finden. Er lag in allernächster Nähe. Aber wir hatten das Gefühl, als sei hier alles so aufgehellt und viel farbenfroher. Hier mußten wir abermals vielfachen Unterricht über uns ergehen lassen. Wir vernahmen wieder weitere Dinge, und auch von der Trennung wurde uns erzählt, die sich beim Menschen im Schlaf vollzieht. * Und es wurde uns der Einfluß der verschiedenen Geister auf die Menschen veranschaulicht.

So hatte ich viel, viel zu erlernen. Ich war aber bestrebt und willig, es aufzunehmen, und so machte ich eine lange Zeit der Belehrung und Läuterung durch, bis man mich dann in eine mir erfreulichere Arbeit einreihte, in der ich das Erlernte anwenden konnte. Doch brauchte es eine lange Zeit, bis ich fähig war, alles zu erfassen. Zwar hatte ich vieles zu erlernen, aber ich war froh,

* Vgl. hierzu «Botschaften aus dem Jenseits» Bd. II, S. 275/6 und Bd. III, S. 252/3 (Verlag Geistige Loge, Zürich 1950/51).

und mein Wunsch ist, so lange als nur möglich hier zu verweilen, um noch viel an Belehrungen aufnehmen zu können. Denn ich kenne den Weg, den ich wieder gehen muß ... Ich weiß nicht, wohin und als wer. Ich weiß nur, daß es wieder in ein neues Erdenleben gehen wird. Und ich weiß von den Belehrungen her, daß dabei so leicht nicht nur die Tugenden, sondern eben auch die Untugenden wieder offenbar werden können, die man in einem früheren Leben in sich trug.

Aber ich weiß durch die empfangenen Belehrungen auch, daß man von der göttlichen Welt Hilfe erhält. Ich weiß, daß die göttliche Welt vieles, vieles unterbinden kann, daß sie andrerseits aber auch vieles fördert, je nach der Willigkeit eines Geistes und nach dem Läuterungsweg, den er gegangen ist. Es kommt sehr darauf an, ob er ihn willig und gehorsam gegangen ist. So wird auch mir dieser Weg ins Erdenleben nicht erspart sein. Ich habe nur die Hoffnung, dann mehr zu erreichen und zu gewinnen als im Leben zuvor.

So habe ich euch von meinem Erleben berichtet. Fragen, liebe Freunde, werden euch von meinem Bruder (Josef) bestimmt beantwortet. In meiner Aufgabe liegt es nicht mehr. Mögen – dies ist mein Wunsch – euch nur gute Geister umgeben! Gebt ihnen die Möglichkeit dazu, bietet ihnen ein Haus! Eure Seele ist das Haus der guten Geister. Sie bringen euch gute Gedanken, Kraft, Mut und Trost. Wenn ihr das Rechte tut, so umarmen sie euch, begleiten euch des Weges, und seid ihr standhaft, dann schieben sie die anderen weg, jene, die ihre Arme nach euch ausbreiten und euch ins Verderben bringen möchten ...

Ich muß mich nun von euch verabschieden. Gott möge eure Wege segnen! Gott zum Gruß!

*

Frage: Lieber Josef, es scheint mir, daß dieser Geist Albert einen geistigen oder religiösen Hochmut hatte, der in der Geisteswelt offenbar sehr schwer wegzubringen ist?

Josef: «Ja, so ist es. Überhaupt, wenn Menschen so starre Einstellungen haben in irgendeiner Beziehung, ist das immer ein

Nachteil für sie. Man soll aufnahmebereit sein. Man muß immer versuchen, den andern zu verstehen und ihm zuzuhören.»

Frage: Ist es aber nicht doch verwunderlich, weil er doch gottgläubig war und viel gebetet hat? Wir hören immer, daß dann die Wege schon geebnet würden?

Josef: «Ja, das wißt ihr. Aber das Gebet ohne die Tat ist zu wenig. Man darf sich selbst nicht mit dem Beten allein begnügen und die Taten einfach von den anderen verlangen. Es kommt ganz auf die wirkliche innere Einstellung des Menschen an. Man kann auf zweierlei Art beten. Ganz oberflächlich, indem man Worte herunterleiert, ohne zu wissen, was man sagt. Es ist dann wie bei einer Mühle, die gedreht wird. Man kann aber auch aus innigem Verlangen und aus einer Sehnsucht heraus beten. Ein solches Gebet zählt. Und die Menschen, die in solcher Sehnsucht beten, haben dann auch das rechte Herz, das Richtige zu *tun*.»

Frage: Wie ist es zu erklären, daß dieser Geist Albert, als er auf die Erde zurückversetzt wurde, so schwer und unbeholfen war?

Josef: «Er empfand das an ihm haftende unreine Od als so große Last, daß er den Weg nicht mehr verlassen konnte. Er wollte ja wieder zurück, was aber verhindert werden mußte. Denn gesetzmäßig geht jede Seele ihren eigenen Weg der Läuterung. Es muß nicht unbedingt immer einer neben dem Betreffenden stehen und auf ihn aufpassen. Es sind genügend Geister da, die im allgemeinen diese Übersicht haben. Doch ist das Gesetz so wunderbar, daß jeder eben gerade das mitmachen muß, was er verdient hat.»

Frage: Woran liegt es, daß die einen der von Geist Albert erwähnten Wesen schwerfällig einherschritten, während andere schwebten?

Josef: «Jene, die neben einem Menschen einherschwebten, brauchen den irdischen Boden nicht zu berühren, weil ihr Od nicht mehr überwiegend mit irdischem Od vermischt ist. Sie besitzen mehr reines, geistiges Od und brauchen darum mit ihren Füßen nicht mehr die Erde zu berühren. Freilich können sie das auch, aber auf ganz bequeme Art. Sie können also schweben, wenn sie wollen, und sie können gehen, wenn sie wollen.»

Frage: Es scheint mir, daß dieser Geist Albert verhältnismäßig bald zur Einsicht gekommen ist. Kannst du sagen, wie lange es nach unseren Zeitbegriffen ging, bis er, von seiner Ausstoßung an gerechnet, wieder in seine geistige Kammer gelangte?

Josef: «Es ist schwer in eurer Zeit zu sagen. Ihr müßt euch auch darüber klar sein, daß das Gesagte nur eine kurze Zusammenfassung von Erlebnissen ist. So rasch ist die Einsicht schon nicht gekommen ... Er hat lange auf dieser Erde wandern müssen. Man ließ ihn allein, das war sozusagen seine Läuterung in der Tiefe. Er mußte zur Einsicht gelangen, daß er falsch gehandelt hatte. Was er bei den Menschen und den sie begleitenden Geistern zu sehen bekam, konnte ihn am ehesten zur schnelleren Einsicht bringen. Aber ihr – bei euch spielen immer die Jahre eine Rolle, ihr möchtet alles auf Jahr und Tag wissen ... Das kann ich euch nicht sagen. Bei uns fließt die Zeit einfach so dahin, wir haben nicht diesen Zeitbegriff wie ihr. Aber so ungefähr kann ich sagen, daß diese Erdenwanderung schon etwa zehn Jahre dauerte.»

Frage: Zu Beginn erwähnte Albert die Begrüßung mit den Eltern, die nur sehr kurz gewesen war. Dann war auch die Rede von einem Onkel ...

Josef: «Damit war einfach gesagt, daß seine Eltern und dieser Onkel nicht auf derselben (niederen) Stufe waren wie er. Die

Eltern waren schon in eine Arbeit eingereiht, ebenso auch dieser Verwandte.»

Frage: Ist es nicht tragisch, daß die Eltern ihm nicht einmal helfen oder einen wichtigen Hinweis geben konnten?

Josef: «Nein, das wird in einem solchen Augenblick nicht zugelassen, ihm zur Strafe. Doch muß ich erneut betonen: was erzählt wurde, ist ja nur eine Zusammenfassung, innerhalb welcher sich ja noch so unendlich viel zugetragen hat. Das kann ja gar nicht alles erzählt werden. Es handelt sich eben um Ausschnitte. Es ist aber klar, daß auch ihm die Möglichkeit geboten wird, sich mit Verwandten zu treffen. Und ihr solltet auch daran denken, daß himmlische Wesen solche Geister der tiefen Läuterung an großen Festtagen besuchen, ihnen Botschaften verkünden, sie aufmuntern und eben auch zur Reue auffordern. Sobald das Schlimmste überstanden ist, dürfen sie in dieser Weise unterrichtet werden.»

Frage: Lieber Josef, nach diesem Bericht von bösen Geistern, die den Menschen nachstellen, um sie für ihre Sache zu inspirieren, müssen wir uns vorstellen, daß es uns allen auch nicht besser geht ... Wie soll man sich da richtig verhalten? Soll man für diese bösen Geister beten, oder soll man sie energisch abweisen?

Josef: «Ich möchte sagen: beides ist richtig. Aber es ist für den Menschen schwer zu erkennen, wann böse und wann gute Geister um ihn sind, und wen er abzuweisen hat.»

Frage: Ist daraus zu schließen, daß die negativen Gedanken eines Menschen ihm von bösen Geistern eingegeben werden?

Josef: «Das ist nicht immer so zu erklären! Ihr müßt in Betracht ziehen, daß die Gedanken des Menschen selbst eine Kraft sind, die eine Rolle spielt. Aus dem Denken des Menschen sprüht es wie Funken heraus, es erzeugt eine gewisse Anziehungskraft. Das negative Denken zieht Negatives an, während das gute Denken Gutes anzieht. Wer den Vorsatz hat, das Gute zu tun, und wer diesen Vorsatz möglichst steigert, der zieht auch das Lichte, das Befreiende, das Göttliche an sich. Und tut er dazu alles, um sein gutes Vorhaben durchzusetzen, dann ist er der große Gewinner. Dann können die ihn begleitenden guten Geister um so mehr den Kampf mit den bösen aufnehmen. Wenn aber der Mensch von sich aus schlechte Gedanken hegt, dann verlassen ihn die guten Geister. Sie lassen ihn allein, und manchmal muß er dann ganz ohne Beistand der guten Geisterwelt seine Entscheidungen treffen.

Aber, lieber Bruder, ist es nicht so, daß jeder glaubt, um ihn wären nur gute Geister?... Der Mensch vergißt so leicht, daß er hier auf Erden der Herrschaft Luzifers unterstellt ist. Denn Luzifer ist der Herrscher dieser Erde. Die Menschen müssen versuchen, aus seinem Lager zu entkommen und ganz in das Lager Christi überzutreten. Sonst wäre ja diesen bösen Mächten gar nicht verstattet, die Menschen zu verführen. Aber sie haben eben ein Anrecht auf den Menschen (infolge des einstigen Abfalls von Gott). Das ist ein Gesetz. Der Mensch hingegen muß beweisen, daß er gewillt und fähig ist, sich all diesem Bösen zu entziehen und es zu überwinden. Nur so läutert sich die Seele und steigt auf.»

10. WENZEL

DER ARBEITSSCHEUE

Kundgabe vom 3. Mai 1961

Gott zum Gruß! Liebe Brüder, liebe Schwestern, meine heutige Aufgabe in der Gotteswelt ist folgende. Ich ziehe mit einem Schiff über die Flüsse der feinstofflichen Welt, von einem Ufer zum andern. Ich hole auf der einen Seite Gäste ab und bringe sie ans andere Ufer. Ich hole auf der einen Seite die im Aufstieg begriffenen Geschwister, um sie einer neuen Heimat zuzuführen.

Herrliche Flüsse sind es, die die Sphären voneinander trennen. So besteht keine Möglichkeit, von sich aus eine Sphäre zu verlassen, um in eine bessere, schönere Welt zu gelangen. Diese Hindernisse bestehen, die man selbst im Zuge seines geistigen Fortschreitens nicht ohne Hilfe überschreiten kann. Man kann also auch als Geistwesen nicht über diese geistigen Wasser gehen, man bedient sich vielmehr eines Schiffes dazu. Nicht nur muß das Schiff vorhanden sein – man braucht auch die Erlaubnis zum Übersetzen. Wenn jemand in Begleitung eines hohen Geistes Gottes kommt, dann weiß der Fährmann, daß er ihn überzusetzen hat.

Nun, das ist heute noch meine beglückende Aufgabe, in der ich viel Wunderschönes erleben darf. Es ist für mich immer ein Vergnügen, eine große Freude, meine himmlischen Geschwister, die als Gäste von ihren Höhen herabgestiegen sind, über den Fluß zu bringen. Stets sind sie hochgestimmt und so überaus schön gekleidet, und sie bezeigen ebenfalls große Freude. Habe ich aufsteigende Geschwister von der einen Welt in die neue zu befördern, so sind sie voller Neugierde. Sie raten untereinander, was ihnen die neue Welt wohl bringen könnte. Manchmal kommt man sogar zu mir und möchte von mir etwas mehr erfahren: wie lange ich schon als Fährmann über diesen Fluß fahre und dergleichen, und manchmal bin ich gewillt, ihnen darauf zu antworten. Doch mache ich dann diese Geschwister stets auf die

schöne Umgebung aufmerksam und auf die Überraschung, die ihrer harrt. Natürlich sind sie im großen und ganzen schon in das sie Erwartende eingeweiht, aber nicht immer bis ins einzelne.

Das ist also meine Arbeit, die ich heute verrichte. Nun habe ich aber die Aufgabe, euch zu erzählen, wie ich in der geistigen Welt empfangen worden bin, was ich gearbeitet habe, wie überhaupt mein Fortschreiten war.

Ja, als ich vom Erdenreich in die jenseitige Welt zurückkam, da fühlte ich mich im Moment sehr wohl. Ich wußte, als ich vom irdischen Leib befreit war: ‹Jetzt muß das Leben doch weitergehen!› Ich stellte also fest, daß ich lebte. In meiner Nähe waren ja auch meine Verwandten, meine Eltern. Und dann entsann ich mich auch, daß ich die letzten Jahre meines Erdenlebens große Schmerzen ausgestanden hatte. Ich hatte Stechen und Schmerzen in der Brust, ich konnte nicht mehr gehen, meine Hände, alles tat mir weh – sozusagen mein ganzer Körper schmerzte mich und war mir eine Last.

Jetzt, da ich in der andern Welt meine geistigen Augen geöffnet hatte, war ich wirklich wie neugeboren. Nichts von Schmerzen spürte ich ... In meinem geistigen Leib konnte ich mich gut bewegen, und darüber freute ich mich; denn als Mensch hatte ich mich ja wie gesagt jahrelang mit Schmerzen umherbewegt. Davon war ich jetzt frei, und frohen Mutes dachte ich: ‹Was auch kommen mag, ich werde es wohl überstehen! ...›

Natürlich war mir doch etwas bange, weil ich nicht immer so gelebt hatte, wie ich hätte leben sollen ... Ganz zu Recht wurde mir deshalb bange. Ja, ich sagte euch, meine Eltern hatten mich begrüßt, auch einige Freunde und Bekannte waren da. In einem gewissen Abstand standen auch noch zwei sehr schön gekleidete Wesen. Sie trugen große, weite Überwürfe. Sie hielten mich scharf im Auge. Ich hatte das Gefühl, sie seien Gendarmen ... Kein Lächeln war auf ihrem Gesicht. Ich ahnte nichts besonders Gutes von diesen beiden ...

Etwas weiter entfernt standen noch andere, bei deren Anblick ich das Gefühl hatte, sie würden mir freundlicher gesonnen sein. Nicht daß sie mir gerade zulächelten, aber ich hatte zu diesen einfach mehr Vertrauen und steuerte so mit meinen Schritten auf

jene zu. Neben mir blieben ja meine Eltern und Freunde. Sie hatten mich freudig begrüßt und aus ihrem Leben erzählt und mir gesagt, wer alles da sei. Aber ich konnte es gar nicht richtig aufnehmen, was sie sagten. Sofort war ich mir aber darüber klar: ‹Halt, jetzt bist du unter einer andern Herrschaft, jetzt geht es anders zu, jetzt kommt das Gericht über dich! ...›

Ich fürchtete diese beiden Gestrengen, und so wollte ich mich etwas abseits von ihnen halten und mich lieber zu jenen begeben, von denen ich glaubte, daß sie mir besser gesinnt wären. Aber halt! als ich meine Schritte auf jene zulenkte, da kamen diese Beiden auf mich zu und nahmen mich in die Mitte und führten mich ab ... Sie führten mich gerade nach der entgegengesetzten Seite, weg von den anderen ... Ich schaute noch einmal zurück und sah, daß diese mir etwas wehmütig nachsahen. Aber man sprach eigentlich nichts mehr, und da wurde mir doch recht bange ... Ich getraute mich nicht, die beiden großen, mächtigen Gestalten anzureden; denn ich dachte: ‹Das sind sie, das ist jetzt das Gericht, jetzt werde ich abgeurteilt ...›

Ich kam mir so vor, als würde ich abgeführt. Ich sprach nichts, und die Beiden sprachen nichts ... Wir gingen so – wie lange, weiß ich nicht –, ich mußte mit ihnen gehen, und zwar hatte ich das Gefühl, es gehe einen Abhang hinunter in ein Tal. Immer tiefer ging es hinab. Auch entschwand das Licht. Bald war es nicht mehr so hell, es dämmerte, und ich hatte das Gefühl, es könnte Nacht werden. Doch blieb die Dämmerung bestehen, es wurde also nicht ganz dunkel, man konnte den Nächsten noch gut sehen, aber man hatte keine klare Sicht mehr.

Da, als wir eine Zeitlang miteinander gewandert waren – stillschweigend natürlich –, plötzlich hörte ich einen großen Lärm, und da erkannte ich auch ein Haus nach dem andern und viele Gestalten davor. Wir kamen ihnen immer näher, und bald zeigte sich, daß sie alle so aussahen, wie ich auch. Dann betrachtete ich mich eigentlich erst, was ich anhatte. Ich trug ein Paar Sandalen, und ich mochte mich erinnern, daß ich im menschlichen Leben schon einmal solche getragen hatte, nicht ganz die gleichen, aber ähnliche. Das Gewand, das ich anhatte, war auch eines aus meinem Leben, und es war eben nicht gerade das schönste. Doch

dachte ich: ‹Den anderen wird es bestimmt auch nicht besser ergehen, mußt tapfer sein und durchhalten, es wird schon gehen!›

Der Lärm wurde immer größer, und da: plötzlich stand ich vor diesen Geschwistern. Brüder und Schwestern sah ich da, und sie gingen eilends von einem Haus ins andere. Mir schien, als hätten sie es sehr streng. Einmal hörte ich, wie einer dem andern zurief. Aber ich hatte nicht das Gefühl, daß es hier still und ruhig zugehen würde – hier wurde gearbeitet ... Ich sah sie dann in ein größeres Gebäude eintreten. Doch habe ich mich nicht getraut zu reden, ich sah ja, was vor sich ging. Und ich dachte: ‹Das wird dein Los sein, du kommst jetzt zu diesen, und du wirst auch zu arbeiten haben ...›

Ja, ich erinnerte mich an mein Leben, ich wußte, ich hatte mich manchmal von der Arbeit weggedrückt. Das sah man wohl jetzt, daß ich nicht so gerne gearbeitet hatte, und daß ich eben manchmal den Müßiggang, den Wein und das andere noch vorzog und geliebt hatte ... Also das war wohl offenbar, und jetzt mußte ich das Arbeiten erlernen ... Aber ich dachte: ‹Wenn es nur das ist, so will ich damit zufrieden sein ...› Denn ich hatte doch erwartet, daß ich mit Feuer gepeinigt oder ins Wasser geworfen würde oder weiß sonst was, was man sich vorgestellt hatte im menschlichen Leben vom Fegefeuer und der Hölle. Nun sah ich, daß es dies hier nicht gab. Aber man nahm einen ziemlich streng vor, und man mußte arbeiten ...

Man führte mich sodann vor ein solches Haus, und einer kam auf mich zu, der etwas freundlicher zu sein schien. Er war sehr einfach angezogen, aber sauber, und er hatte ein liebliches Gesicht, liebliche Züge. Er war auch groß und stark, aber ich faßte sogleich ein gewisses Vertrauen zu ihm.

Meine beiden Begleiter würdigten mich keines Wortes, sondern machten eine flüchtige Handbewegung für den, der uns entgegenkam, machten kehrt und gingen fort. Ich stand still, schaute ihnen nach und dachte: ‹Gott sei Dank!› Ich war froh, sie los zu sein ... Denn ihr so strenges Gesicht und ihr Schweigen, ihr so würdevolles Benehmen hatte mir nicht gefallen. Mir gefiel viel eher dieser Bruder, der so lieblich dreinschaute. Er nahm mich bei den Händen und sagte:

– «Wenzel heißest du doch? Oder du hast Wenzel geheißen in deinem Leben. Nun, Wenzel, weißt du, du hast manches falsch gemacht, und jetzt muß alles in Ordnung gebracht werden.»

Ja, da atmete ich auf, ich war so froh, ich wollte schon alles in Ordnung bringen. Es war mir schon klar, daß das in Ordnung gebracht werden mußte. Denn ich wollte den Beiden, die mich hierher begleitet hatten, nicht mehr in die Hände kommen ... Ich hatte zu großen Respekt vor ihnen. Darum sagte ich:

«Ja, ich will alles tun, was du mich heißest. Ich weiß, daß ich im Leben nicht immer so recht getan habe. Aber es ist eben so: man ist eben schwach und denkt nicht immer an den Himmel und an die Folgen ... Und somit vergißt man sich.» Dann fragte ich ihn: «Warst du auch Mensch auf Erden? Und wie bist du zu dieser Stellung gekommen?»

Da lächelte er und sagte nur, gelegentlich möchte er mir darauf antworten, aber jetzt sei nicht Zeit dafür. Doch möchte er mich jetzt einmal mit einigen Freunden bekannt machen. Und dann führte er mich in ein Gebäude hinein, wo ich arbeiten sollte. Hier waren einige, von denen ich den Eindruck hatte, sie seien nicht lange vor mir gekommen. Sie waren genau so unsicher wie ich, und ich ahnte, daß sie genau so aufgeatmet hatten, da zu sein, wie ich ...

– «Ja», sagte mein Führer, «ihr seid sozusagen in der gleichen Zeit hier angekommen und wart alle gleich verschuldet, und so besonders zufrieden ist der Himmel mit euch eben nicht gewesen ...»

Wir respektierten seine Worte, aber wir waren froh, solches aus dem Munde dieses Bruders zu hören; denn wir hofften, er würde uns das Leben sicher nicht so sauer machen ... Nun, jedem wurde eine Arbeit aufgetragen. Dann sagte man uns, wohnen könnten wir nicht in diesem Hause. Hierher müßten wir nur von Zeit zu Zeit zur Berichterstattung kommen. Wir würden hierher gerufen und auch wieder neue Anweisungen erhalten. Doch eine Wohnstätte sei dies nicht; überhaupt hätten wir hier keine solche.

Ich wußte nicht, was er damit meinte. Da erklärte er, es sei sonst üblich, wenn einer hierher ins Jenseits komme, daß man

ihm auch ein Haus und eine Ruhestätte anbiete, er müsse doch auch irgendwo ausruhen. Hier aber gebe es dies nicht. Immerhin sei man auch nicht so ungnädig. Sich von den Strapazen ausruhen aber müsse man hier eben im Freien. Und da führte man uns hinaus, in die Nähe eines kleinen Wäldchens, so ein kleiner Wald war es, und da sahen wir sogenannte Pritschen, wie ihr es nennt. Ich will sie beschreiben. Diese (geistigen) Pritschen hatten drei Räder, eines am Kopfende und zwei unter den Füßen. Und da sollten wir, wenn wir müde wären, uns auf diesen Pritschen niederlassen. Natürlich gab es da noch eine feste Stütze, damit die Pritschen nicht etwa von selbst wegrollten. Sondern man konnte, wenn man darauf lag, die Räder mit den Händen drehen und sich einen Platz aussuchen. Es war also so bequem, daß man, auf der Pritsche liegend, die Räder drehen und sich herumbewegen konnte. Aber ich muß schon sagen, die Ausführung war aus ganz gewöhnlichem (geistigem) Holz – nichts Bequemes. Doch für uns spielte das keine Rolle, die Hauptsache war, daß wir uns doch irgendwo niederlegen konnten.

Wir sahen dann, als wir unsere Augen umherschweifen ließen, daß in der Nähe dieses Wäldchens viele, viele Pritschen mit Rädern waren. Man bezeichnete uns diejenigen, welche noch frei waren: wir könnten sie bezeichnen, und sie blieben unser Eigentum. Man begrenzte uns noch den Ort, wo wir diese aufstellen konnten. Wir könnten also beisammen bleiben, je nach Belieben, wir könnten uns aber auch irgendwo abseits ganz allein halten. Dazu brauchten wir die Pritschen nicht dorthin zu tragen, sondern wir konnten ja liegend einen solchen Platz aussuchen. Und ich fand schon wunderbar, daß dies uns ermöglicht wurde. Darin glaubte ich schon eine große Bequemlichkeit und Rücksichtnahme uns gegenüber zu finden, und die Angst, es könnte mir hier noch schlecht ergehen, wich immer mehr. Von Feuer und Peinigung der Seelen vermochte ich hier nichts zu sehen.

Dann aber wurden wir wieder in jenes Haus zurückgerufen, wo die Besprechungen stattfinden sollten. Betonen möchte ich noch, daß wir uns natürlich nur dann auf die Pritschen hinlegen durften, wenn es uns ausdrücklich gesagt wurde: «Jetzt ist die Zeit für euch da, wo ihr euch frei niederlegen könnt; aber auf

das verabredete Zeichen müßt ihr euer Lager verlassen und euch wieder der Arbeit zuwenden!»

Es war also nicht etwa so, daß man zu jeder Zeit und Gelegenheit sich niederlegen konnte. Dafür war schon gesorgt, daß man sich nicht zuviel solcher Annehmlichkeiten bediente ... Dann – ich sagte, jeder erhielt seine Arbeit, und ich erhielt die meine. Natürlich war ich gespannt. Denn im ersten Moment überlegte ich mir und dachte: ‹Es ist doch eigentlich nicht ganz in Ordnung, daß man im Himmelreich so arbeiten muß ...› Ich glaubte, man brauchte nur die Hand aufzuheben, ein Wort zu sagen – und alles wäre schon da, fix und fertig. Das schien aber nicht der Fall zu sein. Da sagte der gütige Bruder zu mir:

– «Wenzel, du kommst jetzt mit mir, und die anderen werden auch ihre Anweisungen bekommen.» Er gab mir einen Spaten in die Hand und sagte: «Jetzt komm!»

Er ging mit mir einen Weg, der war schon ausgesteckt, und sagte:

– «Sieh da, hier hast du einen so und so breiten und tiefen Graben zu schaufeln. Schau einmal, so lang muß der Graben sein!» Ich sah kein Ende ab und dachte: ‹Ach, das ist es! Nicht mit Feuer wird man gepeinigt, aber arbeiten muß man! ...›

– «Ja», bestätigte der gütige Bruder, «arbeiten muß man auch bei uns ...» Da fragte ich wieder:

«Wozu braucht man denn einen solchen Graben hier? Ich kann das doch nicht verstehen. Ja, eine sinnvolle Arbeit würde mir einleuchten, aber einen Graben zu machen? ... Für was braucht es denn hier einen Graben?»

– «Ja, es braucht auch hier einen Graben», antwortete der gütige Bruder. «Wir müssen solche Arbeit haben von euch. Nichts wird umsonst gemacht. Denn da, wo wir jetzt stehen, soll es ein neues Dorf geben. Es ist alles geplant, und es wird gebaut, mit allerlei Gebäuden, Gärten, kleinen Bächen, die hier durchfließen, und es muß alles erarbeitet werden.»

Da der Bruder so gütig war, getraute ich mich zu erwidern:

«Ich hatte mir vorgestellt, der Himmel wäre schon fix und fertig, wir brauchten nicht selbst noch ein Dorf zu bauen im Himmel ...»

Doch, doch, das müsse man, erwiderte er, ich könnte das noch nicht verstehen. Der Himmel sei unendlich, und man plane eben immer weiter und baue Neues, Besseres und Schöneres, und daran müsse ich nun eben mich in der Weise beteiligen. Später könnte ich alles eher verstehen, jetzt sei es noch zu früh. Dann fügte er noch hinzu:

– «Aber, Wenzel, eines will ich dir sagen: du mußt arbeiten!»

Und zwar wurden mir die Breite und Tiefe des Grabens ausgemessen, und es wurde mir die Zeit dafür bestimmt. Ja, die Zeit! Zeit?... Wir hatten keine Uhren, aber ich glaubte, er habe im Verborgenen wohl eine, denn er wußte genau zu sagen, wann ich am Ziele sein sollte. Er ermahnte mich abermals:

– «Du mußt arbeiten, und du darfst nicht müßig werden. Denn sieh, du hast keine körperlichen Beschwerden mehr. Deine Schmerzen sind alle weg, dein Leib schmerzt dich nicht mehr, du bist frei davon. Du bist hier im geistigen Leib, und der bereitet dir keine Schmerzen. Jetzt wird gearbeitet!»

Ich fand es aber etwas viel, was da von mir verlangt wurde. Das war ein breiter und langer Graben!... Wie lange sollte denn das dauern? Das käme auf mich an, sagte er, auf meinen Fleiß und auf meine Ausdauer.

Nun, ich machte mich an die Arbeit, und er sagte mir noch, es werde mir dann ein Zeichen gegeben, oder man werde jemand vorbeischicken, wenn ich mich dann auf die Pritsche begeben dürfte.

So fing ich an zu arbeiten, aber bald schon glaubte ich, müde genug zu sein, und wartete auf das Zeichen. Aber es kam niemand, und ich hatte das Gefühl, ich wäre allein – ich sah ja von allen anderen nichts. Meine Grabarbeit war weit entfernt von den Werkstätten, die ich gesehen hatte. So hatte ich plötzlich das Gefühl, es wäre alles so weit auseinander. Und da ich glaubte, es sehe mich hier niemand, weil ja niemand da war, und weil ich meinte, man könne von mir doch nicht verlangen, daß ich jetzt ständig hier grabe, ich müsse doch auch wieder einmal aufatmen, ich müsse doch auch einmal diese neue Umgebung betrachten, so habe ich mich anfangs gar nicht angestrengt. Ich dachte: ‹Man muß doch verstehen, daß ich mich an diese neue Umgebung zuerst anzufreunden habe, man kann mir deshalb doch nicht böse sein...› Ich rechnete dabei auf die Güte des Bruders. Er könnte mich bestimmt nicht ausschelten, wenn ich nicht so viel gearbeitet hätte. Ich wußte ja auch nicht, wie man hier die Zeit berechnete, wann ich so und so viel ausgegraben haben müßte.

Auf jeden Fall habe ich mich gar nicht angestrengt. Ich konnte auch nicht, ich hatte das Empfinden, ich hätte zu wenig Kraft, es ging einfach nicht. Und dann war mir die Arbeit noch zu langweilig. Ich hätte gern Gesellschaft gehabt. Wenn wenigstens noch jemand dabei gewesen wäre, dann wäre es etwas besser gegangen. Man hätte sich unterhalten können, dann hätte man die Arbeit sicher schneller ausgeführt. Aber so ganz allein und verlassen!...

Damit war ich eben nicht so ganz einverstanden, und ich nahm mir vor, meinem gütigen Bruder den Vorschlag zu machen, wenn er wiederkommen sollte, daß er mir doch noch jemand zugesellen möchte. Nun, ich habe den Spaten dann auch – ausruhen lassen... Und ich hatte mich auf den Boden gesetzt. Ich machte es wieder so, wie ich es vom menschlichen Leben her gewohnt war. Doch fand ich, daß es gar sehr lange dauerte – es kam einfach niemand... Da dachte ich: ‹Bestimmt hat man mich vergessen...› Und ich blickte in diese unendlichen Weiten, überzeugt davon, daß niemand mehr bei mir vorbeikommen würde; sicher müßte ich aus eigener Kraft versuchen, den Rückweg wieder zu finden. Aber vorläufig ruhte ich mich aus...

Dann kam aber doch der gütige Bruder. Er schaute nach mir. Ich sah ihn kommen, ich vernahm seine Schritte. Da stand ich auf, ich nahm meinen Spaten wieder zur Hand und arbeitete. Er sah an mir vorbei auf den Boden und merkte, daß ich nicht viel geleistet hatte.

– «Ist dir die Arbeit zu schwer?», fragte er.

«Ja», sagte ich, «vor allem finde ich sie sehr langweilig. Wenn noch jemand um mich wäre, würde ich ganz bestimmt schneller zum Ziele kommen.»

– «So ist es nicht gemeint», wehrte er ab, «das ist deine Arbeit. Der Graben muß so breit und tief, wie er vorgezeichnet ist, von dir ausgehoben werden!»

«Habe ich jetzt das geleistet, was du von mir verlangt hast?», fragte ich.

– «Nein, niemals! Keinen Teil davon hast du geleistet! Du hast ja nichts getan!... Schau einmal, das ist doch nichts, was du gearbeitet hast.»

Mit diesen Worten nahm er den Spaten selbst in die Hand und machte mir die Arbeit vor. So schnell ging es bei ihm... Da sagte ich:

«Ich muß mich zuerst daran gewöhnen. So schnell kann ich es nicht – vielleicht, wenn ich lange genug hier bin.»

– «Ja, bestimmt», sagte er darauf, «du wirst es lernen. Ich empfehle dir, etwas eifriger zu sein.»

Dann entfernte er sich wieder. Das war kein besonderer Tadel gewesen in meinen Augen, und ich dachte: ‹Nun, ich habe ja in diesem Falle Zeit, ich warte auf das Zeichen, wo ich mich zurückziehen kann...›

Aber das Zeichen kam nicht... So habe ich aber doch gemütlich weiter gearbeitet – wie lange, weiß ich nicht. Er stand aber wieder einmal bei mir und kontrollierte meine Arbeit.

– «Ich bin nicht zufrieden mit dir», sagte er, «du arbeitest ja gar nicht!»

Ja, ich sah schon, daß es so war, aber ich konnte einfach nichts dafür, daß es nicht vorwärts ging...

– «Du hast keinen Mut und keine Energie», sagte er, «und du weißt wohl gar nicht, warum du hier arbeiten mußt?» Dann fuhr er fort: «So, Wenzel, jetzt will ich dir einmal etwas sagen. Du hast von Anfang an gefunden, der Graben sei sehr breit und lang. Jetzt, wenn dir die Zeit dafür doch vorgeschrieben ist und vorberechnet, bis wann du so und soviel gearbeitet haben mußt, und du hast dein Maß nicht eingehalten – dann wird der Graben einfach um das Fehlende noch verlängert! Durch deinen Müßiggang, deinen Leichtsinn verlängerst du dir deine Arbeit, und du mußt so viel länger hier bleiben und graben. Glaubst du nicht, daß es besser ist, du würdest dich zusammennehmen und etwas fleißiger sein?»

Ja, da horchte ich auf... «Was sagst du? Der Graben wird länger? Muß er denn überhaupt länger sein?»

– «Gewiß», sagte er, «das, was für dich ausgesteckt ist, ist noch lange nicht das ganze Maß. Er muß viel länger werden. Denn wir kennen ja unsere Geschwister, die da kommen, und wir wissen, daß wir damit rechnen können, daß noch ein großes Stück dazu gemacht wird.»

Da begann ich es mir doch etwas mehr zu überlegen, ich wollte mich mehr befleißigen. Fortan habe ich weniger geruht und mehr gearbeitet. Als er dann wieder gekommen war, hatte er gesagt:

– «Ja, nun bist du etwas weiter gekommen, hast aber immer noch nicht das erreicht, was sich gehört.»

«Ist der Graben wieder länger geworden?...», fragte ich ihn.

– «Ja, und der Graben wird immer länger, wenn du dich nicht sehr bemühst, so zu arbeiten.»

Dann hatte ich bei mir so überlegt: ‹Was ist das eigentlich für eine Führung? Hier straft man einen wie ein kleines Kind auf Erden!› Doch sagte ich mir auch: ‹Du kannst doch nicht bis in alle Ewigkeit hier stehen und graben!... Schließlich möchte ich auch wieder einmal zurück, ich möchte meine Eltern und Freunde wiedersehen.› Ich empfand es so schon als Schande, daß ich da hinunter hatte gehen müssen. Plötzlich raffte ich mich zusammen und fing an, zu arbeiten ohne auszuruhen. Und als der gütige Bruder wiederkam, wartete ich nicht umsonst auf Lob:

– «So ist's recht», sagte er, «so mußt du weitermachen, dann wirst du doch noch deine Arbeit beenden können. Je mehr du leistest, desto kürzer wird eben der Graben...»

«Wann kommt denn das Zeichen, von dem du sprachst?», fragte ich darauf. «Darf man sich nicht einmal so ausruhen?»

– «Das kommt schon zur rechten Zeit... Weißt du, so bequem ist das Leben im Jenseits nicht. Man kann hier nicht nur schlafen und müßig sein. Es ist eben so: diejenigen, die sich im Menschenleben von der Arbeit ‹gedrückt› haben, die werden eben hier zur Arbeit herangezogen, die lehren wir erst einmal das Schaffen – und dann kommt das Weitere...»

Aber dann ertönte doch plötzlich eine Art Sirene, und ein Licht leuchtete auf. Das war das Zeichen, daß ich zurückgehen durfte... Ich ging eilends und ruhte mich auf meiner Ruhestätte aus. Ich wollte aber nicht wieder allein sein und rollte des-

halb meine Pritsche zu einem andern hin. Da mußte ich jedoch erkennen, daß man meine Gegenwart durchaus nicht wünschte – die anderen rollten sich von mir weg! ... Sie hatten schon eine gewisse Übung, ich kam ihnen nicht so schnell nach, ich lag ja das erste Mal auf meiner Pritsche ... Also ruhte ich mich hier eben allein aus. Ich dachte: ‹Wenn mich niemand will, dann soll es so auch recht sein, dann bleib' ich hier.› Und ich ruhte mich aus, bis wieder ein Zeichen kam.

Darauf mußten wir nicht gleich wieder zur Arbeit. Hinzufügen möchte ich aber noch: wir mußten die Pritsche gleich an Ort und Stelle lassen und uns zu Fuß nach einem Hause begeben, wo wir weitere Anweisungen bekamen. Da stand er wieder, der gütige Bruder, und die anderen Geschwister waren auch mit ihm. Er erklärte uns, er sei mit dem Geleisteten nicht zufrieden, da und dort könne es zwar so gehen usw. Also bei jedem war es so: wer nicht innerhalb seiner Zeit das Geforderte geleistet hatte, der hatte sich einfach die Arbeit um das Fehlende vermehrt. Da wurde man rasch gescheit, und man hat dann aus eigener Kraft angefangen, mehr zu leisten. Zum Schluß war ich dann so eifrig, daß ich meine Arbeit sogar schneller leistete, als mir die Zeitspanne dafür berechnet worden war. So konnte ich meinen anfänglichen Rückstand wieder einholen – aber ich mußte hart arbeiten ...

Da erinnerte ich mich doch auch meiner Frau, die ich auf Erden zurückgelassen hatte. Jetzt mußte sie doch auch schon in der geistigen Welt sein. Ich hatte mich früher nicht weiter mit ihr befaßt, denn ich hatte ja genug mit mir selbst zu tun. Und das möchte ich betonen: ich hätte mich vor ihr geschämt, wenn sie mich diese Arbeit hätte leisten sehen ... Und ich dachte bei mir: ‹Ganz bestimmt wird meine Frau nicht diese Arbeit tun müssen, denn sie war im Leben ein Engel, sie war gut.› Ich aber war nicht immer gut zu ihr. Und nun waren ihre Worte wahr geworden; denn sie hatte mich immer gewarnt, der Himmel werde mit mir nicht so gnädig sein ...

Ich wollte also nicht, daß sie mich in diesem Zustand sehen sollte, welche Arbeit ich hier zu verrichten hatte. Doch interessierte es mich zu erfahren, ob sie noch auf Erden weilte, oder ob

sie auch zurückgekommen war. Ich hatte ja keine Ahnung von der Zeitrechnung hier. So fragte ich den gütigen Bruder, als er mich wieder einmal bei der Arbeit besuchte.

«Kannst du mir etwas über meine Brigitte sagen, wo sie ist?»

– «Wer ist deine Brigitte?», fragte er.

«Wer sollte sie sein? Sie war doch meine Frau! ...» Da sagte er ganz ruhig:

– «Ich will mich nach deiner Frau erkundigen.»

«Ja, tue das, aber bitte sag ihr nichts von dem, was ich hier arbeite! Benachrichtige mich zuerst davon, wo sie ist und was sie tut.»

Nun, gelegentlich bekam ich dann die gewünschte Auskunft. Meine Brigitte war auch in der geistigen Welt – und mich hatte man nicht geholt zur Begrüßung! ... Man hatte es nicht für notwendig erachtet, daß ich zu ihrer Begrüßung zugezogen würde ...

– «Weißt du», sagte da mein gütiger Bruder, «ich kann ja einmal deine Brigitte hierher kommen lassen, sie kann dich ja hier begrüßen.»

«Nein», bat ich da, «bitte nicht! Sag mir viel lieber, wo sie ist, ich möchte sie besuchen, aber sie soll mich nicht besuchen ...»

– «Es ist so», sagte er dann, «du kannst sie nicht besuchen, weil sie über dir steht. Aber sie kann dich besuchen, sie kann zu dir herab kommen.»

Doch gerade das wollte ich nicht!

«Gut» sagte ich darauf, «ich werde mich befleißigen. Doch was muß ich dann tun, wenn dieser Graben beendet ist?»

– «Dann kannst du dieses Tal verlassen, und du brauchst dich nicht mehr darum zu kümmern, was hier weiter geschieht. Denn die weitere Arbeit, die hier geleistet werden muß, die übernehmen andere.»

Umso fleißiger ging ich an die Arbeit, um doch endlich diesen Graben fertig zu haben, und so ist es immer weiter gegangen. Wieder kam das seltene Zeichen zum Ausruhen, doch zwischen diesen Ruhepausen lernte ich hart arbeiten. Nach der Berechnung des gütigen Bruders war ich eigentlich trotzdem gar nicht so früh fertig geworden damit, sondern er fand, meine Leistung

sei ganz normal . . . Ich aber fand es unerhört, was man von mir an Arbeit verlangt hatte! Dafür hatte er kein Verständnis . . . Ja nun – es war vorüber, und ich dachte: ‹Gut, ich interessiere mich jetzt nicht mehr für das Geschehene, sondern kümmere mich nun um die Zukunft!› Und ich fragte:

«Wo wollt ihr mich jetzt hinführen?»

– «Jetzt kannst du eine schönere Arbeit leisten», erwiderte der gütige Bruder, «und du kannst uns verlassen.»

«Ja», fragte ich schnell, «wann wird es sein, und wohin soll ich? Begegne ich jetzt meinen Eltern und Freunden? Was geschieht jetzt mit mir?»

Wir hatten unser Gespräch in jenem Raume geführt, und kaum hatte ich die Frage ausgesprochen, da standen die Beiden wieder vor mir – jene, die mich an Ort und Stelle geführt hatten . . . Sie machten noch dasselbe gestrenge Gesicht, und ich bedauerte einerseits, ihnen wieder gegenüber zu stehen. Ich empfand sie so furchtbar stolz und kalt, während dieser gütige Bruder so liebevoll war. Doch betrachtete ich sie nicht näher, ich sprach nicht mit ihnen, und sie sprachen nicht mit mir, als sie mich denselben Weg wieder zurückführten, auf dem sie mich hergebracht hatten. Sie stellten mich wieder an jene Stelle, wo ich meine geistigen Augen aufgetan hatte und an die ich mich erinnerte. Und da warteten wieder meine Eltern und Freunde auf mich . . .

Ja, ich mußte mich zuerst wieder zurechtfinden. Ich wußte, daß ich doch schon lange im Geistigen lebte, und doch schien es mir, als wäre ich erst angekommen. Ich hatte also kein Empfinden für die Zeit mehr.

Als ich mich weiter umblickte, sah ich auch wieder diese kleinen Gruppen von schönen Engelgestalten, zu denen ich Zutrauen gefaßt hatte. Nun dachte ich, die würden sich bestimmt meiner annehmen – und so war es! Die beiden Begleiter entfernten sich, und ich war froh . . . Es kamen dann einige aus einer Gruppe dieser schönen, gütig aussehenden Geister auf mich zu:

– «Lieber Bruder», sagten sie, «du hast die große Güte und Barmherzigkeit Gottes erlebt durch die Zeit deiner Läuterung.»

Ja, das wußte ich – und das habe ich vergessen zu sagen: in der Zwischenzeit hatten wir auch bei unserer harten Arbeit doch

manchmal gebetet. Wir wußten ja alle: hier untersteht man der Herrschaft Gottes, und Ihm muß man die Ehre erweisen. Und da habe ich, wie wenn ein Tag oder eine Nacht vorübergegangen wäre, meine Gebete verrichtet. Ich habe Gott gebeten, er möge mir verzeihen, was ich Unrechtes getan habe. Aber ich hatte so das Empfinden, als hörte man mein Gebet nicht. Dennoch verrichtete ich meine Gebete in regelmäßigen Abständen. Und nun sagte eben einer dieser schönen Engel zu mir: «Durch die Gnade Gottes . . .»

Also überlegte ich mir: ja, ich bin durch die Läuterung gegangen, ich mußte hart arbeiten, aber ich wurde nicht geschlagen, nicht geplagt, nichts dergleichen. Doch schaffen mußte ich, das mußte ich! Und so fragte ich:

«Habe ich wohl einen Teil meiner Sünden gutgemacht?»

– «Ja, einen kleinen Teil wohl», antwortete man mir darauf wie so nebenbei. Damit nahmen sie mich bei den Händen und führten mich wieder auf einem Weg dahin. Bald kamen wir – ich hatte das Gefühl, es wäre ein kleines Dorf, es waren aber lauter lange, niedere Gebäude, und in ein solches führte man mich hinein. Hier war ein emsiges Treiben. Man arbeitete hier . . . Auf jeden Fall mußte ich aber in dieser Welt nicht mehr den Spaten führen.

Ich möchte jedoch noch sagen: je höher wir gestiegen waren, um so heller war es geworden, es war wieder schön und taghell um mich. Alles um mich war wieder in sehr schönen, klaren und ausgeprägten Farben. Es war eine wirklich schöne Welt, und ich hatte das Gefühl, das sei der wahre Himmel, das sei doch etwas Wunderbares . . . Und ich dachte dabei: ‹Man muß eben hier auch arbeiten, ohne Arbeit geht es nicht!›

– «Ja, ohne Arbeit geht es nicht!», antwortete man mir auf meine Gedanken. Dann führte man mich in eine Werkstätte, wo man Holz verarbeitete. Man erklärte mir, es gebe hier alle möglichen Holzarten. Ich kam mit Denken gar nicht nach, wie sie mir so erklärten, wozu man dieses Holz gebrauche, wozu jenes usw. Es kam alles zu plötzlich auf mich herein . . . Aber da sah ich, wie die einen, die hier tätig waren, mit einem Instrument sorgfältig diese Hölzer bearbeiteten, wie sie Figuren daraus schnitzten.

– «Das ist nun deine künftige Arbeit», sagte man mir; «aber ehe du dich daran machst, wollen wir dich noch in einen großen Raum führen, wo du sehen kannst, wie alles das, was deine Geschwister hier manuell arbeiten, zuerst gezeichnet wird. Dort werden die Maße genau errechnet, damit alles seine harmonischen Linien und Formen erhält. Es wird nicht einfach nur aufs Geratewohl hin gearbeitet, sondern genau nach Plan.»

Man zeigte mir also diesen großen Raum, und da sah ich diese vielen Geschwister, welche die wunderbarsten Zeichnungen anfertigten. Ich sah, wie sie z. B. die kunstvollsten Wagenräder mit allerlei Figuren darin entwarfen, ich sah Entwürfe von Schalen, von Holzkörben, ganze Wandbilder – ja, ich möchte sagen, von der einfachsten bis zur künstlerisch bewunderungswürdigsten Arbeit sah man da. Und so mußte ich nur staunen, wie da in allen Dingen eine genaue Berechnung angestellt wurde. Das war wirklich eine neue Welt für mich. Ich sagte mir: ‹Das könnte mir wohl gefallen, man kann mich ja auch in diesen Dingen anlernen!› – und das bestätigte man mir:

– «Du mußt es erlernen, du kannst es ja noch nicht. Wir werden dich an einen Arbeitsplatz führen, und dort wirst du – sagen wir jetzt – die Speiche eines Rades machen. Kannst du das, dann wirst du auch wieder weiter belehrt, und erkennen wir bei dir gewisse Fähigkeiten, so darfst du diese ausüben und bessere, schöne Arbeit vollbringen.»

Als wir durch den großen Raum hier gingen – wen sah ich da an einem Tisch zeichnen? . . . Ja, es war ein Tisch zum Zeichnen. Ihr sollt nicht glauben, man könnte im Leeren zeichnen, sondern man hat eine Unterlage und zeichnet seine Ideen, man zeichnet und berechnet die Maße. Ja, dort sah ich – Brigitte! So begegneten wir uns also zum ersten Mal im Jenseits . . . Wir durften uns begrüßen, und man erlaubte Brigitte, ihre Arbeit ruhen zu lassen und sich ganz mir zu widmen: sie dürfe mich begleiten und mir sogar von ihrer Arbeit erzählen. Ich hörte dann von ihr, daß sie schon ziemlich lange hier war; sie habe nach meinem Tode gar nicht mehr lange auf Erden gelebt, aber man habe ihr nicht gestattet, mich zu besuchen. Man hatte ihr gesagt, erst dann würde man uns vereinigen, wenn Wenzel seine Arbeit geleistet hätte.

Nun hatten wir beide Gelegenheit genug, uns auszusprechen, indem wir zusammen diese große Halle besichtigten und durchwanderten. Brigitte konnte mir die Arbeiten gut erklären. Sie führte mich darauf in die handwerkliche Abteilung und erzählte mir ausführlich, wofür man dieses brauche und wofür jenes. Und sie sagte, sie sei hier ganz glücklich. Sie habe immer für mich gebetet, daß ich tapfer meine Arbeit leisten würde und folgsam wäre, immer habe sie an mich gedacht und für mich gebetet. Nun sei sie froh, daß ich von meiner harten Arbeit befreit worden sei. Dann hat sie mir auch verraten, daß sie stets Nachrichten über mich erhalten habe, das heißt man habe ihr immer ausgerichtet, wie weit ich mit meiner Arbeit sei und daß ich eben noch so und so lange auszuharren hätte. Sie sagte mir, es seien Boten da, die nichts anderes tun, als die Nachrichten von einer Sphäre zur andern zu tragen und so dem einen Bescheid zu geben, wie es dem andern ergehe. Und von alledem merkt und sieht man nichts! . . . Alles geht so still und ruhig vor sich . . .

So war ich nun glücklich, und ich wollte wissen, ob ich nun wohl mit meiner Brigitte zusammen arbeiten dürfte.

– «Das ist nicht notwendig», antwortete man mir, «denn Brigitte ist schon in ihre Arbeit eingeweiht, du aber mußt dich erst noch anlernen lassen. Doch habt ihr ja auch eure freie Zeit, und da könnt ihr zusammen sein und euch unterhalten, so lange es euch gefällt und es euch drängt, euch gegenseitig immer wieder aufzusuchen. Ihr sollt ja einander aufsuchen und euch mit einander besprechen – aber ihr werdet sehen: bald kommen weitere und größere Interessen, für die ihr euch ganz einzusetzen wünscht.»

Und so war es auch. Man hatte mir zuerst eben eine bescheidene Arbeit gegeben, aber ich freute mich, denn hier war ein ganz anderes Leben. Man hatte viel mehr freie Zeit, das Pausezeichen wurde viel öfters gegeben, und dann ging man hinaus in einen Garten oder in ein schönes Haus. Man konnte sich unterhalten, man sang und betete zusammen. Es war eine gemeinsame Führung geworden, und so fühlte ich mich überaus glücklich. Ich hatte auch großen Eifer gezeigt in allen Dingen. Denn jetzt erkannte ich: man kommt nur vorwärts, wenn man guten Willens ist und alles befolgt, was einem aufgetragen wird.

So habe ich eine gewisse Zeit in diesen Werkstätten gearbeitet. Dann sagte man mir:

– «Jetzt mußt du Schulen besuchen. Du mußt doch etwas mehr wissen, als nur, daß man in der Geisteswelt auch arbeitet. Es gibt noch viele Dinge, über die du unterrichtet werden mußt.»

Natürlich gab es da viele Neuigkeiten für mich. Wieder hatte sich mir eine neue Welt eröffnet, und wieder durfte ich Neues und noch Schöneres erleben, bis mir der Auftrag gegeben wurde, dieses Schiff, von dem ich euch am Anfang erzählte, über den Fluß zu steuern.

Auf diese Weise durfte ich viel Wunderbares erleben. Natürlich ist diese meine jetzige Arbeit nicht ein ununterbrochenes Hinüber- und Herüberfahren. Ich habe auch meine freie Zeit, ich kann wandern, ich kann meinen Lieblingsbeschäftigungen nachgehen, meinen Freuden. Ich kann mich mit Freunden treffen, und wir können zusammen singen und beten. Denn wir sind darin nur eines Sinnes: in die Nähe Gottes zu kommen, immer höher hinauf, weil wir wissen, der Platz, der uns jetzt zugewiesen ist, ist noch lange nicht der schönste. So wird eine Arbeit von der andern abgelöst, immer von einer noch schöneren, noch würdigeren, die einem noch mehr Freude bereitet. Und wenn man auch eine Arbeit wieder verläßt, die einem Freude bereitet hat, und in eine neue eingeführt wird, dann ist man beglückt, daß man die Fähigkeit, das Talent hat, etwas anderes auch noch leisten zu können.

Aber worauf es in der geistigen Welt ankommt, worauf großer Wert gelegt wird, ist die Unterweisung und Belehrung, die allen Geistern gegeben werden muß: über die Ordnung und den Willen Gottes, was Christus allen bedeutet, was er für eine Aufgabe erfüllt hat, wer er ist. Wenn man so im Zuge des Aufstieges ist, kann man auch zu himmlischen Festen geführt werden, und man erlebt dann etwas auf himmlische Weise, was einem versagt bleibt, wenn man in der Düsterheit seine schwere Arbeit hat.

Nun werden gewiß viele Fragen in euch aufgestiegen sein, und unser Bruder Josef wird sie euch beantworten. Doch eines möchte ich euch doch sagen: ich hatte eine gnadenvolle Zeit der Läuterung. Gott hat es mit mir gut gemeint ... Ich mußte arbeiten – das war die Läuterung für mich. Und es ist mir wohl geschehen durch die Güte und die Gnade Gottes.

So, liebe Geschwister, habe ich euch einen Einblick gegeben in mein persönliches Leben. Es ist nur ein kleiner, ein winziger Ausschnitt von alledem, was man erlebt und gesehen hat. Die Zeit würde ja nie ausreichen, wollte man in Einzelheiten gehen und all die vielen Erlebnisse schildern, was für Begegnungen, was für Besuche man hatte, in welchen Werkstätten man schaffte, auf welche Weise man zu neuen Inspirationen geführt wurde. Es gäbe ja noch so unendlich vieles, worüber man sprechen könnte. Aber wenn man in der Einheit miteinander ist, wenn alle ein Ziel verfolgen, nämlich nur das Höchste und Beste für Gott und für sich zu erreichen, dann wird man von einer wunderbaren Kraft getragen, die beseligt und glücklich macht. Und dieses Glück, diese Seligkeit kann sich der Mensch im Erdenleben erwerben. Das kann er, wenn er gescheit ist ... So verabschiede ich mich von euch. Gott möge euch alle segnen! Gott zum Gruß!

*

Frage: Lieber Josef, hier wurde wieder von geistigen Werkstätten gesprochen. Wir haben gelernt, daß es in unserer materiellen Welt nichts gibt, das nicht auch in der Geisteswelt feinststofflich vorhanden wäre. Wie verhält sich denn diese geistige Substanz bei ihrer Verarbeitung?

Josef: «Das alles ist für eure Begriffe überhaupt nicht zu erklären. Die bei uns gewachsenen Holzarten – wie auch alles andere – müßt ihr euch als eine sehr feine, feine Stofflichkeit vorstellen, die je nachdem biegsam oder brechbar ist, oder die man formen kann. Eure Holzarten haben ihre Parallelen im Geistigen. Ihr könnt nichts haben, ohne daß zuvor der Kern davon in der geistigen Welt schon vorhanden war. Bei euch aber ist alles in verdichtetem, materiellem Zustand.»

Frage: Wie lange ist Wenzel schon in der Geisteswelt?

Josef: «Warte einmal ... Nach eurer Zeitrechnung mögen es fünfhundert Jahre sein.»

Frage: Hier haben wir also einen Fall, wo nach der von dir einst angegebenen durchschnittlichen Zeit von dreihundert Jahren noch keine Wiederverkörperung stattgefunden hat ...

Josef: «Ja, aber diese wird schon noch kommen. Zu einer schnelleren Wiederverkörperung werden ja vornehmlich jene Wesen bestimmt, die in der geistigen Welt nichts annehmen und daher nicht vorwärtskommen. Die Geister Gottes richten sich dabei auch nach der Wesensart des einzelnen – ob er guten Willens ist oder ob bösartig usw. Dieser Wenzel hatte zwar leichtfertig gelebt, aber er war gutmütig, und so rechnete man damit, daß er nach gründlicher Schulung in der Geisteswelt zu heben sein würde. Darum wurde er am Anfang an seine Arbeit gebunden.»

Frage: Für viele Menschen mag es eigenartig sein zu vernehmen, daß es im Himmel auch solche gestrenge Wesen gibt. Man stellt sich im allgemeinen die himmlischen Wesen, die sich den Menschen nähern, in einer göttlichen Anmut und Liebe vor ...

Josef: «Ihr wißt, die Engel Gottes sind in verschiedene Chöre eingereiht und abgestuft. Es gibt darunter ganz zarte, kleine Wesen, deren Aufgabe vielleicht nur im Tanzen besteht. Andrerseits gibt es – um den Unterschied hervorzuheben – diese mächtig großen, starken Wächter-Engel, deren Wesensart naturgemäß auch wieder ganz anders ist. Das will aber nicht besagen, daß man mit ihnen nicht in Liebe verbunden wäre. Denn jeder von diesen Engeln tut seine Pflicht. Doch gibt es eben in der Wesensart der Engelwelt genau wie bei den Menschen eine Vielfalt. Ihr begegnet auch sehr gestrengen und zugleich gerechten Menschen.

Sie sind deshalb doch nicht lieblos, sie können genau so liebevoll sein wie die anderen. Sie haben jedoch einen stark ausgeprägten Gerechtigkeitssinn, der sich in ihrem Antlitz widerspiegelt.

Es war eben die Aufgabe dieser beiden gestrengen Geister Gottes, solche Geister wie Wenzel dahin und dorthin zu führen. Diese selben Geister kann man in ihrer Welt unter sich wieder froh und lieblich beisammen sehen. Doch walten sie ihres Amtes eben so, wie das Gesetz Gottes es von ihnen erwartet.

Unter den verschiedenen Abstufungen von Engeln gibt es ja auch die Missionsgeister, die sich der unglücklichen Menschen und armen Seelen annehmen; ihre Wesensart ist von sehr liebenswürdiger, von sanfter und zuvorkommender Art, und solche muß es geben. Aber außer ihnen muß doch jemand da sein, der für die Einhaltung des Gesetzes sorgt. Genau wie bei euch Menschen. Wer bei euch das Gesetz übertritt, wird auch nicht liebenswürdig angefaßt, sondern hart, und er wird dahin gebracht, wohin er gehört. Wieder könnt ihr im Jenseits in allem eine Parallele finden. Nur ist die Ordnung bei euch unvollkommen, ja – ich möchte sagen – oberflächlich. Die Ordnung bei uns aber ist vollkommen.

So hatten diese beiden Geister Gottes dem Wenzel doch einen gewissen heilsamen Respekt eingeflößt. Hätte er nämlich seine Arbeit nicht getan, hätte er sich dem Müßiggang ergeben, so daß der gütige Bruder erkennen müßte, es nützt nichts, er kommt nie ans Ziel – dann wären die Beiden wieder gekommen. Sie hätten ihn einer andern Arbeit zugeführt, der er dann nicht mehr hätte entrinnen können. Doch vorher hätte der gütige Bruder ihn noch gewarnt: ‹Du wirst es wieder mit ihnen zu tun bekommen! ...› Solche Warnungen allein haben schon mancher Seele Rettung gebracht.»

11. MATHILDE

BELOHNTE OPFERBEREITSCHAFT

Kundgabe vom 5. April 1961

Wie es mir und meinem Bruder ‹drüben› ergangen ist, will ich euch erzählen, liebe Geschwister. Mein Name ist Mathilde. Ich lebte bei meinen Eltern. Mein Vater war von Beruf Küfer. In meinen jungen Jahren arbeitete ich in einer Fabrik. Als meine Mutter krank wurde, mußte ich zu Hause bleiben und das Haus bestellen. Aber ich mußte auch noch etwas hinzuverdienen, denn Vater war auch alt geworden und konnte nicht mehr viel verdienen.

Ich hatte einen Bruder, er hieß Emil. Der Bruder war sehr tüchtig und in seinem Beruf vorwärts gekommen. Er hatte eine angesehene Stellung erworben und sich sehr gut gestellt. Später hat er eine reiche Frau geheiratet, und es ist ihm gut ergangen. Er hatte ein schönes, eigenes Haus. Ich war nur ein einziges Mal in seinem Hause. Er kümmerte sich wenig um uns, weder um mich noch um die Eltern. Obwohl er wußte, daß ich die Eltern zu erhalten hatte und für sie arbeiten mußte, hat er nie Geld für die Eltern gegeben. Er hat nur für sich und seine Familie gelebt. Wir glaubten auch, daß er sich später unser geschämt hat, weil wir einfache Leute geblieben sind, während er zu Ansehen gekommen ist. Auch kam er nur ganz selten in unser Haus.

Ja, als meine Eltern krank geworden waren und nichts mehr verdienten, da mußte ich tatkräftig zugreifen. Meine Stellung in der Fabrik mußte ich aufgeben, ich konnte keiner regelmäßigen Arbeit mehr nachgehen. Und ich habe jeweils Arbeit bei den Bauern gefunden. Da bekam ich als Lohn natürlich kein Bargeld, sondern man gab mir Eier, auch Obst, und, wenn es gut ging, vielleicht noch etwas Fleisch oder Speck. Damit war man zufrieden, man konnte ja wieder essen. Ich konnte aber nicht das ganze Jahr hindurch bei Bauern arbeiten, und so hat mich jeweils auch der Pfarrer gerufen, sein Haus zu bestellen.

Der Pfarrer war ein sehr guter Mensch. Er lebte mit seiner Schwester zusammen, die auch nicht mehr jung und stark genug

war. So hatte ich denn jeweils ihr Haus bestellt. Da sah ich auch manches, was im Pfarrhaus vor sich ging. Es kamen viele arme Leute und baten den Pfarrer, er möchte ihnen doch etwas beistehen. Man kam zu ihm und klagte, Vater sei krank, man habe keinen Verdienst; dort war die Mutter krank, viele Kinder seien da, und niemand würde das Haus versorgen. Da sagte er jeweils zu mir:

– «Mathilde, wenn du ein gutes Werk tun willst, dann geh jetzt zu diesen Leuten und säubere ihr Haus und besorge den Kranken oder die Kranke.»

Er selbst bekam von den Bauern von Zeit zu Zeit immer etwas Eßbares – Eier, Fleisch, Speck, manchmal ein Kleintier, Obst und dergleichen, sogar Wein. Und wenn er mich hinausschickte zu diesen armen Leuten, dann gab er mir auch gleich den Korb seiner Schwester und füllte ihn mit all diesen Dingen, die er für sich bekommen hatte. Im Korb waren dann Wein, Fleisch, Eier und was sie gerade selbst erübrigen konnten. Dieses sollte ich dann den armen Menschen bringen. Auch legte er manchmal noch ein Geldstück bei.

So mußte ich manchen langen und weiten Weg laufen, um diese kranken Leute aufzusuchen und sie zu pflegen. Es war mir aber nie zuwider, eher eine Genugtuung. Ich freute mich. Denn wenn schon der Pfarrer mir den Auftrag gegeben hatte, war das für mich auch schon eine besondere Ehre. Keine Arbeit war mir zu schmutzig, ich habe alles getan, es war mir nichts zuviel. Ich war ja auch fromm und betete viel. Ich wollte nur Gutes tun . . .

So war meine Zeit ausgefüllt. Obwohl ich ja arbeiten sollte, um auch etwas zu verdienen, konnte ich von jenen armen Menschen doch keinen Lohn annehmen – ich hätte es nicht tun können. Der Pfarrer hat mir dann jeweils eine kleine Entschädigung gegeben.

– «Wenn du dieses tust», hatte er zu mir gesagt, «rechne ich es dir so an, als würdest du in meinen Diensten stehen.» Und er gab mir auch immer von dem, was er von den Leuten bekommen hatte. Das trug ich dann heim, und davon konnten wir leben.

Jetzt kam die Zeit, wo meine Mutter schwer krank wurde und sterben sollte – und bald danach auch der Vater. Und so blieb

ich allein im Hause zurück, besorgte es und mußte auch noch etwas dazuverdienen. Mein Bruder kümmerte sich nicht um mich, hat mich auch nie mehr besucht. Daran hatte ich mich längst gewöhnt, denn ich ahnte, daß er sich meiner schämte. Er war nun ein angesehener Mann geworden und wollte nicht zugestehen, daß er eine solch bescheidene Schwester hatte.

Die Zeit ging vorüber, und auch ich wurde krank und mußte diese Welt verlassen.

Da haben mich ‹drüben› meine Eltern empfangen – Vater und Mutter waren da, und sie sahen so jung und schön aus ... Und ich hatte sie doch noch so in Erinnerung aus ihren letzten Erdentagen, da sie alt und gebrechlich gewesen waren. Nun standen sie beide vor mir, jung und schön ... Und so freute ich mich über sie, und sie sagten:

– «Ja, wir haben mit Freude auf dich niedergeblickt und haben gesehen, wie du Gutes tatest, und es tut uns leid, und es schmerzt uns, daß unser Sohn kein besseres Verständnis hat für seine Mitmenschen. Es ist schade, er wird dies teuer bezahlen müssen ...»

Um mich waren ja nicht nur die Eltern, sondern es waren auch schöne Wesen da, und sie stellten sich vor als meine Schutzengel und Führergeister. Da aber baten mich die Eltern, mit in ihr Haus zu kommen, sie bewohnten ein schönes, kleines Haus, darin seien nur zwei Wohnungen, und sie wohnten sozusagen zu ebener Erde, in einem wunderbaren Garten. Man habe von da eine schöne Aussicht, und im oberen Stock sei eine Verwandte, die ich auch bald sehen und über die ich mich gewiß freuen würde.

So war es. Sie führten mich in ihr Haus, und ich war voller Freude, nun mit meinen Eltern wieder zusammen sein zu dürfen. Sie aber machten mir gleich klar:

– «Das Haus ist uns zur Verfügung gestellt – wie lange, wissen wir nicht. Es steht einfach zu unserer Verfügung. Man hat gesagt, daß wir später dieses Haus wieder verlassen müßten und daß man uns dann wieder ein anderes zuweisen würde. Vorerst aber sollten wir uns hier erfreuen.»

Anfangs fühlte ich mich auch etwas müde, und ich hatte wirklich das Verlangen zu schlafen ... Ich wollte etwas ausruhen.

Eigentlich war ich überrascht über diese Feststellung, daß, wenn man gestorben ist, man trotzdem noch Schlaf verspüren kann. Meine Eltern machten es mir sofort verständlich:

– «Sieh, du hast nur deinen Leib abgelegt, aber die Seele mit ihrem Empfinden lebt weiter – du siehst ja, wir sind auch da. Du darfst jetzt etwas schlafen, und wir werden dich in Obhut nehmen. Wenn du dann wieder erwachst, werden wir uns deiner schon wieder annehmen.»

Ich kümmerte mich vorläufig um weiter nichts, ich hatte nur das große Verlangen, mich jetzt auszuruhen. So war es – ich hatte ein schönes Ruhelager. Wie lange ich hier ruhte, wußte ich nicht. Eine Uhr hatte ich keine – ich kümmerte mich nicht mehr um die Zeit, die Zeit war stillegestanden ... Ich erkundigte mich auch nicht mehr nach Tag und Woche, das kümmerte mich nicht. Ich wußte: jetzt bin ich in der andern Welt, und ich brauche mich nicht mehr um das tägliche Brot zu sorgen, hier herrschen andere Gesetze, und ich werde mich diesen neuen Gesetzen fügen ...

Natürlich hatte ich jetzt auch sofort viele Fragen. Als ich erwacht war und meine Eltern in meiner Nähe standen, sagten sie: «Komm jetzt, und erfrische dich etwas!» Man bot mir einen Trunk an ... Erstaunt fragte ich:

«Muß man denn hier auch essen und trinken?»

– «Ja», erwiderten sie, «hier kann man auch essen und trinken, da wo wir sind, aber es geschieht nicht aus demselben Verlangen heraus, wie man es als Mensch hatte. Da wollte man essen, weil man Hunger empfand. Man mußte essen, damit man bei Kräften blieb. Hier ißt man zwar auch, um sich zu erfrischen und sich zu stärken – zugleich aber auch, um sich zu erfreuen an dem, was einem geboten wird. Natürlich, so reichhaltige Speisezettel gibt es hier nicht ...»

Sie lächelten dabei, als wollten sie damit sagen: ‹Wir waren es auf Erden ja auch nicht gewohnt, wir hatten ja eine ganz einfache Kost!› Aber hier gaben sie mir etwas Herrliches zu trinken. Es war nicht süß, eher herb, und doch so erfrischend. Man sagte, es sei Wein aus einem himmlischen Garten. Ja, ich trank davon, freute mich und fühlte mich davon auch gestärkt. Nun bat ich sie:

«Erzählt mir! Erzählt mir! Ist das der Himmel? Und wie weit ist er? Wer ist alles hier?» Ich war ja so voller Neugierde.

– «Ja, eines nach dem andern wollen wir dir erklären», sagten sie. «Wir bekommen viele Besuche hier – die Engel Gottes kommen zu uns, sie erkundigen sich nach uns, aber wir können nicht immer in diesem Hause bleiben. Wir haben eine Arbeit, und wir müssen an diese Arbeit gehen. Um so größer ist dann wieder unsere Freude, wenn wir dieses schöne Zuhause danach wieder in vollen Zügen genießen dürfen, diesen Frieden, dieses Zusammensein . . .»

«Wie könnt ihr denn unterscheiden», wollte ich wissen, «wann es Zeit für euch wird, wieder zur Arbeit zu gehen? Ihr habt ja keine Uhr – wie wißt ihr dann, daß es an der Zeit ist?»

– «Ja», sagten sie, «das wirst du auch bald erlernen, du wirst bald herausfinden, auf was man zu achten hat, daß man auf den Ruf hört, wenn man sich zur Arbeit zu begeben hat.»

Mit diesen Worten schritten sie mit mir vor das Haus. Da sah ich die wunderschöne Beleuchtung. Ich fand sie ‹übernatürlich› – das war ja verständlich. Es war nicht eine Beleuchtung, wie ich sie vom menschlichen Leben her noch in Erinnerung hatte. Es waren gewisse Lichtströme aus vielen Farben, die so deutlich erkennbar waren. Man sah ganze Farbenstränge auf bestimmte Punkte hinleuchten, ja, es war wie ein Wetterleuchten . . .

– «Siehst du», sagten sie, «das ist die Sprache, die wir auch zu erlernen haben. Das ist auch so mit unserer Zeit. Es wird ein Leuchten über unser Haus kommen, und dann wissen wir, daß wir uns aufzumachen haben.»

Und sie erklärten mir weiter: «Sieh jetzt – so schön, so harmonisch und weich, wie das Licht uns umgibt, das ist das Zeichen dafür, daß wir uns eben hier aufhalten dürfen. Wir dürfen nun harmonisch beisammen sein und unsere Zeit – wenn wir von Zeit sprechen wollen – einteilen, wie es uns beliebt. Wir dürfen tun, was wir wollen. Sobald wir aber merken, daß dieses weiche Licht» – an das ich mich schnell gewöhnen werde, wie sie sagten – «sich verändert, dann müssen wir uns aufmachen, um die Arbeit anzutreten.» Nicht immer kämen Engel Gottes und gingen von Haus zu Haus, indem sie jedem sagten: ‹So, komm jetzt,

es ist so weit, du mußt wieder an deine Aufgabe!› Nein, so sei es nicht.

Ich erblickte um mich ein ganzes Dorf, und in diesem Dorf war es so: wenn dieses seltsame Licht sich einschaltete, dann wußte jeder: ‹Jetzt müssen wir uns zur Arbeit aufmachen!›

– «Wir alle», sagten sie mir, «wir alle, die wir hier leben, stehen in unserer geistigen Entwicklung so ungefähr wohl auf ein und derselben Stufe. Wir verstehen uns gut, und es sind alles liebevolle, rücksichtsvolle Wesen. Wenn wir aber etwas weiter hinunter gehen – dort ist auch ein Dorf. Doch das Licht, das uns zur Arbeit ruft, leuchtet nicht zur selben Zeit für jene Bewohner dort. Sondern sie haben wieder ein anderes Licht, und je nachdem werden sie dann zur Arbeit aufgerufen. Aber jene dort – wir kommen auch mit ihnen zusammen –, sie sind nicht so wie wir, sie sind nicht so rücksichtsvoll und liebevoll. Und doch sind wir eigentlich nahe beieinander. Aber wir hier leben in diesem Dorfe alle unter Gleichgesinnten.»

Ja, es sei nicht nur dieses angrenzende Dorf, sie erklärten mir:

– «Weißt du, wenn du etwas auf eine Anhöhe steigst, dann kannst du viele, viele geistige Dörfer sehen, du kannst kleine Städte erkennen. Wir alle, wenn es sein soll, treffen uns an einem ganz bestimmten Ort. Diese Zusammenkünfte, wenn da alle zusammenkommen, werden auch angezeigt. Es treffen sich jene, die rücksichtsvoll und harmonisch sind, mit jenen, die es weniger sind; alle finden sich am bezeichneten Ort ein.»

Nun, ich wollte wissen, was sie denn zu arbeiten hätten.

– «O, wir haben eine schöne Arbeit, wir haben aber noch sehr, sehr viel zu erlernen und uns zu bilden. Man gibt sich viel Mühe mit uns. Wir arbeiten in einer Kunstwerkstatt und verarbeiten viele schöne Dinge.»

«Und ich?», wollte ich wissen, «werde ich auch mit euch arbeiten dürfen?»

– «Das wissen wir nicht. Wir haben keine Ahnung, man hat uns nichts darüber gesagt . . .»

Vater und Mutter durften also zusammen arbeiten. Nun, bei mir werde es eine besondere Ankündigung geben, sagte man mir.

– «Wenn jemand hier neu ankommt und in einem Haus Platz

nehmen darf, dann gibt ihm die Gotteswelt die Ehre und besucht ihn nach seinem Schlafe.»

Und so war es auch. Man hielt immer Ausschau, ob noch das schöne weiße Licht leuchte, ob nicht schon der Ruf ertöne zur Arbeit. Denn sie wollten mich nicht allein zurücklassen. Das Licht aber blieb immer noch. Und dann sahen wir von weither Gestalten auf unser Haus zukommen.

– «Sie kommen!», sagten meine Eltern, «sie kommen, dich zu begrüßen! Oder was wollen sie von dir? Wir wissen es noch nicht . . .»

Ja, sie kamen, und meine Eltern bezeigten darüber ganz besondere Freude, und sie waren auch so vertraut mit ihnen, als wären sie schon längst bekannte Freunde.

Ich selbst war scheu . . . Jetzt erinnerte ich mich: als ich in der geistigen Welt angekommen war, hatte ich sie auch in meiner Nähe gesehen; aber da hatte ich nicht mit ihnen gesprochen. Jetzt war ich etwas benommen, ich getraute mich nicht zu reden . . . Da aber nahmen sie mich bei den Händen und sagten, es wäre nun an der Zeit, daß auch ich eine Arbeit bekäme. Ich antwortete, selbstverständlich sei ich bereit, und ich hätte Freude, wenn man mich von meinen leiblichen Eltern noch nicht trennen würde.

– «Ja, wohnen sollst du bei deinen Eltern», sagten sie, «aber arbeiten? Das können wir noch nicht sagen . . .»

Mit eben diesen Worten, die die Engel sprachen, veränderte sich das Licht. Ich glaube: für euch Menschen zu sagen war es so, wie wenn ihr ein farbiges Licht anzünden würdet zum Zeichen, daß sich nun etwas Neues ereignen sollte.

– «Jetzt müssen wir gehen», sagten meine Eltern, «das ist unser Ruf!»

Die beiden Engel bedeuteten mir, sie möchten noch bei mir bleiben. Während meine Eltern hastig davongingen, schritten sie mit mir in eine grüne Wiese hinaus und machten mich auf das nun sich verändernde Licht aufmerksam.

– «Von da aus kannst du sehen, wie nun alle die Bewohner dieser schönen Häuschen zur Arbeit ziehen; es sind ja alles deine Geschwister.»

Ich wollte wissen, wie lange sie arbeiten müßten, worauf sie lachend antworteten:

– «Weißt du, bei uns hat man nicht seine vorgeschriebenen Stunden der Arbeit. Das zeigt sich von einem Mal zum andern. Wohl aber besteht immer der gleiche Rhythmus, und in einer himmlischen Werkstatt steht eine lebendige Uhr – ein Engel Gottes, der weiß, wann es wieder Zeit ist, um heimzukehren . . .»

Wie ich von meinen Eltern gehört hatte, fanden sie an ihrer Arbeit so große Freude, daß sie in ihrem Eifer gar keine Sehnsucht nach der Ruhe ihres schönen Häuschens hatten. Diesmal sollte ihre Abwesenheit nicht so lange dauern. Unterdes sprachen die Engel über mein Leben, und sie bedauerten, daß mein Bruder sein früheres Wesen so verloren hätte, daß er untergegangen sei im irdischen Glanze, daß Macht und Geld einen so großen Einfluß über ihn gewonnen hätten. Es sei so schade. Was würde wohl einst mit ihm geschehen? . . .

«Könnt ihr nicht etwas dafür tun, daß sich mein Bruder wandelt?», fragte ich darauf. «Denn meine Eltern sind bestimmt traurig, wenn er nicht zu uns kommen kann.»

Da zeigten sie auf die verschiedenen Dörfer und sprachen, da irgendwo werde er bestimmt wohnen dürfen – nicht aber hier . . . Ich war darüber betrübt. Ich wußte auch, daß es meine Eltern schmerzte, ihn nicht bei uns haben zu können. Doch ich wollte mich fügen, sagte dann aber doch:

«Und wenn ich zum lieben Gott bete, er möge doch seine Macht auf ihn lenken, daß er sich wandelt? . . .»

Sie erklärten mir darauf, daß eben sein Wille da eine große Rolle spiele, daß es bei ihm jetzt eben nicht nach dem Willen Gottes, sondern nach seinem menschlichen Willen gehe, er sei zu weit entfernt von Gott. Da ich nun mit diesen Engeln allein war, wollte ich sie vieles fragen. Ich wollte wissen:

«Ist es ein weiter Weg noch, bis man zu Christus kommt? Wo ist er? Ich habe ja jetzt eine Ahnung von diesen Weiten hier – aber wo wohnt Er?» Sie sagten mir, daß Er noch weit weg sei von hier . . .

«So werde ich wohl noch nicht Gelegenheit haben, Ihn zu sehen?» Darauf antworteten sie, ich solle mich mit diesem Ge-

danken jetzt noch nicht so sehr beschäftigen. Doch wenn ich gewissenhaft meine mir aufgetragene Arbeit ausführe, werde mein Wunsch sich schon erfüllen, und ich würde mich dann mit meinen Eltern freuen dürfen.

So blieben wir eine Zeit zusammen. Die Engel Gottes hatten ihre kostbaren Trinkgefäße bei sich, und hier im Hause stand ein Gefäß in einem ebenso kostbaren Schrank. Aus diesem Gefäß schöpfte man wieder jenen köstlichen Trank, wovon ich schon genossen hatte. Jetzt tranken wir selbdritt davon, wobei sie mir vom Himmel erzählten, vom neuen Leben. Sie brachten auch ihre Enttäuschung darüber zum Ausdruck, wie die Menschen so wenig gewissenhaft, so oberflächlich dahinlebten; daß der christliche Glaube für die meisten zu wenig Bedeutung habe; auch sei ihr Gebet so oberflächlich. Dann hatten sie auch mit mir gebetet, so wie man im Himmelreich betet, und ich verbrachte mit diesen Beiden eine wunderschöne Zeit.

– «Wenn das Licht sich ändert», sagten sie dann, «und wenn deine Eltern zurückkommen und ihr wieder zusammen seid, dann wird bald einer kommen und dich aufrufen. Dann sollst du an einen bestimmten Ort hingehen, der für dich und viele andere bezeichnet ist . . . »

Ich wurde neugierig. Was sollte das für ein Ort sein? Vielleicht mein Arbeitsplatz?

– «Nein,» erwiderten sie, «was du dann zu arbeiten hast, wird sich erst dort ergeben.»

So war es, daß sich das Licht wieder veränderte, und kurz danach standen meine Eltern wieder da und erzählten voller Freude und Begeisterung von ihrer Arbeit. Ich verstand sie aber nicht recht, sondern ich begriff nur soviel, daß man ihnen wieder viel Neues gezeigt habe, und wie sie wieder Neues schaffen wollten. Ich war vielleicht jetzt etwas egoistisch und dachte mehr daran, wie ich nun wohl beschäftigt werden würde – und etwas Angst hatte ich auch . . .

Die Engel sagten nämlich, nicht sie würden mir die Arbeit zuweisen, sondern höhere Engel des Himmels, darunter auch sehr gestrenge Richterengel, die den einzelnen scharf prüften. Da würden sogar die Fehler, die man im menschlichen Leben begangen, ganz offen ausgerufen . . . Das ängstigte mich, und ich fing an, mich zu schämen, und ich dachte, was sie wohl über mich ausrufen würden? . . . Ich wußte, ich hatte doch auch vieles falsch gemacht, hatte manchmal nicht richtig gelebt – nun sollte das plötzlich vor allen ausgerufen werden? . . . Dann dachte ich an die anderen und empfand Mitleid mit ihnen, und ich nahm mir vor, sie nicht anzusehen, während man ihre Sünden preisgeben würde – nur in mich hineinzuschauen, damit sie sich nicht vor mir zu schämen brauchten. Ich hatte Angst . . . Man sprach ja doch im menschlichen Leben auch vom himmlischen Gericht, daß da alle Sünden offenbar würden, daß die Fehler eines jeden heruntergelesen würden. Und die beiden Engel sahen, daß ich Angst hatte. Sie klopften mir beruhigend auf die Schulter und sagten:

– «Schwester, du sollst dich nicht ängstigen . . . Aber weißt du, eine leichte Angelegenheit ist es schon nicht. Es muß eben so sein . . . »

Nun suchte ich einen Blick meiner Eltern zu erhaschen, die in der Nähe waren. Ich wollte aus ihren Augen lesen, ob ich wohl voller Mut und Zuversicht gehen sollte – oder voller Angst . . . Aber ich wurde nicht klug aus ihrem Blick. Sie schauten einfach geradeaus. Ich wußte nicht, bedeutete es einen Vorwurf oder eine Aufmunterung. Also sollte ich es nicht wissen! . . . Aber da betete ich still vor mich hin: ‹Lieber Heiland, hilf mir! Sei mir doch gnädig und laß es doch nicht so geschehen, daß alle meine Sünden da so öffentlich preisgegeben werden. Sei mir doch gnädig, vergib mir doch! . . .›

Ich mußte dann die Beiden begleiten. Meine Eltern hatten mich umarmt, und so sind wir dann gegangen. Die beiden Engel sagten noch:

– «Es wird ja nicht so lange dauern, und dann kannst du wieder zu deinen Eltern zurückkehren.»

Sie nahmen mich in die Mitte, und wir wanderten durch blühende Felder, durch schöne, saftiggrüne Wiesen. Aber die Straße, auf der wir gingen, war so sonderbar. Ich brauchte mich gar nicht anzustrengen, um zu gehen. Ich hatte vielmehr den Eindruck, es ginge alles von selbst – doch ich wußte nicht wie . . .

Wohl tat ich einige Schritte nach vorn, aber damit hätte ich nicht so schnell am bezeichneten Ort sein können – doch im Nu waren wir zu meiner Verwunderung dort!...

Es war ein großmächtiger Garten, zu dem viele Wege führten. Ich sah, daß viele Wesen von allen Seiten herbeiströmten. Ich war in Begleitung von zwei Engeln; ich beobachtete aber, wie fünf und sechs Wesen wie ich nur mit einem einzigen Engel daherkamen. Ich fragte mich im stillen: ‹Wieso habe ich zwei Begleiter, und da kommen fünf und haben nur einen›? Aber dann und wann sah ich auch ein einzelnes Wesen, das mit einer Schar von etwa zehn wunderbar gewandeten Engeln daherkam...

Ja, da mußten dann wir alle unsere Plätze einnehmen. Es hatte den Anschein, als sei schon abgemacht gewesen, wo wir uns aufstellen sollten. Die Engel standen jeweils etwas abseits, wir konnten sie aber gut im Auge behalten. Ich suchte in den Augen meiner beiden Begleiter zu lesen... Die Beiden waren so schön. Sie hatten lang herabwallende, blonde Haare. Sie waren schlank und schön. Auch hatten sie so gütige, liebevolle Augen. Ich hatte das Gefühl, als spiele immer ein Lächeln um ihren Mund. Aber ich vermochte nichts daraus zu entnehmen. Wäre ihr Gesicht etwas strenger geworden, so hätte ich jedenfalls eine Antwort daraus lesen können. Doch sie waren immer so liebevoll lächelnd. Somit konnte ich nichts aus ihnen erfahren...

Ich sah aber, daß ich nicht allein mit Ängsten dastand... Ja, ich sah sogar solche, die zu fünft, sechst und noch mehr mit nur einem einzigen Engel gekommen waren, zitternd hinzutreten, scheu, und geweint haben sie. Ihr Engel hatte wohl, ich sah es, gütig auf sie eingesprochen, aber er konnte ja nicht zu gleicher Zeit mit allen reden. So mußte er eben zu allen sprechen, er konnte sich nicht des einzelnen annehmen. Ich sah, daß diese noch mehr Angst hatten als ich, und ich bedauerte sie. Ich wollte Vertrauen haben und dachte: ‹Die Eltern haben es durchgestanden, so will ich es auch durchstehen!›

Der Platz füllte sich, sie kamen von allen Seiten – die einen niedergeschlagen, traurig, die anderen froh und frisch, als gingen sie zu einem Vergnügen... Eben die, welche in so prachtvoller Begleitung kamen, die sahen sehr heiter aus. Nachdem

unsere erhabenen Begleiter zur Seite getreten waren, haben wir anderen nicht miteinander gesprochen. Jeder war mit sich selbst beschäftigt... Keiner kümmerte sich mehr um den anderen, denn jeder wußte, um was es ging...

Plötzlich stand eine Schar ganz vornehm gekleideter Engel Gottes vor uns! Ja, unsere Engelbegleiter waren auch schön und vornehm gekleidet, aber die da – sie leuchteten... Ich glaubte zuerst, sie hätten lauter leuchtende Kugeln an sich – dabei waren es Edelsteine! Aber vorerst wußte ich das nicht. Ihre Gewänder funkelten nach allen Seiten, und so schön waren sie... Aber ihr Antlitz war sehr streng.

Sie standen in der Mitte des Kreises, den wir bildeten, und von ihnen zu uns bestand ein Abstand von etlichen Metern. So konnten sie gut vor uns im Kreise herumgehen. In meiner Angst und Scheu getraute ich mich kaum, sie anzusehen, doch ich war so entzückt und hingerissen von ihrem Anblick... Ich hatte plötzlich ganz vergessen, warum ich hier stand. Ich war ganz benommen von der Schönheit dieser Wesen, von ihren in wunderbaren Farben leuchtenden Mänteln. Blickte ich aber auf ihr gestrenges Antlitz, hatte ich doch wieder etwas Angst vor ihnen...

Sie gingen so herum, als suchten sie einen. Ihre Augen verpaßten keinen. Sie sprachen leise miteinander, während sie, uns musternd, im Kreise herum gingen. Nur einer, der vornehmste von ihnen, blieb mitten im Kreise stehen. Ja, jetzt wußte ich es: die mit ihrem durchdringenden Blick, die können alles an uns ablesen, was wir im vergangenen Menschenleben getan hatten!...

Dann gingen sie stumm durch unsere Reihen, zu diesem hin und zu jenem. Ich hoffte schon, daß sie auch an mir stumm vorübergehen würden, worauf ich wieder zu meinen Eltern zurückkehren könnte.

So ging es eine geraume Weile. Lange, lange gingen sie zwischen uns herum. Nur der Vornehmste in der Mitte blieb stehen. Aber seine Augen schweiften umher, einmal nach rechts, einmal nach links – auch ihm entging nichts, das sahen wir schon... Jetzt, auf einmal kam einer mit lauter Stimme und zog eine Seele

aus der dritten Reihe hervor. Wir bildeten drei Reihen, darin eines dicht neben dem anderen stand. Nun wurde diese Seele vor den schönen Engel in der Mitte geführt. Ich nahm an, er sei ein hoher Fürst, der höchste Richter, der die Macht hatte, über das betreffende Wesen zu urteilen.

Die Seele, ein männliches Wesen, fiel gleich in die Knie, er konnte nicht stehen ... Da aber ergriff der schöne, vornehme Engel seine beiden Hände, hob ihn empor und sagte zu ihm:

– «Ja, du hattest ein Herz voller Güte und Liebe. Solche brauchen wir hier!»

Und er rief einen Engel zu sich aus einer Schar, die wir zuerst gar nicht bemerkt hatten, da sie etwas abseits standen, hinter einer kleinen Baumgruppe. Zu einem dieser Engel sprach nun der Erhabene mit lauter Stimme:

– «Nimm dich seiner an, er hatte ein Herz voll Güte und Liebe, und du weißt, wo du ihn einzureihen hast.»

Da atmete ich auf und dachte: ‹Ach, vielleicht sehen sie nur das Gute, erwähnen nur das Gute? ...› Ich schöpfte neue Hoffnung. Nun entstand wieder eine lange Stille, indes die Engel wieder umhergingen. Ich muß aber noch nachholen, daß jenes Wesen gleich weggeführt wurde und nicht mehr in unsere Reihen zurückkehren mußte. Wohin? Ich sah ihm nicht mehr nach, denn ich war zu sehr mit dem beschäftigt, was sich vor mir abspielte.

Und wiederum nahm ein Engel Gottes eine Seele hervor, diesmal aus der ersten Reihe, legte ihr die Hände auf die Schultern und sagte: «Ja, du hast dir viel Mühe gegeben, und du warst sehr opferbereit.» Er führte sie vor den vornehmen Engel Gottes hin. Gesenkten Kopfes wartete sie auf sein Urteil. Und er sprach:

– «Ja, die Opferbereitschaft hast du gekannt. Dafür wollen wir dich belohnen!»

Dann führte man auch diese Seele fort. So steigerte sich meine Hoffnung, daß es mir auch so ergehen könnte. Da kam wieder ein Engel und holte gleich zwei Wesen auf einmal heraus. Er tat es seiner selbst so sicher ... Man sah diesen Engeln die Macht und ihre Stellung gleich an. Auch diese beiden senkten die Köpfe vor dem Richterengel. Ganz bestimmt erwarteten da alle, daß ein Wort des Lobes ausgesprochen würde.

Aber es kam anders – es waren Worte des Tadels ... Sie hatten ohne Liebe gelebt, sie kannten keinen Frieden, sie waren herrschsüchtig. Der Engel erzählte Begebenheiten aus ihrem Leben. Die beiden kannten sich nicht, aber belastet waren sie gleich. Er sprach einmal von diesem und einmal von jenem, was sie falsch gemacht hatten und wofür sie bestraft werden sollten. Bestraft werden sollten sie für ihre Untaten, für ihre Rücksichtslosigkeit. Und er winkte wieder dem Engel Gottes, damit er sie wegführe. Wohin? ...

Nun ängstigte ich mich wieder. Man hatte mir also doch die Wahrheit gesagt, daß man nichts verheimliche. So rief man einen nach dem andern. Manche wurden getadelt wegen ihrer Selbstsucht, wegen Untreue, wegen Streitsucht, wegen Geiz ... Auch sonst bekamen wir noch andere gestrenge Worte zu hören. Da wußte keiner zuvor, was er zu hören bekommen sollte. Wir waren wohl alle ganz benommen. Man wußte ja, manchmal war man im Leben gestrauchelt, manchmal hatte man auch etwas Gutes getan. Aber was würde hier mehr zählen? Das Gute oder das Böse? Es ging wohl jedem gleich. Einer nach dem andern wurde gerufen. Bald einer allein, bald zu zweit oder zu dritt, viert oder fünft. Jeder wurde von diesem prachtvollen Richterengel mehr oder weniger schwer getadelt oder seiner guten Taten wegen gelobt.

Auch ich wurde gerufen, allein. Mein Engel freute sich, mir zu sagen, ich hätte viel Gutes geleistet; man rechne mir an, wie ich für meine Eltern gesorgt und für die Armen gearbeitet habe; ich hätte ein gutes Herz gehabt. Aber immer noch war ich voller Angst und dachte: ‹Jetzt kommt das, was ich falsch gemacht habe! ...› Ich war ja auch manchmal nicht so, wie ich hätte sein sollen. Manchmal war ich ungeduldig, und ich war nicht immer so fromm, wie ich es mir selbst gewünscht hätte.

Er sagte aber nichts von alledem, und ich durfte abtreten ... Ich war glücklich! Man hatte auch Engel herbeigewinkt, die mich sogleich in ihre Obhut nahmen. Er hatte zu ihnen gesagt:

– «Diese Seele hat sich auch aufgeopfert, und sie kennt die Liebe, die Bescheidenheit und Treue. Dafür soll sie belohnt werden. Und zugleich wißt Ihr ja», so fügte der Richterengel hinzu,

an seine hohen Geschwister gewandt, «daß wir solche brauchen.»

Es schien, daß sie schon wußten, wohin sie mich zu führen hatten, oder welche Arbeit mir anvertraut werden sollte. Meine früheren Begleiter kamen nun auch herzu, reichten mir die Hände und sagten, sie würden mich wieder zurückbegleiten. So kehrten wir darauf alle gemeinsam in das Haus meiner Eltern zurück, die voller Spannung auf uns gewartet hatten, und so freuten wir uns nun auf unser Zusammensein. Jetzt erst sollte ich erfahren, welche Aufgabe meiner wartete, und die Eltern sollten mit zuhören. Da begann der eine Engel:

– «Wir haben hier in der Geisteswelt viele kranke Geschwister, die betreut werden müssen. Du eignest dich besonders dafür. Du sollst in unsere Spitäler gehen und jene pflegen, sie trösten. Du sollst ihnen eine Stütze sein!»

Ich wurde dann dahin geführt und angelernt, wie ich mich bei diesen Kranken zu verhalten hatte. Nicht allen mußte man dasselbe sagen, nicht jeden mußte man gleich behandeln. Es war für mich eine wunderbare Arbeit, die mich voll befriedigte. Ich achtete auch sehr auf das herrlich leuchtende Licht, das für mich die geistige Uhr darstellte, wann ich für eine kurze Spanne Zeit wieder in unser Haus zurückkehren konnte. Ich wußte eigentlich aber nicht, was mir lieber war: die Arbeit im Spital oder die Muße hier. Ich empfand an allem dieselbe Freude, ob das Licht mir das Zeichen zur Arbeit gab oder zur Freizeit. Ich war in meinem Innersten immer von Freude erfüllt.

Doch wenn ich mit den Eltern so zusammen war, lagerte ein leises Weh über uns: ich dachte an meinen Bruder, meine Eltern an ihren Sohn . . . Wie würde es ihm wohl ergehen? Auch meine Eltern hatten ja an jenem Ort vor dem Richterengel erscheinen müssen; daher würde es dem Bruder wohl auch so ergehen. Würde er auch bloßgestellt? Würde er wohl auch zusammen mit anderen in Begleitung nur eines einzigen Engels dorthin geführt werden? . . .

Als ich wieder einmal mit den Eltern vereint war, traf ein Bote ein und erklärte uns:

– «Ihr sollt euch bereitmachen zum Empfang!»

Da wußten wir, es war mein Bruder gemeint. Wir bekamen

auch gleich eine Begleitung. Es waren aber nicht unsere geistigen Freunde, die beiden Engelwesen, sondern es haben sich uns andere vorgestellt. Sie führten uns zur Erde zurück, direkt in das Haus meines Bruders, an sein Sterbebett.

– «Jetzt wird er zwar noch nicht sterben», sagten sie, «es wird vielleicht noch einige Tage gehen, vielleicht sogar eine gute Woche. Ihr sollt ihn nun begrüßen, vielleicht kann er euch sehen.»

Da gingen wir ganz nahe zu ihm hin, wir winkten ihm zu, wir lächelten ihn an und wollten mit ihm reden. Wir wollten ihm sagen: «Du sollst beten, und du mußt unbedingt noch etwas Gutes tun! Du mußt deine Augen zu Gott erheben! Du mußt ihn doch bitten, daß er dir vergibt!»

Wir erkannten aber, daß er uns nicht sehen, nicht hören konnte – noch nicht. Da zogen wir uns wieder zurück. Dann aber, ich war mitten in meiner Arbeit in meinem Spital, kam der Bote abermals und sagte:

– «Schwester, du mußt dich aufmachen, es ist Zeit für deinen Bruder!» Auf meine Frage, ob ich denn meine Arbeit verlassen dürfe, fügte er hinzu:

– «O ja!», er habe diese Erlaubnis bereits von anderen Engeln Gottes für mich erhalten; einer werde mich während meiner Abwesenheit hier vertreten.

So ging ich wieder mit den Eltern an das Lager meines Bruders. Wir waren nicht allein gekommen. Da standen auch Engel, ferner Freunde von ihm, und auch Fremde, die wir gar nicht kannten. Nun sahen wir zu, wie sein Schutzgeist ihm half, sich aus dem sterblichen Leibe zu befreien . . . Endlich wurde er uns zugeführt. Mutter und Vater stützten ihn, und ich stand vor ihm. Er atmete tief und machte große Augen auf uns. Zuerst konnte er gar nicht sprechen. Wir sahen, er war ja noch benommen. Mutter aber sagte:

– «Emil, Emil! Wieviel hast du falsch gemacht im Leben! . . . »

Ich glaube, er hat es gar nicht recht gehört, er war noch immer so benommen. Aber er schien sich zu freuen, da er uns sah, ja er schien davon begeistert zu sein, uns zu erblicken. Da betrachteten wir ihn, wie er nun aussah! . . . Denn als er aus dem sterblichen Leib gezogen wurde, hatte sich plötzlich ein Kleid um ihn

gebildet. Aber es war nicht schön ... Wir selbst sahen ja auch nicht besonders vornehm gekleidet aus, aber wir brauchten uns unserer Gewandung wegen nicht zu schämen. Angesichts meines Bruders aber hatten wir das Gefühl, daß er sich allein schon wegen seines Aussehens zu schämen hatte.

Nach einer Weile waren wir weit abseits von unserem Haus in einem der umliegenden, in einer weniger schönen, weniger hellen Gegend liegenden Dörfer angekommen, die man mir früher gezeigt hatte. Dort wohnten – so hatte man mir gesagt – jene, die nicht in Frieden und Harmonie zusammen wohnen könnten. Damals hatte ich mich nicht besonders dafür interessiert. Jetzt sah ich, daß diese Gegend nicht besonders angenehm war ... Jetzt wollten wir auf ihn einreden, aber der Engel entzog uns das Wort und sprach:

– «Ich habe jetzt mit ihm zu sprechen! ...»

Und er gab uns das Zeichen zum Gehen ... Wir konnten nicht mehr mit dem Bruder reden. Wir hatten ihn nur begrüßen dürfen, jetzt mußten wir still von dannen ziehen, zurück in unser geistiges Haus. Wir waren traurig ... Ich wurde dann wieder an die Arbeit gerufen. Doch ich betete, der liebe Gott möge ihm gnädig sein.

Als ich danach wieder zu den Meinen in unser Haus zurückkam, unterhielten wir uns natürlich über den Bruder. Wir hatten doch unsere geistigen Freunde, die uns besuchten. Wir brauchten uns also nur an sie zu wenden und sie zu fragen, was wir für unseren Emil tun könnten, wir möchten ihm doch beistehen in seiner Not.

– «Vorerst könnt ihr nichts tun», sagten sie jedoch. «Ihr habt ihn begrüßt, das war euer Recht. Aber vorerst wird sich jener Engel Gottes seiner annehmen. Er wird nicht in ein Haus kommen, das so schön ist wie das eure. Er kommt in ein großes Gemeinschaftshaus.»

Er mußte sich nämlich üben im Zusammenleben mit vielen anderen, unharmonischen Seelen, damit mußte er sich begnügen. Da er auf Erden später ein anspruchsvoller Mensch geworden war, bedeutete diese Umgebung jetzt für ihn eine große Erniedrigung. Jene, mit denen er nun zusammenleben sollte, hatten

nicht so feine Manieren ... Sie würden ihm nicht sehr gefallen, meinte der Engel. Wir fragten ihn dann, wo wir ihn wiedersehen könnten.

– «Es wird nicht allzu lange dauern, da wird auch er zur Aushebung gehen müssen! ...» erwiderte er.

Unter dieser ‹Aushebung› war das Gericht gemeint. Gleich darauf würde er in die seiner geistigen Entwicklung entsprechende Ordnung eingereiht werden, wo er eine entsprechende Arbeit zu leisten habe.

– «Wir werden euch dann in seine Nähe führen», sagten unsere Freunde. «Er wird euch nicht sehen. Abseits dürft ihr stehen, und ihr könnt dann zusehen, wie es ihm ergeht.»

Wir aber, die wir ahnten, daß nichts Gutes zu erwarten war, sagten, nur deshalb möchten wir nicht dabei sein, denn wir seien zu sehr von Mitleid für ihn ergriffen. Wir möchten viel lieber etwas für ihn tun und mit ihm sprechen können ...

Dies erwirkten unsere geistigen Freunde dann für uns. Er konnte nicht zu uns kommen, aber wir konnten zu ihm gehen. Wir wollten ihn nicht tadeln.

Wir trafen ihn sehr, sehr betrübt an. Er beklagte sich auch wegen seines Aussehens. Ja, als wir ihn so sahen, hatten wir den Eindruck, als habe man ihm ein Gewand angezogen, das er im menschlichen Leben getragen hatte. Aber es war wie angeklebt an seinem geistigen Leibe, so als wäre es ganz durchnäßt. Es hatte so keine Form, es war so unschön, so ungepflegt, er sah darin so schmutzig, so verkommen aus ...

Wir konnten uns nicht erinnern, daß er im Leben je einmal so schlecht angezogen war. Doch später erklärte man es mir. Man hatte ein Kleid aus seinem menschlichen Leben im Geistigen wieder aufgebaut, jedoch eben in diesen unschönen Zustand umgewandelt. Nun sollte er dieses häßliche Gewand so lange tragen, bis er seine Gesinnung geändert haben würde. Es gehörte eben zu seinem Leben, und daran würde man erkennen, in welche geistige Entwicklungsstufe er hineingehöre.

Wir trösteten ihn und beteten mit ihm – mehr konnten wir nicht für ihn tun. Ihm jetzt Vorwürfe zu machen, hätte keinen Sinn gehabt. Später erfuhren wir von unseren geistigen Freunden,

wie es ihm vor dem Richterengel an jenem Ort dort ergangen war. Er wurde auf das schärfste getadelt und dann einer niederen Arbeit zugeführt. Unser stolzer Bruder und Sohn mußte zuerst einmal in der Weise erniedrigt werden ... Er mußte mit Wesen zusammen sein, die keine Manieren hatten, die grob und gehässig waren. Wir wußten, wie unglücklich er darüber war. Er aber hatte im Erdenleben auf die Ärmsten herabgeschaut – nun mußte er mit den geistig Ärmsten zusammen sein ... Wie lange sollte das dauern? Wir wußten es nicht. Wir erkundigten uns jeweils nach ihm, aber man tröstete uns nur damit, daß die Zeit auch für ihn vorübergehen werde.

Wenn wir ihn besuchten, brachte ihm das viel Trost und Erleichterung. Ich möchte da aber noch kurz erwähnen, worin seine Beschäftigung bestand. Er mußte sich mit solchen Wesen abgeben, die gerade aus der Tiefe herauskamen, die zuvor eine lange Zeit ohne Liebe gewesen sind und selbst keinen Glauben hatten. Deren einziger Drang war: zurückzukehren unter Menschen ihrer Art, um sich unter ihnen in einer für sie angenehmen Art auszuleben und sich jeder geistigen Aufgabe, wie sie auch an solche gestellt wird, zu entziehen. Aber dies wollte mein Bruder nicht durchgehen lassen, denn er hatte sein Versprechen gegeben, an diesen niederen Geistern seine Aufgabe zu erfüllen. Er sollte sie sozusagen im Banne halten, sie durften nicht zur Erde zurückkehren. Das bedeutete für ihn einen Kampf. Er mußte viel auf sie einreden. Er mußte sie auch trösten – er, der am liebsten selbst Trost empfangen hätte! ... Er hatte sich aber überwunden und sprach mit ihnen, was ihm als Mensch sein Stolz verwehrt hätte – es waren ja so niedere Wesen! Man sagte ihm, wo sie auf Erden gelebt hatten und was sie gewesen waren, daß sie also ganz von unten heraufgekommen seien.

So mußte mein stolzer Bruder sich mit solchen abgeben, mit denen er im menschlichen Leben nichts zu tun haben wollte. Jetzt mußte er sich darein fügen. Er mußte demütig werden, ruhig, und er mußte in seinem Innersten den Frieden aufbauen, damit er anderen den Frieden geben konnte. Dafür brauchte er eine lange Zeit. Aber wir hatten Gelegenheit, ihn immer wieder zu besuchen, und wir halfen ihm so etwas, seine Bürde zu tragen.

Wir sagten ihm, wie er sich den andern gegenüber benehmen müsse, wie er ihnen helfen müsse, ihre Last zu tragen; denn wir selbst hatten uns zuvor erkundigt, wie man solche zu behandeln hat. Die Engel gaben uns darauf den Rat, den wir ihm weitergaben. Und der Bruder führte dann seinen Auftrag so aus.

So ging es eine lange Zeit, und nur so konnte mein Bruder sich in eine bessere Stellung bringen. Er hatte es eingesehen, und er gelobte, wenn er wieder Mensch werden sollte, würde ihm solches nicht mehr passieren. Er würde nie mehr von oben herab auf seine Mitmenschen blicken. Es solle nicht wieder vorkommen, daß er sich seiner Eltern und Geschwister schämen und sich nicht mehr um sie kümmern würde. Er gelobte es, daß er diese Fehler nicht mehr begehen wolle, falls er wieder Mensch würde. –

So habe ich euch nun einen Ausschnitt aus meinem Erleben in der geistigen Welt erzählt. Es sind die Folgen des Lebens auf Erden, die einen jeden erwarten, je nachdem, und keiner von euch wird dem entgehen, daß er auch gerufen wird, um sich mit anderen so vor jenen Engeln zu versammeln, wie ich es euch erklären konnte. Nicht immer geschieht es auf diese Art, aber man nimmt jeden persönlich vor und spricht ganz öffentlich von seinen Verfehlungen, daß alle es hören ... – Nun, liebe Geschwister, ziehe ich mich zurück zu meinen Aufgaben. Gottes Segen verbleibe bei euch! Gott zum Gruß!

12. DAVID

ALS BAUMEISTER IM JENSEITS

Kundgabe vom 1. Juli 1959

GESTATTET mir, daß ich mich euch vorstelle. Mein Name ist David. Ich möchte euch meine Eindrücke schildern vom geistigen Reiche, wie ich es erlebe. Natürlich war ich sehr erstaunt, als ich in dieser ‹anderen Welt› erwachte. Denn als Mensch war ich der Auffassung, am ‹Jüngsten Tag› werde man auferstehen, und bis dahin müsse man im Grabe oder sonst irgendwo ruhen. Ich machte mir davon keine eigentliche Vorstellung, von diesem ‹Jüngsten Tag›. Ich nahm es einfach hin, und weil ich nichts anderes wußte, leuchtete es mir irgendwie ein, daß es so sein könnte. Ich habe mich um ein gerechtes Leben bemüht. Mein Herz und mein Gemüt waren gut.

Wie freute ich mich da angesichts dieser Schönheiten, denen ich begegnen durfte! Meine Mutter kam mir gleich entgegen und drückte ihre große Freude aus, daß ich nun endlich auch hier angekommen sei. Sie erzählte, wie schön sie es habe, und ich sollte nun teilhaben mit ihr an diesen Freuden. Wie erstaunt war ich, in meinem neuen Zustande alles so leicht erfassen, so klar denken zu können, und daß man eben nicht, wie ich gemeint hatte, im Grabe oder sonstwie zu ruhen hat bis zu diesem ‹Jüngsten Tag›.

Ja, sie war schön, meine neue Umgebung, sie gefiel mir gut. Sie erinnerte mich, was diese geistige Stadt anlangte, an mein irdisches Zuhause. Ich war erstaunt, so viel Ähnliches zu sehen. Nun fing ich an, mich für die Baulichkeiten zu interessieren. Die Stadt, in der ich angekommen war, bestand eigentlich aus verschiedenen Siedlungen. Meine Mutter und der Vater hatten mich darin umhergeführt, und sie erklärten mir vieles über die Siedlungen. Ich hatte festgestellt, daß jede in einem anderen Stilgebaut war, daß sie sich also äußerlich sehr voneinander unterschieden.

Dafür interessierte ich mich ja besonders. Ich konstatierte auch gleich, daß diese Bauten in der ‹anderen› Welt mit mehr

Sorgfalt, Geduld und vielleicht auch mit mehr Liebe als auf Erden gebaut worden waren. Ich interessierte mich hauptsächlich für das Material, das hier verwendet wird. Da sagte meine Mutter zu mir:

– «David, du denkst noch zu irdisch ... Du mußt dich wandeln, versuchen, himmlisch zu denken! Du kannst all die Dinge hier nicht vergleichen mit den irdischen. Hier ist alles himmlisch.»

«Na, Mutter, du hast gut reden», sagte ich; «wenn man eben erst vom Erdenreich hierher gekommen ist, so ist man noch nicht imstande, sogleich himmlisch zu denken. Man fühlt und denkt und handelt eben noch so, wie man es von zu Hause gewöhnt ist ...»

Ich lenkte also meine Aufmerksamkeit ganz auf diese verschiedenen Siedlungen. Ich muß aber gestehen, daß es mir nicht möglich war, die Art des verwendeten Materials festzustellen. Ich dachte mir, es sei eben himmlische Substanz, womit hier gebaut worden war. Man gab mir auch zu bedenken, daß ich noch gar nicht in der Lage sei, dies zu erfassen, auch wenn man es mir erklären würde. Ich könnte dieses Material auf Grund meines Menschenwissens lange untersuchen: um es verstehen zu können, müsse ich erst längere Zeit in diesem Himmel sein.

Gut, damit gab ich mich zufrieden. Gleichwohl interessierte ich mich nach wie vor für die Bauweise dieser Siedlungen, die dem Stil verschiedener Zeitepochen auf Erden entsprachen. Einige von ihnen waren im byzantinischen Stil erbaut, einige im Renaissance-Stil; andere waren aus dem Zeitalter der Gotik, wieder andere aus dem des Barock. Ja, es gab auch welche, die in die Karolingerzeit und in den romanischen Baustil gehörten usw. Sozusagen alle Stilarten waren da vertreten, wo ich durchwandern konnte.

Da ich mich vor diese Tatsache gestellt sah, wollte ich wissen, wie denn so etwas möglich sei? ... Mir erscheine das alles so irdisch. Entweder hätten die Erbauer-Seelen die Inspirationen dafür von der Erde her mitgebracht, während oder nach jenen Zeitepochen, meinte ich – «oder», fragte ich, «ist es so, daß die Bewohner dieser himmlischen Bereiche entwicklungsgemäß, ihrer Stufe entsprechend, in jene Zeiten hineingeboren worden

waren und dementsprechende Bauten auf Erden errichtet hatten?» Ja, ich hatte immer nur zu fragen. Meine Mutter konnte meine Neugierde nicht so recht befriedigen. Sie sagte immer nur:

– «Du denkst viel zu irdisch, du mußt dich nun höherem Denken zuwenden!»

Wohl versprach ich, es zu tun; aber jetzt interessiere mich eben, all diese Dinge zu erfahren. Mir gefielen hauptsächlich die byzantinischen Siedlungen. Diese vielen Türme, sie gefielen mir, es war alles so schmuckvoll, so schön. Auch die Siedlungen aus der romanischen Zeit machten besonderen Eindruck auf mich – aber ich möchte sagen: auch alle anderen ... Und ich kam auch bei einer Siedlung aus der Zeit der Völkerwanderung vorbei, mit ihren Gemeinschaftshäusern. Und in jeder Siedlung war ein Tempel, der wiederum so sehr an das erinnerte, was Menschenhände im Erdenreich einst gebaut hatten. Es muß aber zugegeben werden, daß sie im Erdenreich nicht annähernd so schön sind.

Zur Hauptsache sind es ja die Kirchen auf Erden, wo diese Art Kunst zum Ausdruck kommt. Solche Gotteshäuser, wie sie im Erdenreich sind, findet man in der Geisteswelt nicht. Hier hat man große Tempel, unendlich weite Gebetshallen. Sie sind genau ihrer Umgebung angepaßt, in deren Mitte sie stehen, sie bilden damit etwas Gemeinsames, Geschlossenes. Freie Wege verbinden sie mit den anderen Siedlungen. Und doch bildet das gesamthaft eine Stadt.

Nun, ich wollte noch mehr wissen. Ich dachte an die vielen Künstler, welche die Erde ja auch gehabt hat. Wie stand es denn mit den großen Musikern? Wo mochte Beethoven sein, wo Bach, wo Mozart usw.? Meine Mutter konnte mir darauf nur antworten:

– «Jeder lebt in seiner Welt, in seiner Siedlung mit Seinesgleichen, und jeder übt sich weiter in seiner Kunst.»

Ich wollte mehr wissen: was ist jetzt ihre Beschäftigung? Komponieren sie? Spielen und singen sie mit den Engeln? Was tun sie? Darauf aber konnte meine Mutter mir nichts Genaues sagen, ich würde schon noch Gelegenheit finden, meine Neugier zu stillen.

«Ja, das würde mich sehr interessieren», habe ich meiner Mutter deutlich gesagt, «das alles möchte ich wissen. Auch woher und wieso sie gekommen sind, wohin sie gelangten, welche Tätigkeit sie ausüben, und was sie noch für Möglichkeiten haben, der Menschheit noch etwas von ihrem Können zu bringen usw.»

Am meisten Freude fand ich an den vielen schönen Gebäuden. Ich habe mir auch meine Gedanken darüber gemacht. Ich habe die Möglichkeit, mich hier überall frei zu bewegen in dieser großen Stadt. Ich habe es sehr schön, habe viele Bekannte hier, mit denen ich zusammen lebe und mit denen ich Freundschaft geschlossen habe.

Aber ich kann es doch nicht lassen, dann und wann mich ins Erdenreich zu begeben. Ich allerdings belästige keine Menschen. Ich interessiere mich vielmehr für ihre Kunst, überhaupt für ihr Schaffen und Bauen, und dann ziehe ich Vergleiche zwischen der heutigen Baukunst im Menschenreich und diesen Bauwerken in der anderen Welt ...

Da habe ich als erstes festgestellt, daß im Himmelreich die Zeit keine Rolle spielt. Im Menschenreich ist die Zeit Geld, alles. Wenn die Menschen heute den ersten Spatenstich tun für ein neues Haus, dann muß es sozusagen in der nächsten Woche womöglich schon fertig sein. Zeit – Zeit ist für sie Geld! Und wenn wir schauen, was sie bauen ... Einigermaßen versuchen sie es der Umgebung anzupassen, aber das ist dann sozusagen alles. Sind sie doch nur auf das eingestellt, was schnell geht, nur schnell! – und auf Bequemlichkeit.

Und im Himmelreich? Schon beim Betrachten des Äußeren dieser Gebäude muß man feststellen, wie wunderbar exakt und mit welcher Sorgfalt alles gemacht wurde. Und erst die Kunst! Im Himmelreich gilt doch die Kunst noch etwas, während sie im Erdenreich ... ja ja, wenn man noch etwas Zeit erübrigen kann, dann ... Aber zuerst kommt das andere. Meine Mutter, die mich immer und überallhin begleitete, erklärte mir wieder:

– «Du solltest jetzt nicht über solches nachsinnen, denke doch an das Himmlische!»

«Ja, Mutter», sagte ich wieder, «aber du mußt verstehen, wenn man noch vor nicht langem erst Abschied genommen hat

vom irdischen Reich, ist man einfach nicht fähig, himmlisch zu denken und zu handeln. Jedes Denken geht wieder dahin, woher man gekommen ist. Ich möchte nicht so neugierig sein, aber das möchte ich wissen, warum hier alles auch zu finden ist, was mir von der Erde her bekannt ist?»

Nun gut, ich durfte mich also diesen Gedanken weiter hingeben, und ich fand da und dort eine Aufklärung. So betrachte ich die Bauweise dieser großen Häuser der Menschen und suche ihr Ebenbild in meiner großen Stadt, wo noch so vieles andere zu sehen ist – und auch wieder Ähnliches, nur viel gewaltiger, mächtiger. Besonders ist alles viel sorgfältiger gebaut als im Menschenreich.

Meine Mutter riet mir, wenn ich doch nichts anderes zu denken vermöchte, mich in der himmlischen Baukunst zu betätigen. Wer die Fähigkeiten besitze, ein Haus zu entwerfen, könne genau wie im Erdenreich die Pläne dafür der Engelswelt zu Einsicht unterbreiten und dafür die Bewilligung erhalten – nicht nur für ein einzelnes Haus, sogar für eine ganze Siedlung. Da dachte ich mir: ‹Ja, warum nicht?› Ich stellte mir vor, ich bliebe für alle Ewigkeit in dieser Stadt – warum sollte ich da nicht eine ganze Siedlung bauen können?... Das wäre für mich etwas Wunderbares. Ich hatte ja so viele Ideen. Ich wollte einen neuen Stil schaffen!...

– «Gut», sagte die Mutter, «aber bevor du gleich an eine ganze Siedlung denkst, fange an, den Plan eines Hauses zu zeichnen!»

Das tat ich denn auch. Man hatte mir ja keine Beschäftigung irgendeiner Art aufgetragen, ich durfte mich in dieser großen Stadt frei bewegen. Dabei sah ich viel Wunderbares, und ich merkte es mir. Dann hatte ich ein Haus gezeichnet. Ich hatte aus den Stilen verschiedener Zeiten Ideen gesammelt, die zusammen – wenigstens für meine Augen – ein harmonisches Bild ergaben. Man hatte mir aber gleich gesagt:

– «Du bist nicht imstande, einfach wo du willst ein Haus zu erstellen. Dafür brauchst du die Bewilligung der höheren Engelswelt. Denn sonst könnte ja jeder kommen und sagen: ‹Ich will ein Haus nach meinen Ideen bauen, wie es mir angenehm ist!› Das würde doch ein unabsehbares Durcheinander geben. Nein, du mußt dich an unsere genaue Ordnung gewöhnen!»

Und dann hatte ich meinen Plan vorgelegt. Sie waren zu mir gekommen, diese höheren Engel, und sie freuten sich, daß ich mich gleich zu Anfang schon mit solchen Dingen beschäftigte. Freilich hatten sie an meinem Plan ziemlich viel zu bemängeln... Der eine sagte mir, diese Form sei nicht gut, sondern unharmonisch, jenes sei nicht möglich usw. Ich fing dann langsam an zu verstehen und zu begreifen; auch hatte man schnell wieder andere Inspirationen. Dieser eine Engel zeichnete mir in großer Geschwindigkeit ein Haus hin und sprach, so ungefähr könnte es aussehen; doch dürfe ich meine Phantasie walten lassen, nur ungefähr müsse es diese Form bewahren.

Gut, ich machte mich aufs neue daran. Diesmal aber ging ich in die verschiedenen Siedlungen und erkundigte mich nach solchen, die in dieser Beziehung Fähigkeiten und Verständnis hatten. Überall, wo ich mich erkundigte, traf ich ein reges Treiben an. Es gelang mir, eine schöne Gruppe Gleichgesinnter zusammenzubringen, und wir haben uns dann gemeinsam an eine solche Arbeit herangemacht. Wir haben uns an die Grundrisse gehalten, die mir zur Bedingung gestellt waren, und auf ihnen weiter geplant und unsere Zeichnungen entworfen. Als wir sie wieder vorlegen konnten, war man damit zufrieden und sagte, es sei nicht zu verwerfen, es sei gut, und man bat, wir möchten unsere Zeichnungen der Engelswelt überlassen.

Da war ich etwas enttäuscht... Man gab mir also die Zeichnungen nicht mehr zurück, sondern erklärte, ich solle mich doch wieder an die Arbeit machen und wieder Neues schaffen. Ich solle etwas anderes zu zeichnen versuchen; die Pläne aber wolle man für spätere Zeiten aufheben. Ich sollte diesmal etwas allein fertigbringen, ohne mich von anderen Brüdern inspirieren zu lassen, es sollte mein eigenes Werk sein.

Ja, eigentlich war ich stolz darauf, daß man mir diese Selbständigkeit zumutete in diesem Fach. Als ich erneut an die Arbeit ging, rief ich wieder meine Mutter zu Hilfe und mußte ihr gestehen, daß es hier wirklich auch nicht so einfach sei...

– «Weißt du», sagte sie zu mir, «hier wird die Kunst richtig

gepflegt. Du mußt das Äußerste, was in dir liegt, hergeben und große Anstrengungen unternehmen. Dann wirst du ganz bestimmt etwas Gutes schaffen können. Und wenn das andere zur Seite gelegt wurde, wird es sicherlich irgendwo seine Verwendung finden.»

Die Mutter glaubte zu wissen, daß die von uns gezeichneten Pläne zwar nicht in unserer Stadt, wohl aber bestimmt in einer anderen zur Ausführung gelangen würden. Ich wußte nicht recht, ob sie mich damit nur aufmuntern wollte ... Gleichviel, ich habe mich wieder an die Arbeit gemacht, um Neues und noch Besseres hervorzubringen. Und da sagte sie zu mir:

– «Siehst du, die Kunst kennt keine Zeit. Die Kunst ist Liebe, ob sie hier oder auf Erden gepflegt wird. Die Bedingungen sind dieselben, das Kunstschaffen ist unvergänglich. Es ist ein Hauch in der unvergänglichen Schöpfung Gottes.»

Nun wußte ich es: ich hatte mein Äußerstes herzugeben – und so ging ich daran! Ich zeichnete ein Haus, dann mehrere dazu, und hatte schließlich eine ganze Siedlung zusammen mit einer wundervollen Gebetshalle. Denn ich stand ja immer in Kontakt mit meinen Geschwistern, mit denen ich gemeinsam solche Hallen aufzusuchen hatte, wo wir dann beteten, sangen, Gott lobten und priesen. Dort hatten die höheren Himmelswesen uns auch unterrichtet über das Geschehen im Erdenreich wie im Jenseits, angefangen von den unteren Stufen und Sphären bis zu unserer Stadt. Also hatte ich im Sinn, auch eine wunderschöne Siedlung mit einer Gebets- oder Andachtshalle zu schaffen.

Wie lange ich daran arbeitete? Für mich gab es keine Zeit mehr ... Ich habe aufgehört, irdisch zu denken, und habe mich nur dem schöpferischen Schaffen hingegeben. Ich habe die weit ausgedehnten Siedlungen der Stadt besucht und ihre Bauwerke auf das genaueste betrachtet und studiert, um das, was mir am besten gefiel, für meinen Plan zu verarbeiten. Es hat lange gedauert – wie lange, kann ich nicht sagen. Dann habe ich auf Anraten meiner Mutter die Pläne wieder meinen höheren Geschwistern unterbreitet. Sie haben sie entgegengenommen und mir erklärt, sie würden mir darüber Bescheid geben.

Und man ließ mich warten ... Sie haben sich einfach entfernt

mit meinen Plänen ... Ich habe dann wieder verschiedene Siedlungen aufgesucht und mich für das Schaffen dort zu interessieren angefangen. Ich dachte mir, man werde mir wohl bald berichten, ob meine Arbeit gut sei; wenn nicht, würde ich wieder von neuem beginnen. Solche Freude empfand ich an diesem Schaffen! Ich hatte ja nun die richtige Auffassung bekommen, was von der Kunst im Himmelreich verlangt wird.

Wie lange es dauerte, bis man mich wieder rief, wüßte ich auch nicht anzugeben. Ich hatte keinen Zeitbegriff mehr – aber ich lebte! Als wir uns gemeinsam wieder zur Tempelhalle unserer Siedlung begeben mußten – mußten? Das heißt, in der Hauptsache wird es einem angedeutet, daß man sich zur Lobpreisung Gottes in die Tempelhalle seiner Siedlung zu begeben habe, oder, wenn man frei ist, wird einem auch anempfohlen, in die Hallen anderer Siedlungen zu gehen, die immer wieder anders sind.

Diesmal war ich ahnungslos mit meiner Mutter in unsere Halle eingetreten, wie mir anempfohlen wurde. Wieder waren auch alle anderen da, die wie gewohnt mit uns sangen, Gott lobten und priesen, die uns erklärten und erzählten. Es wurden die Leistungen gegenseitig besprochen, und andere forderten uns auf, diesen Bruder oder jene Schwester in ihrem Schaffen zu unterstützen, mitzuwirken usw.

So war ich erstaunt, als ich von höheren Geschwistern herbeigerufen wurde. Sie händigten mir meine Pläne aus und erklärten, sie seien für eine neue Siedlung genehmigt worden, und sie dürfe erbaut werden. Man sagte mir auch, in welcher Entfernung. Ich war darüber hocherfreut! Ich hatte schon allerlei erlernt im Bauen, und man hatte mir auch dazu befähigte Geschwister zur Verfügung gestellt und dabei gesagt:

– «Siehst du, jeder, der dir nun zur Seite steht, ist in seiner Art ein Künstler.»

Ich war erfreut über diese Hilfe, und meine Geschwister freuten sich mit mir, mitwirken zu dürfen an der Erweiterung und Verschönerung dieser großen Stadt, eine neue Siedlung zu erstellen mit sozusagen nur wenigen Abänderungen, die die anderen auf meinen Plänen angebracht hatten. Ich habe mich voll und ganz damit einverstanden erklärt und sogar darum gebeten,

wenn man mir von höherer Seite weitere Anregungen geben dürfe, so wäre ich dafür dankbar. Aber man ließ mich schalten und walten, wie ich es für gut fand. Man sagte mir auch, es seien schon sehr viele dafür bestimmt und auch schon bereit, in diese Häuser einzuziehen . . .

So bin ich mit meinen geistigen Brüdern und Schwestern am Aufbau dieser neuen Siedlung. Immer wieder bekomme ich von diesen höheren Baumeistern Besuche, die da und dort bessere Vorschläge haben. Ich freue mich, diese Arbeit in meiner schönen Welt leisten zu können, und meine Mutter freut sich noch mehr.

– «Siehst du, David», hat sie gesagt, «so hast du doch durch deinen Willen und Eifer so Vielen Gelegenheit gegeben, in einem schönen Hause zu wohnen. Sie werden hier eintreffen, und du wirst ihnen vorgestellt als der Erbauer dieser Siedlung.»

Ja, und noch bin ich in dieser Arbeit. Wie lange es noch dauert, bis die Siedlung fertig erstellt ist, kann ich nicht angeben; denn hier gibt es nicht mehr diese Zeit wie bei den Menschen. Ich habe Mitleid mit den Menschen. Alles eilt bei ihnen so . . . Sie gehen achtlos am Schönen vorüber, sie haben keine Liebe dafür, keine Zeit . . . Das ist so schade. Aber es muß wohl so sein, es ist eben irdisch gehandelt, nach irdischen Gesetzen. Ich wünschte, daß sie mehr über das Sterben hinaus denken würden, daß sie versuchten, ihr Denken etwas mehr auf das Himmlische umzustellen, damit es ihnen einst nicht zu schwer fällt, wie anfangs mir.

Ich war anfangs auch nicht leicht vom irdischen Denken auf das himmlische Denken übergegangen. Nur hatte ich schon einen Vorsatz, den ich erfüllen wollte und durfte. Und wenn es mir gestattet ist, dies den Freunden zu sagen, dann möchte ich ihnen empfehlen: ja, denkt angesichts der Kunstwerke, die die Menschheit besitzt, wie meine Mutter sagte: «Es ist ein Hauch in der Unvergänglichkeit der Schöpfung Gottes.»

So habe ich meinerseits euch etwas zu erzählen versucht. Darüber sind bestimmt viele Fragen in euch aufgetaucht. Aber für deren Beantwortung bin ich nicht zuständig. Noch eines möchte ich sagen: zurück ins Erdenreich? Nein, das möchte ich nicht. Da bleiben, wo ich bin, und Baumeister sein im Himmelreich, ist

viel schöner . . . Hier hat man nicht die Plage um Geld und Brot. Zwar muß man das Baumaterial auch zusammensuchen, es ist auch nicht immer gleich vorhanden. Die Herbeischaffung ist aber nicht mit dem ‹Schweiße des Angesichts› verbunden wie beim Menschen.

Das Bauen im Himmel ist eine Leichtigkeit, es ist eine wundervolle Betätigung. Man baut nicht nur für sich, sondern man weiß, daß man auch Anteil hat am Himmelreich, und man ist interessiert an der ganzen Schönheit. Und darum geht es mir. Ich möchte nur Schönes schaffen im Himmelreich, um meine Geschwister, die mir nachkommen werden, zu erfreuen. Das ist meine Aufgabe: anderen mit meinem Schaffen Freude bereiten!

Die Menschen im Erdenreich können es ja in ähnlicher Weise auch tun. Wenn sie mit ihrer täglichen Arbeit nicht allen und überall Freude zu bereiten vermögen, so bleibt ihnen doch noch genug Zeit nebenbei, um außerhalb ihrer Pflichten Freude zu bereiten. Sie können es außer ihrem Schaffen mit ihren Worten, mit Liebe und Mitgefühl. Das ist auch eine Kunst, die unvergänglich ist – auch ein Hauch in der unvergänglichen Schöpfung Gottes . . .

Nun kehre ich wieder zu meinen Geschwistern und zu meiner Arbeit zurück. Wer weiß? Vielleicht ist es mir wieder einmal verstattet, etwas davon zu erzählen, wie weit ich mit meiner Arbeit bin. Vielleicht erhalte ich die Nachricht, daß ein Bruder oder eine Schwester aus eurer Mitte für meine Siedlung angemeldet ist . . . Das würde mich freuen. Wer weiß es? Hoffen wir! Gott segne euch! Gott zum Gruß!

*

Anschließend meldete sich Geistfreund Josef zum Wort. Ehe er zur Fragenbeantwortung überging, sagte er:

«Liebe Freunde, wir haben euch Gelegenheit gegeben, wieder einen Geist besonderer Art zu vernehmen, der euch von seinem Schaffen erzählt hat. Ihr könnt daraus ersehen, daß ein Wesen, das gut und gerecht gelebt hat, im Himmelreich eine wunderbare

Arbeit ausführen darf, und daß es so ist, wie euch immer erklärt wurde, daß in einem solchen Falle die Fähigkeiten des einzelnen im Himmelreich ihre weitere Entfaltung finden. Nun, ich stelle mir vor, daß dadurch verschiedene Fragen in euch aufgetaucht sind, und ich bin gerne bereit, euch darauf zu antworten, so gut, wie es mir möglich ist.»

Frage: Hat diese Seele nach ihrem Übertritt in die geistige Welt auch eine Zeit der Ruhe und des Schlafes haben dürfen?

Josef: «Freilich, auch das. Wißt ihr, liebe Freunde, das sind Geschehnisse, die nicht immer wieder eigens hervorgehoben werden. Dieser wunderbare Schlaf, der bald kürzer, bald länger dauert, wird jeder guten Seele zuteil.»

Frage: Lieber Josef, ist es dir möglich, uns das ‹Material› für diese Neuschöpfungen in den himmlischen Sphären zu erklären?

Josef: «Es ist schwer für mich, euch das klar und begreiflich zu machen. Es wurde euch gesagt, daß das ‹Material› auch zusammengesucht werden müsse. Das ist so gemeint – wie ich euch schon unterrichten durfte –, daß ein gewaltiger Strom an Gotteskraft durch alle Sphären zieht, worin alle Bausteine oder Grundstoffe enthalten sind. Diese müssen aber wieder richtig zusammengesetzt werden können, um das zu erhalten, was man benötigt. Anstelle eures festen Materials ist im geistigen Reiche eben alles Licht und feinstofflich. Ich kann euch das nicht näher umschreiben. Doch müßt ihr euch vorstellen, daß eine himmlische Wohnung oder Behausung aus Lichtfäden oder -strahlen gebaut ist. Damit es aber Bestand hat, müssen für alle Einzelteile wieder die bestimmten Farben aus den Lichtfäden verwendet werden. Das muß also verstanden sein, nicht wie bei (unberufenen) Geistern, die sich manchmal daran versuchen – dieses löst sich nämlich wieder auf. Es muß vielmehr alles nach den

geistigen Gesetzen zusammengestellt werden, sonst hat es nicht die nötige Festigkeit oder Beständigkeit.»

Frage: Durfte David schon so bald nach seinem Eintritt in die Gotteswelt eine so wichtige und schöne Arbeit antreten?

Josef: «Zuerst ist schon eine gewisse Zeit verstrichen, was er unterlassen hat, eigens anzudeuten. Da er sich schon als Mensch mit Häuserbau beschäftigt hatte, hat er sich auch nachher zu seiner Lieblingsbeschäftigung hingezogen gefühlt und sich sozusagen nur dafür interessiert. Und da er ein guter Mensch war, hatte er eben das Glück, in eine Sphäre hineinzukommen, wo er gerade diese schönen, ausgeprägten Siedlungen antraf. Ihr müßt euch aber nicht etwa alle himmlischen Städte so vorstellen! Dieser Geist erzählte ja nur von seiner Stadt, davon, was er erlebt und erschaut hat. Zwischen den Siedlungen sind riesige Gärten, darin sich die Wesenheiten von anderen Teilen der Stadt treffen können. Ihr müßt euch eine solche Stadt nicht so dicht bevölkert vorstellen wie bei euch, wo sich Haus an Haus reiht. Im Himmelreich ist das viel ausgedehnter, es ist viel mehr Platz da.

In einer solchen Stadt stehen zwar alle Bewohner auf der gleichen Entwicklungsstufe; es haben aber nicht alle die gleiche Intelligenz. Vielmehr wird darauf geachtet, daß sie ihrem Empfinden nach zusammen harmonieren und dadurch fähig sind, sich in ihrem Tun gegenseitig zu unterstützen. Sie haben ihre Gebets- oder Andachtshallen, wie er sie nannte. Ich möchte dazu ergänzend sagen: es sind Hallen, worin die Wesenheiten von Engeln Gottes im Heils- und Ordnungsplan unterwiesen werden, und es ist selbstverständlich, daß dort zur Ehre Gottes gesungen und daß Gott geehrt und gepriesen wird. Die Zusammenkünfte finden hauptsächlich in diesen Hallen statt. Nur in besonderen Fällen kehren die Engel Gottes hier in einem anderen Hause ein. So werden alle, für die sich die Gottesengel besonders interessieren, zusammengerufen und in diese Tempelhallen geführt. Hier wird dann auch von ihrer Tätigkeit gesprochen, wie euch erzählt wurde. Die einzelnen werden angespornt, es wird besprochen

und vereinbart, was für ihren weiteren geistigen Aufstieg Neues zu schaffen sei.

Wenn ein solcher Geist wieder Mensch wird, überträgt er dann, sofern keine schwerwiegenden Belastungen dem entgegenstehen, sein Wissen und Können nach Möglichkeit ins Irdische. Oft wird gestattet, daß einer durch verschiedene Erdenleben hindurch seine Fähigkeiten sogar immer noch verbessern kann. Ihr dürft euch aber nicht vorstellen, es gäbe nur in eurer Welt einen Fortschritt, sondern ein solcher geht sozusagen auf gleicher Weise auch im Geistigen vor sich, wo dieselben Interessen bestehen, auch beispielsweise für die Technik. Auf Erden ist nur eben alles der materiellen Welt angepaßt.»

Auf eine Frage hinsichtlich der Interessen der Mutterseele und ihres Sohnes antwortete Josef:

«Gewiß gingen ihre Interessen auseinander, aber entwicklungsmäßig stehen sie sozusagen auf gleicher geistiger Höhe, und darum durften sie zusammen in dieser Stadt bleiben. Die Mutterseele hat sich jedoch ganz bestimmt nicht für den Häuserbau interessiert, einem weiblichen Wesen liegen andere Aufgaben besser. Zufolge seiner großen Verdienste im menschlichen Leben hatte er in diese schöne Sphäre eingehen und dort seiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen dürfen; doch hatte er auch verschiedenes gutzumachen, und auch er mußte durch die Läuterung gehen. Davon hat er eben nicht gesprochen, sondern nur von seiner interessanten Beschäftigung, für die er ganz eingenommen ist.

Ihr könnt daraus ersehen, daß ein solcher Geist eben gern das zum Ausdruck bringt, was ihm naheliegt. Obwohl er schon einige Jahrzehnte im geistigen Reiche ist, beschränkt sich sein Wissen, solange er sich nur auf seine Tätigkeit konzentriert, auf eben diese. Da er aber eine wertvolle Arbeit zu leisten imstande ist, und da er sich mit den anderen Wesen, mit denen er zusammenwirkt, gut versteht und keinen Anlaß zu Klagen gibt, darf er diese Arbeit wohl tun. Denn die höheren Geistwesen wissen ganz genau, wen sie wohin zu führen haben. Zwar kommt es vor, daß

man einen Geist aus seiner Umgebung herausholt, weil er Anlaß zu Ärgernis gibt. Doch wird er deshalb nicht aus der Sphäre verbannt, er bleibt in ihr – diese ist ja so groß und bietet so viele Möglichkeiten, ihn an einem ruhigen Ort zur Besinnung zu bringen.»

Frage: Inwieweit war und ist das Kunstschaffen dieses Geistes David etwa der Inspiration höherer Lichtwesen zuzuschreiben?

Josef: «Er hatte dieses Talent im menschlichen Leben, und es blieb ihm auch im geistigen Reiche. Hier durfte er dem, was er im Erdendasein erlernt und gewußt, was er gefördert und gepflegt hat, wieder begegnen, nur daß er in dieser Stadt den geistigen Formen gegenübersteht. Dieses Schöne und Wertvolle, das ein Wesen hier sieht, erweckt nun in ihm selbst wieder Ideen und veranlaßt es zu weiterem Schaffen. Es ist dies nichts anderes als ein Zusammenfließen dieser wunderbaren geistigen Kräfte, die diese Wesen zu solch großen Leistungen befähigen. Wunderbare Gaben Gottes setzen den Einzelnen zu diesem künstlerischen Schaffen instand – aber es muß aus ihm selbst kommen.

In diesen hohen himmlischen Bereichen gibt es Sphären, in denen Engel Gottes untereinander wetteifern in den Künsten. Höchste Anforderungen werden an sie gestellt, und ihre Leistungen werden – wie bei den Menschen – immer wieder der Kritik unterzogen, auf daß sie immer noch höhere und glänzendere Leistungen vollbringen. Aber darin unterscheiden sie sich von den Menschen: während diese nur danach trachten, anerkannt und umjubelt zu werden, wirkt man im Himmelreich nur für Gott und für die Vermehrung der Schönheiten seiner Schöpfung, nicht aus persönlichem Ehrgeiz heraus, sondern zur Ehre Gottes und zur Freude aller Geschwister, die sich wiederum in diesem Schaffen ergänzen.

Ihr dürft nicht meinen, in diesen höheren Himmeln verharre alles auf ewige Zeiten so, wie es einst geschaffen wurde. Das wäre ja langweilig... Sondern es herrscht stets eine freudige Spannung, wenn diese höheren Wesenheiten an ihre schöpferische

Arbeit gehen, man ist in froher Erwartung, was wohl wieder Neues geschaffen wird, und alle erfreuen sich immer wieder an den neuentstandenen Schönheiten, die das geistige Reich so vielseitig und fesselnd machen. Immer stehen einem wieder neue Überraschungen bevor. Ihr könnt euch das gar nicht vorstellen . . . »

Frage: Wenn ich recht verstehe, wurde hier ein neuer Stil geschaffen. Ist da anzunehmen . . .

Josef: «. . . daß mit der Zeit im Erdenreich etwas in ähnlicher Art entsteht, ja! Dies ist dann so, daß die im Jenseits daran beteiligten Geister derart davon durchdrungen sein werden, daß sie bei ihrer Wiedergeburt das Neue in diese Erdenwelt hineintragen. Bis dahin kann es aber noch einige hundert Jahre dauern, das heißt bis das dort im Entstehen Begriffene ins Erdenreich getragen wird.»

13. AGNES

BELOHNUNG EINER SCHWERGEPRÜFTEN MUTTER

Kundgabe vom 4. November 1959

Liebe Geschwister, ich will versuchen, euch etwas aus meinem Leben auf Erden zu erzählen, das sehr schwer war, und was mich infolgedessen im Jenseits erwartete.

Ja, ich hatte es sehr schwer im Leben. Ich hatte fünfzehn Kinder und einen Mann, der trank und sehr rauh und gewalttätig war. Ich hatte ein furchtbares Dasein neben ihm, harrte aber aus. Ich hatte zu Gott gebetet, daß er mir Kraft gebe, den Kindern zuliebe auszuharren. Das Brot war sehr karg, und ich hatte mir manchen Geldschein durch zusätzliche Arbeit erwerben müssen, so gut es eben ging. Von einem ordentlichen Haushalt, wie ihr ihn heute gewöhnt seid, war keine Rede. Man hatte nur gerade die Gegenstände, die man unbedingt braucht, und man legte zwei, drei Kinder in ein Bett – und zwar waren es ja auch nur Laubsäcke, worauf man schlief. Was ich mir hinzuverdienen konnte zwischendurch, geschah durch Nachtwachehalten bei Kranken, auch durch sonstige Krankenpflege tagsüber – ich mußte ja – oder durch Reinmachearbeiten, wie es gerade ging.

Aber auch so reichte es nicht immer. Dann ging ich jeweils zum Pfarrer. Er kannte mich, und ich klagte ihm mein Leid. Er wußte freilich schon darum. Wenn ich zur Beichte ging und ihm von meinem schweren Leben erzählte, daß trotz meiner zusätzlichen Arbeit das Brot für so viele Kinder nicht reiche, schob er mir fast jedesmal einen Geldschein durch das Gitter. Er war so gut zu mir und sagte, ich dürfe mich immer melden, er werde mir nach besten Kräften beistehen. Mein Mann durfte davon nichts erfahren; denn er wollte vom Pfarrer nichts wissen, und nichts von Religion. Aber er erkundigte sich auch nicht, woher denn die Kinder das Essen hätten. Das war ihm gleichgültig.

So habe ich das schwere Leben durchgehalten. Auch meine letzten Jahre waren nicht leicht. Die Kinder hatten für sich selbst zu sorgen, und ich mußte mich eben so durchschlagen, wie es

gerade ging. Man kannte keinen Wohlstand. Überall war Armut. Aber ich hatte einen festen Glauben an Gott. Ich war fromm. Ich wußte, daß Gott mir beistehen und daß mein Ausharren auf irgendeine Weise belohnt würde. Doch hatte ich nicht eigentlich darauf gerechnet.

Als ich endlich vom Erdental abtreten durfte, wurde ich von wunderschönen Engeln empfangen.

Ich konnte es fast nicht für wahr halten. Hier muß ich noch hinzufügen, daß es mir die Mitmenschen auch nicht leicht gemacht hatten. Ich und meine ganze Familie wurden oft verspottet wegen der Rauheit und Betrunkenheit meines Mannes und wegen alledem, was er zu unserer Schande und zu unserem Unglück anstellte. Dadurch war auch auf die Familie kein Glanz gefallen. Man hatte sich vielmehr von uns abgewandt, die wenigen Menschen ausgenommen, die mich brauchen konnten für Nachtwachen oder sonstige Pflege. Es waren ja auch wieder nur Arme, bei denen es nicht viel zu verdienen gab.

Als ich nun im Jenseits meine Augen geöffnet hatte und so umherblickte, war ich erstaunt ob der Schönheit, die mich von allen Seiten anstrahlte, wie über die Aufmerksamkeit, die man mir schenkte. So etwas hatte ich im menschlichen Leben nicht gekannt. Dort hatte man sich von mir abgekehrt. Hier schienen sie alle in Scharen auf mich zuzukommen, mir zuzurufen, zu lachen und zu singen. Und sie nahmen mich bei den Händen und fingen gleich einen Reigen mit mir zu tanzen an. Ich war mir gar nicht klar, weshalb das alles. Doch zu meiner Seite war mein Schutzengel, und er riß mich sozusagen mit, da ich mich noch so schwach und kraftlos fühlte. Aber ich begriff nicht, warum das alles. So konnte ich nur bewundern.

Doch kam eine große Müdigkeit über mich, und ich hatte nur den einen Wunsch, etwas auszuruhen. Man ließ mich darum auch eine Zeit allein, und ich durfte ruhen. Allein mein Schutzgeist blieb bei mir. Er erzählte mir sonderliche Dinge über das Leben, das jetzt beginnen werde. Meine Gedanken schweiften aber ganz natürlich wieder ins Erdenreich zurück, zu meinen Kindern. Sie selbst hatten auch wieder Kinder, und so war ich auch um sie besorgt. Der Engel aber klärte mich auf, daß auch

sie im Erdenreich ihren Weg finden müßten (keiner ist ja ohne Schutz von oben), während mir jetzt besondere Ehrungen und Aufgaben bevorstünden.

Nachdem ich mich ganz erholt hatte, kamen die herrlichen Wesen wieder und baten mich, ihnen zu folgen. Sie hätten mir verschiedenes mitzuteilen und wollten mir einen Einblick in die Himmel geben. Unter ihnen war ein Engel, der eine führende Rolle zu spielen schien. Er rief die anderen bei Namen zu sich heran, gab ihnen Anweisungen, und sie gehorchten ihm raschestens. Dann führte man mich in ein schönes, prachtvolles Haus hinein; hier sollte ich vorerst wohnen. Nicht etwa allein, sondern mit vielen zusammen. Das machte mir keine Sorgen. Ich wollte ja gerne in Gemeinschaft mit ihnen leben. Dann aber sprachen sie davon, ich solle jetzt eine besondere Stellung einnehmen, man werde mir die Verwaltung verschiedener geistiger Bezirke übertragen. Da kam aber doch ein Gefühl der Unsicherheit über mich, und ich sagte: «Ich glaube kaum, daß ich fähig bin, etwas so Besonderes auf mich zu nehmen und zu leisten . . . »

Man versicherte mich jedoch, ich hätte ja meine Berater. Sie würden mir mit Rat beistehen und mich über alles unterrichten, wie ich zu entscheiden hätte. Das werde sich alles von selbst ergeben, ich brauchte mich also vor meiner Aufgabe gar nicht zu ängstigen, vielmehr solle ich nur mit Freuden das annehmen, was man mir anbiete.

Ich wurde aber das Gefühl der Unsicherheit nicht recht los. Denn eben noch war ich ja ein Niemand auf Erden gewesen, von dem man sich abgekehrt hatte. Und nun sollte mir plötzlich so viel Ehre zuteilwerden . . . Das konnte ich einfach noch nicht fassen.

– «Du hast dich auf Gott verlassen», sagte man mir, «du standest in enger Beziehung zu Christus, und du hattest dir immer seine Leidenszeit und das Kreuz vor Augen gehalten, ja du hast dich sozusagen nur an dieses Kreuz des Erlösers gehalten. Nun wirst du für dein Ausharren belohnt.»

Während wir unterdes durch prachtvolle Gärten, durch wunderschöne Alleen und Wälder wanderten, da begegnete ich so manchem, den ich noch vom Erdenleben her kannte. Sie kamen alle auf mich zu, erfreut mich zu sehen, als ob sie es für selbst-

verständlich hielten, daß mir solches zuteil wurde. Auch ich bezeigte ihnen gegenüber meine Freude, angenehm überrascht, sie auch hier zu treffen. Es machte mir aber bald den Eindruck, als wenn gerade diese Seelen mir alle direkt in den Weg geführt worden seien, so daß sie mir begegnen mußten, gewissermaßen um mir ihre Reverenz zu machen und mich zu begrüßen. Denn es war zu auffallend, und ich überlegte mir: der Himmel ist doch so unendlich groß – wie ist es da nur möglich, daß ich da aus meinem Dorf hierher komme und nun plötzlich diesen allen begegne?...

Ich dachte mir also schon, daß da etwas dahinter sei, und dies wurde mir auch bestätigt.

– «Diese Wälder, diese riesigen Felder und Blumengärten, durch die wir nun schreiten, stehen unter deiner Obhut. Du wirst ihre Verwalterin sein, so weit du sehen kannst!»

Erstaunt fragte ich – denn ich war mit den Gebräuchen der jenseitigen Welten noch nicht vertraut –:

«Ich habe geglaubt, der liebe Gott verwalte alles selber; wie soll ich denn hier Verwalterin sein?...»

– «Du sollst freilich nicht etwa dies alles als dein Eigentum betrachten», war die Antwort. «Alles ist Eigentum des lieben Gottes. Aber er läßt es verwalten und in Ordnung halten von seinen Getreuen. Wir werden dich nun mit allen bekannt machen, die sich nach deinen Anweisungen zu richten haben.»

«Ich kann doch nicht wissen, was richtig ist, und was falsch!...», erwiderte ich.

– «Wir haben dir ja gesagt, daß du deine Berater haben wirst», erhielt ich beschwichtigend zur Antwort.

Da kam mir der Gedanke, daß man mir damit wohl eine Ehrung zuteil werden ließ. So ist es! dachte ich bei mir. Denn alles das ist ja weder mein Eigentum, noch habe ich Kenntnis von all diesen Dingen und wie es zugehen soll. Damit hatte ich schon so ungefähr das Richtige erahnt. Und dann standen sie, diese Berater, auch schon neben mir, und sie schritten voller Stolz durch diese prachtvollen Wälder.

Dazu möchte ich euch noch etwas erklären. Stellt euch nun vor, ein Wald im Geisterreiche wäre genau so ein Wald wie bei

euch, auf Erden. Natürlich findet ihr in ihm alle Arten von Bäumen. Und ich möchte hinzufügen: nicht nur Bäume, wie ihr sie habt. Wir haben alles. Auch Bäume, wie sie in südlichen Ländern vorkommen; auch solche aus dem Dschungel. Alles ist vertreten, und zwar ohne ein Durcheinander. Dazu gibt es wundersame, schön gepflegte Wege. Man schreitet auf ihnen dahin wie auf einem weichen grünen Teppich. An den Bäumen findet man herrlich leuchtende Pilze. Riesige Pilze sind es, in allen Farben. Als weitere Besonderheit gibt es auch (geistige) Steine von unerhörter Farbenpracht, von den kleinsten bis zu den größten. Ja, ich möchte sagen, fast so groß wie ein Mensch liegen solche funkelnde, glitzernde Steine umher. Ich erkundigte mich, welche Bewandtnis es mit ihnen habe; man sagte mir, es sei ein kostbares Gut, auf das ich gut Acht haben sollte.

– «Du wanderst jetzt mit uns durch diesen Wald», sprachen meine Begleiter, «und wenn du umherschaust, siehst du noch andere Wesen durch den Wald schreiten und ihn bewundern. Es sind Wesen darunter, die auch noch nicht allzu lange im Geisterreiche sind und die man zu ihrer Beruhigung und Erholung durch diesen Wald führt. Dann aber gibt es unter ihnen auch sogenannte freie Geister, die wohl in die Ordnung des Herrn berufen sind, aber eine große Freiheit genießen und sich auf verschiedenste Weise betätigen.»

Diese Wesen hätten also auch die Möglichkeit, ganze Stücke von diesen Steinen wegzutragen. Sie dürften auch von den herrlichen Pilzen an sich nehmen, ja sogar Bäume dürften sie nach Belieben anderswohin verpflanzen. Doch wer solches beabsichtige, müsse vorher genauestens eine Bewilligung einholen. Denn wenn ein jeder Geist nach Belieben schalten und walten würde, gäbe es bald ein Durcheinander im geistigen Reiche. Auch in den höheren Sphären, wo schon ein gewisser Reichtum zur Verfügung steht, brauche es eine Bewilligung, wenn jemand etwas fortnehmen oder verpflanzen wolle.

Und diese Bewilligung sollte ich jeweils geben dürfen... Aber wie konnte ich wissen, wo ich Ja und wo Nein sagen sollte? Was man nehmen durfte, und was nicht? Nun, zahlreich waren die Berater um mich. Sie kannten jene schon, die in diesen Wäl-

dern ihren Wünschen nachgehen wollten. Sie wußten schon, wem sie diese Wünsche ganz erlauben durften, wem nur in begrenztem Maße und wem nicht. Nicht, daß man es ihnen einfach verweigert hätte, etwa weil sie sich nicht darum verdient gemacht hätten, in dieser Welt zu leben. Sondern sie mußten sich an eine genaue Ordnung einfach erst noch gewöhnen. Man erklärte mir, daß auch unter diesen guten Seelen, die als gute, liebe Menschen gelebt und darum diesen schönen Himmel verdient hätten, eben noch nicht alle richtig Bescheid wüßten, wieviel man von diesem verpflanzen und von jenem wegnehmen dürfe und so weiter. Sie sind noch genau so wie als Menschen: die einen sind sehr sparsam, die anderen womöglich geizig, wieder andere sehr großzügig. Dies alles liegt noch in ihrer Seele. Und so möchte der Großzügige eben gleich haufenweise wegtragen, das findet er selbstverständlich, während der andere sehr sparsam damit umgeht. Wieder ein anderer kann sich darüber irgendwelche Gedanken machen und diese im Gespräch mit anderen Seelen ausdrücken. Auf solche Weise könnte es gar zu Unfrieden kommen. Bei Seelen, die noch nicht die höchste Stufe der Reinheit und der Läuterung erreicht haben, besteht noch große Gefahr, daß sie bei diesem Besitzergreifen bald schon in Versuchung geraten, solche Dinge in ihr Haus zu tragen, um es zu verschönern – und dies eigentlich nur für sich selbst.

Dies nur als Randbemerkung, damit ihr Kenntnis davon erlangt, wie streng in den göttlichen Welten – auch da, wo ein Wesen große Freiheit besitzt – auf Ordnung gehalten wird. Ihr habt bestimmt schon davon gehört, daß man sich in der geistigen Welt auch künstlerisch betätigen kann. * Das dafür Nötige kann man sich beschaffen oder bringen lassen, es gibt ja so vielfältige Möglichkeiten der Betätigung.

Nun sollte ich also über diese Gärten, Wälder und Felder, die man mir zugeteilt hatte, ein wachsames Auge haben, damit alles in Ordnung ging und diese Wesenheiten sich an eine Ordnung gewöhnen konnten. Meine Berater ließen mich ja in jedem Falle wissen, wie zu verfahren war. Ich selbst erfreute mich an dieser Farbenpracht des Waldes. Er ist ja nicht nur so von sanftem

* Vgl. z. B. den Bericht von David auf S. 226 ff.

oder dumpfem Grün wie auf Erden, er ist viel farbenprächtiger. Und dann eben diese Zugaben an wunderschönen Pilzen und funkelnden Steinen und manch anderen Dingen. Ich kann sie aber für eure Begriffe nicht erklären . . .

Doch möchte ich noch die Schönheit der vielen Gärten erwähnen, die voll der wunderbarsten Blumen sind. Hier sah ich auch vereinzelt Seelen mit ihnen beschäftigt. Man erklärte mir, sie hätten die Aufgabe, von den Blumen einzusammeln und sie anderswohin zu verpflanzen, und zwar wiederum für andere Wesen. Man habe im geistigen Reiche viel Verwendung für Blumen, und so würden zu diesen Arbeiten immer wieder Seelen herangezogen. Man fertige aus Blumen Teppiche an für höhere Sphären. Oft würden solche aus kleinsten Blümchen hergestellt, dann wieder nur aus großen Blüten und wunderbaren farbigen Blättern. Alles werde sorgsamst ausgesucht.

Ihr Menschen neigt dazu zu meinen, im Himmelreich brauche man nur einen Wunsch zu denken, und schon wäre alles da. Würdet ihr nur einmal darüber nachdenken, so müßtet ihr erkennen, daß in diesen Sphären bald Unfriede wäre. Darum muß alles sozusagen gleicherweise erarbeitet werden wie bei den Menschen. Nur arbeiten wir im geistigen Reiche nicht im Schweiße unseres Angesichtes um Brot und Lebensunterhalt. Sondern unsere Arbeit ist etwas Befreiendes, Erlösendes, etwas Herrliches. Wir sind uns bewußt, daß wir es nicht für uns tun, sondern daß wir es wirklich für den Himmel, für Gott tun müssen. Die Arbeit sei, wie sie wolle, und wenn einer nur immer genau dieselben Blättchen für einen bestimmten Zweck zusammensucht, so geht es doch einfach darum, daß der betreffende Geist den Gehorsam und Arbeitseifer aufbringt, wie er nötig ist, um von hier herausgezogen und höhergeführt zu werden. Mancher muß freilich auf seinem Läuterungsweg im Jenseits eine Arbeit leisten, die ihm nicht gefällt. Mancher meint, er könnte seiner Intelligenz entsprechend eine wichtigere Aufgabe erfüllen. Vielleicht muß er aber zuerst einmal erniedrigt werden, zu seiner Läuterung. Vielleicht nur auf kurze Zeit . . .

Sonderbare Dinge bringt die geistige Erde dieser Felder hervor, und diese werden eingesammelt und fortgetragen. Doch muß

alles auch beaufsichtigt werden von Wesenheiten, deren Zahl genau festgelegt ist, sei es in diesen Feldern, sei es in den Gärten oder Wäldern. Alles geht nach einer gestrengen Ordnung.

Meinem Bereich ist auch noch ein Fluß zugeteilt. Ein Fluß! ... Ich konnte weder verstehen noch begreifen, was ich denn an diesem Flusse zu verwalten hätte.

– «Wenn du gut hinschaust, dann mußt du doch die Brücken erkennen, die darüber führen», ward mir zur Antwort. «Schau hin, wie kunstvoll sie gebaut sind, wie seltsam sie aussehen! ...»

Dem allem hatte ich noch gar keine Aufmerksamkeit geschenkt. Ich hatte den Sinn dafür noch nicht entwickelt, etwas zu schätzen oder den Wert einer Kostbarkeit zu erkennen. All so etwas lag mir ja noch nicht vom Erdenreich her. Ich mußte also zuerst unterscheiden lernen, was von geübten Künstlerhänden geschaffen wurde und was von Anfängern. Indem man mir dann diese Brücken zeigte, erklärte man mir:

– «Es werden noch andere kommen und auch ihre Brücken über den Fluß bauen wollen, denn sie möchten auf die andere Seite des Flusses gehen. Sie dürfen es aber nicht ohne dein Einverständnis.»

Ohne mein Einverständnis! ... Nun, ich hatte ja meine Betreuer und Berater, die dieses Einverständnis aussprachen. Aber jene kamen zu mir, um sich zu erkundigen, wo sie ihre Brücke über den Fluß bauen dürften. Sie sollten sich in dieser Tätigkeit üben. Andere wieder wollten den Weg über den Fluß für andere Seelen bahnen. Auch dies wurde aufs genaueste beobachtet und gelenkt. Meine Berater erklärten den Bittenden, auf welche Art und Weise es ungefähr geschehen müsse und wie der Bau sein solle. Dann machten sich diese Seelen an die Arbeit, die ihnen zum einen Freude bereitete, während sie zum andern auch für die geistige Welt einen Sinn hatte.

Man soll also nicht meinen, daß man im Geisterreich nur die Hände zu falten brauche. Nein, man muß arbeiten. Sind dann diese Brücken gebaut, dann haben Wesen auf der anderen Seite die Möglichkeit, zu den glücklicheren Geistern auf unserer Seite herüberzukommen und unsere schöne Welt zu bewundern. Denn sie mußten vielleicht jenseits des Flusses gebannt leben; erst

wenn man ihnen eine Brücke baut, dürfen sie herüberkommen.

So hat alles, was man tut, seinen Sinn. Indem man zuerst irgendeine Arbeit ausführt, wird man genau auf seine Fähigkeit geprüft, wo man in Zukunft eingereiht werden kann, um an der Erfüllung des Heilsplanes mitzuwirken. Ihr könnt daraus wieder sehen, wie sehr sich die höhere Geisteswelt bemüht, jeder Seele eine Arbeit zuzuweisen; denn nur durch Arbeit finden sie ihren Weg aufwärts. Zu dieser müssen sie erst einmal gefügig gemacht werden. Es ist ja nicht so, daß man in diesen Ebenen zwangsmäßig arbeiten müßte wie der Mensch, dem vorgeschrieben wird, was er an einem Tag unbedingt vollbringen muß, wenn er seine Stelle nicht verlieren will. Nein, bei uns spielt die Zeit keine solch große Rolle wie bei euch. Man baut etwas, man bricht es wieder ab, man kommt mit neuen Ideen und baut wieder weiter. Eine Zeit wie die Menschen kennen wir nicht. Es wird viel mehr Wert auf das Schöne, das Künstlerische gelegt.

So werden diese Wesenheiten je nach ihrer Veranlagung, nach ihren Talenten herangezogen, die einen zu einer schwereren Arbeit, die anderen zu einer leichteren. Ja, so sah ich, wie in der geistigen Welt gearbeitet wird.

«Wie habe ich denn diese Vorzugsstellung verdient?», fragte ich meine Berater. «Gehöre ich nicht eher auch zu all jenen, die in Scharen arbeiten? Warum soll ich die Verwaltung führen, wo ich doch nichts davon verstehe?»

– «Es muß dir die Ehre gegeben werden», antworteten sie. «Sie müssen zu dir kommen und dich kennen lernen, und sie werden alle ehrfurchtsvoll von dir sprechen. Denn sie werden auch erfahren, wie schwer du durchs Erdenleben mußtest und daß du diese Vorzugsstellung nur durch dein in Geduld ertragenes, schweres Dasein errungen hast.»

Einmal begegnete ich auch einer bekannten Seele. Sie sah, welche Aufmerksamkeit man mir schenkte, und kam erfreut auf mich zu, ergriff meine beiden Hände, küßte sie und sprach: «Ja, du hast im Erdenleben nicht nur ein Kreuz getragen, du hast sieben Kreuze auf einmal getragen, das ist doch dein Verdienst, darum bist du zu dieser angesehenen Stellung gekommen.»

Solche Komplimente hörte ich nicht gerne. Freilich, es tat mir wohl, nach meinem schweren Leben nun diese Freiheit zu genießen. Nun brauchte ich keinen Hunger mehr zu fürchten und nicht mehr darüber nachzusinnen, ob genügend Brot oder Suppe für den andern Tag vorhanden sei. Ich hatte auch nicht mehr die Schläge und Schimpfworte meines Mannes zu fürchten. Nun war ich frei.

Doch was ich noch tun mußte: ich betete für meinen Mann. Denn ich war vor ihm ins geistige Reich gekommen. Noch war er zurückgeblieben. Aber es ging auch nicht mehr lange, da hat man mich gerufen, ihn abzuholen.

Es war eine jämmerliche Gestalt, die ich da vor mir sah. Ja, er war als Geist genau das, was er als Mensch gewesen. Ich mußte ihn mit den Engelwesen in die Finsternis hinein begleiten, wo er für lange Zeit an einen ganz bestimmten Ort gebannt, verbannt wurde. In dieser Dunkelheit sollte er sich zuerst einmal auf sein furchtbares Erdenleben besinnen und einsehen, was für ein schreckliches Dasein er geführt und wieviel Schmerz er anderen zugefügt hatte. So gerne hätte ich ihm dieses Leben in einer himmlischen Welt vergönnt, dessen ich mich erfreuen durfte. So habe ich oftmals im stillen zu Gott gefleht: «Erbarme dich doch seiner!» Jedesmal, nachdem ich gebetet hatte, nickte mir einer meiner Begleiter, der es bemerkt hatte, stumm zu mit einem Lächeln, als wolle er sagen: «Ich weiß schon, gute Seele! Es hilft ihm aber nichts. Vorerst hat er lange dort zu sühnen ...»

Aber ich betete trotzdem immer wieder. Ich wollte ihn ja nicht vergessen, ich wollte weiter für ihn bitten. Die Engelwesen begegneten mir mit einem mitleidsvollen Lächeln, und ich mußte mich von ihnen darüber aufklären lassen, daß er trotz meiner Bitten nicht eher frei werden könne, bis er einsichtig geworden und seine Seele etwas geläutert sei. Wenn es einmal dahin gekommen sei, dann dürfe ich auch zu ihm gehen und ihn trösten – später!

Nun, ich freute mich ja an meinen Aufgaben, und es ging nicht mehr allzu lange, daß man mich auf das Sterben eines meiner Kinder aufmerksam machte. Wieder ging ich mit den Engelwesen und holte es ab. Nach und nach kamen auch weitere nach,

und natürlich war die Wiedersehensfreude groß. Sie bewunderten mich – ich hatte ja auch ein ganz besonderes Aussehen und Gewand, so daß alle, die in derselben Sphäre wohnten, es gleich sahen, daß ich eine besondere Stellung einnahm. Deshalb brauchte ich mich auch niemandem vorzustellen. Natürlich wünschten meine Kinder, auch zu diesen Höhen zu gelangen. Da mußten die Engel ihnen sagen:

– «Eure Mutter hat so viel geduldig getragen. Noch könnt ihr nicht in diese Heimat kommen, noch bleibt sie euch unzugänglich. Wenn aber auch ihr eure Aufgaben erfüllt, steht euch dieser Weg gleichfalls offen. Bis dahin wird euch eure Mutter jeweils besuchen.»

Es war zuerst eines gekommen, dann ein zweites, ein drittes, und ich durfte sie dann und wann besuchen. Das bedeutete mir immer eine große Freude, weil ich sie unterrichten und ihnen den Weg zeigen durfte. Ich machte ihnen klar, daß es auf ihren Eifer und guten Willen ankomme, alles zu leisten, was man von ihnen verlange, und ich sagte ihnen, sie sollten sich im Gebet zu Gott hinwenden, ihn preisen und loben, denn dadurch werde ihnen der Weg zu höheren Welten erleuchtet.

Dies ist also meine Stellung, und ich kann fast sagen, ich habe mich etwas an sie gewöhnt. Sowie ich mit der Zeit meine eigenen Erkenntnisse erworben hatte, hat man auch die Verantwortung langsam an mich abgetreten. Aber noch stehen mir Berater zur Seite, wenn auch nicht mehr so zahlreich wie zuvor. Ich kann nun wirklich selbst entscheiden, was da gemacht und was dort weggetragen werden darf, und was nicht. Und wenn ich von «wegtragen» spreche, ob es sich nun um einen großen wunderbaren Stein oder sonst etwas handelt – immer wächst ein neuer wieder nach. Gleich beginnt das Wachstum, und nach einer gewissen Zeit steht wieder einer da. Nicht mehr in ganz derselben Form und Farbe, wieder ganz anders; aber ich möchte damit sagen, die Stelle bleibt nicht leer. In dieser geistigen Erde befindet sich die Wurzel, aus der sich ein neues Wachstum entfaltet. Man könnte also in keiner Weise die himmlischen Welten etwa «ausplündern», das Schönste wegtragen, oder gar irgend etwas vernichten. Die Geistwesen, denen der Zutritt zu diesen Sphären

erlaubt ist, können mit diesen geistigen Stoffen Häuser bauen, Statuen, Brücken, Tempel und noch so vieles andere mehr.

Auch sollt ihr nun nicht meinen, dies alles hätte schließlich etwa keinen Platz mehr... Ach, liebe Geschwister, ihr könnt euch ja keine Vorstellung machen von den Weiten des Himmelreiches. Da hat es ja noch für so vieles Platz, und es kann noch unendlich viel wachsen. Nebenbei sei noch erwähnt, worüber ich auch aufgeklärt wurde: das Schaffen in diesen schöneren Sphären ist ja, ich sagte es schon, etwas Erbauendes. Die daran beteiligten Wesenheiten freuen sich, an der Vielfalt der himmlischen Pracht mitwirken zu dürfen. Sie erstellen immer wieder Neues, auf daß der Himmel in immer neuer Herrlichkeit erscheine. Immer wieder wird ausgewechselt, oder es werden Lükken ausgefüllt. Aber was ich dazu eigentlich sagen möchte: in den tieferen Ebenen, wo ähnlich vorgegangen wird, da geschieht es, daß ganze Sphären verändert werden.

Dazu bedarf es aber der Mitwirkung höherer Engel des Himmels. Sie vermögen eine vollständige Umwandlung zu bewirken; sie können in diesen tieferen Sphären alles Gebildete, alles Wachstum auflösen. Dann nämlich, wenn es darum geht, alles von Grund auf neu und schöner zu gestalten. Nur kann das kein Geist allein von sich aus tun. Denn bedenket: auch hier würde mancher mit seinem Bereich, in dem er lebt, so umgehen, daß man nicht mehr von einem harmonischen Ganzen reden könnte. Viel braucht es nämlich, bis sich die Wesen in diesen Sphären so weit vervollkommnen und bis sie sich über den Geschmack in Sachen Schönheit so einig geworden sind, daß die Harmonie bewahrt bleibt.

Hieraus mögt ihr erkennen, wie notwendig diese straffe Ordnung ist und daß alles überwacht werden muß. Vielleicht habt ihr schon davon gehört, daß gewisse Sphären aufgelöst und dafür andere geschaffen werden. * Das Niedere, Unschöne wird aufgelöst, und dafür wird Besseres geschaffen. Aber wenn eine tiefere Sphäre aufgelöst und schöner aufgebaut werden kann, dann beteiligen sich daran unendlich viele Engelwesen...

* Vgl. die Andeutungen darüber in «Botschaften aus dem Jenseits» Bd. III, S. 71/72 (Verlag Geistige Loge, Zürich 1951).

So gibt es immer genügend Arbeit im Geisterreich für die neuen Seelen, die wieder kommen. Denn die Entwicklung geht in allen Dingen aufwärts. Und so geschieht es, daß eine nicht mehr bevölkerte Sphäre, deren Bewohner alle aufgestiegen sind, dann eben so umgestaltet wird, daß sie abermals Gelegenheit zum Schaffen bietet: jetzt aber für höherentwickelte Wesen. Wenn dereinst, wie die Engelswelt mich belehrt, die Vereinigung *aller* Wesen stattgefunden hat, dann soll der ganze Himmel in harmonischer Einheit und Pracht sein. Dann wird man nichts mehr von verschiedenen Stufen und Sphären wahrnehmen, sondern alles bildet dann eine Einheit.

Doch um diese Einheit zu erreichen, braucht es die tatkräftige Mitarbeit eines jeden Menschen und eines jeden Geistes. Jeder muß das Äußerste dazu hergeben – so erklärt man uns. Freilich sehen wir auch, wie unendlich lange es noch dauern wird, bis diese himmlische Pracht durchgehends besteht. Denn vorerst sind es ja nur wenige Stufen, die aufgelöst und in höhere umgewandelt werden konnten. Aber dereinst müssen auch all jene Stufen, die noch nicht schön sind, in derselben Pracht und in demselben Glanz erstrahlen wie die höchsten Stufen, wo Gott wohnt...

Könnt ihr euch vorstellen, wieviel da noch gearbeitet werden, wieviel geändert und umgestaltet werden muß? Es ist für uns Geister schwierig, den Menschen das nahezubringen, weil sie es einfach nicht begreifen wollen, daß man bei uns auch arbeitet. Es ist dies geradezu eine Notwendigkeit. Ihr erinnert euch ja an das wunderbare Zusammenleben der Geister vor dem Abfall. Sie mußten nicht arbeiten. Sie hatten es schön, so schön!... Das aber wurde vielen zum Verhängnis. Wenn ihr etwas mehr über meine Erklärung nachdenkt, werdet ihr vieles besser verstehen.

Ich bin im Jenseits so glücklich, so unendlich glücklich... Wenn ich mir dagegen mein schweres Erdenleben in Erinnerung rufe... Aber es war ja so kurz! Nun, man sagt mir, daß ich euch genug erzählt habe. Mein Name ist Agnes. Ich will gerne annehmen, auch euch in der himmlischen Welt begrüßen zu dürfen, und ich werde mich freuen, wenn ihr über die Brücke schreitet,

oder wenn ihr selbst eine Brücke baut über den Fluß und kommt und zu mir sagt: ‹Ich hörte einst deine Erzählung, nun darf ich auch in deinen Gärten tätig sein – oder hast du mir etwas anzubieten?› Ja, ich hätte euch vieles anzubieten aus meinem Himmel!... So gehe ich wieder an meine Arbeit. Möge Gottes Segen immer bei euch verweilen! Gott zum Gruß!

*

Frage: Ist es so, daß der Mutterseele Agnes zufolge ihrer äußerst schweren Lebensbedingungen eine eigentliche Läuterung erspart bleiben durfte?

Josef: «Ihr sollt wissen, daß Gott einem solch schwergeprüften Menschen – auch wenn er gestrauchelt ist, wie es bei euch und einem jeden Menschen geschieht – von Anfang an einen Teil seiner Schuld vergibt. Des weiteren hat eine solche Seele in ihrer jenseitigen Tätigkeit durch ihren Eifer Gelegenheit, Versäumtes nachzuholen. Auch war ihr schweres Erdenleben gleichbedeutend mit einer Läuterung, und so hat sie sich den Himmel verdient. Wenn eine Mutter für so viele Kinder alles tut, was in ihren Kräften liegt, dann hat sie – das sollt ihr nicht vergessen – auch ihre Verdienste.»

Frage: Dann ist es also so, daß, wenn Gott einem Menschen infolge seines verdienstvollen Lebens seine Sünden vergibt, dieser nach dem Tode nicht mehr so geläutert werden muß?

Josef: «Ja, wenn seine Sünden vergeben sind, dann sind sie vergeben. Sonst würde sie Gott nicht vergeben! Bei Gott ist es nicht wie bei den Menschen, die sagen: ‹Ich habe dir vergeben› – und dann spricht man noch zehn Jahre davon...»

14. MAGDA

GLÜCKSELIGES LEBEN IM KINDERPARADIES

Kundgabe vom 1. Juni 1960

Ich habe den Auftrag bekommen, zu euch zu reden, kurz etwas aus meinem Leben zu erwähnen, und dann von meiner Arbeit im geistigen Reiche. So möchte ich es versuchen.

Im Erdenleben übte ich den Beruf einer Krankenpflegerin aus. Ich liebte den Beruf sehr. Ich pflegte Kinder, junge und alte Leute. Ich pflegte sie im Namen Jesu Christi und schenkte ihnen meine ganze Aufmerksamkeit. Das habe ich mir bei der schwierigsten Pflege immer gesagt: ‹Ich tue es in Gottes Namen und im Namen Jesu!›

So durfte ich mich nach einem arbeitsreichen Leben von dieser Erde verabschieden. Ich war nicht lange krank. Ich möchte jetzt nur von dem Zeitpunkt an reden, als ich in der anderen Welt erwachte.

Dort war ich umgeben von vielen, vielen schönen Gestalten. Es war mir gar nicht recht klar, wo ich mich eigentlich befand. Und jemand stand ganz nahe bei mir, strich mir immer mit der Hand über mein Gesicht und sagte: «Jetzt hast du deinen Platz im Himmel, jetzt bist du im Himmel!...»

Ich getraute gar nicht recht, mich umzublicken, ich wollte es eigentlich gar nicht begreifen, daß es wirklich so ist. Es war alles in eine wunderbare Farbenpracht gehüllt, und ich lag in einem Garten auf einer Bank. Wenn ich so umherschaute, sah ich Wiesen voll der kleinsten Müllerblümchen, es war ein Teppich davon, wunderschön, und ich hätte am liebsten zu diesen, die bei mir waren und so Geschichten mit mir machten, gesagt: ‹Achtet doch auf diese allerliebsten Blümchen! Ihr zertretet sie ja!› Sie taten mir leid...

Und als ich so in die Weiten blickte, sah ich Kinder auf mich zukommen. Jauchzend, singend sprangen sie daher, und die einen pflückten von diesen kleinen Blümelein, machten kleine Sträußchen oder Kränzchen. Es freute mich, dies zu sehen. Aber

noch war mir nicht ganz klar, was da vor sich gehen sollte. Dann brachte eines dieser Wesen, die um mich waren, ein Gefäß mit wohlriechendem Öl daher. Derjenige Geist, der mir am nächsten war und mit der Hand immer über meinen Kopf strich, tauchte nun seine Hände in das Öl und fing an, mich mit diesem Öl einzureiben, Gesicht, Hände, den ganzen Leib, alles. Und dann deckte man mich zu, man hüllte mich in ein schönes Kleid, und ich glaube, daß es sehr fein duftete. Und dann kamen sie auf mich zu, reichten mir die Hände und freuten sich. Nun kamen die Kinder und brachten mir ihre kleinen Blumengebinde. Die Kränzchen wollten sie mir gleich umhängen, aber ich wehrte mich dagegen. Und da war eines, so ein kleines Kind dabei, das kam ganz nahe an mich heran – ich erinnere mich noch so gut – und sagte dann zu mir: «Hei, du riechst fein!» Und ich schaute das Kind nur verwundert an und sagte: «Ja, das glaubst du wohl . . .»

Alle, die um mich waren, lächelten. Aber noch kamen ganze Scharen von Kindern, und sie baten mich, doch aufzustehen. Ich hatte anfangs etwas Mühe, mich aufzurichten. Aber man stützte mich, und es ging ganz gut. Jetzt mußte ich auf Geheiß meiner höheren Begleiter tief atmen – da wurde es mir ganz wohl zumut, und von weitem vernahm ich auch wunderschöne Musik. Ich erkundigte mich, woher diese Musik komme, ob sie nicht näher kommen könne? Kaum hatte ich's gesagt, kam eine Schar farbenfroh gekleideter, musizierender Geschwister in meine Nähe. Sie lächelten mir zu, sangen und spielten.

Ja, was sollte jetzt mit mir geschehen? Ich konnte es doch kaum verstehen, daß man meinetwegen soviel Geschichten machte und mir so viel Ehre antat. Da sagte man mir:

– «Du wirst vorerst einmal deine Aufgabe bei diesen Kindern haben, im Kinderparadies. Aber ehe du daran gehen kannst, wollen wir dir doch auch ein Stück vom Himmel zeigen!»

Ja, sie redeten davon, was ich im Leben alles getan hätte, wieviel ich überwunden und welche Opfer ich gebracht hätte. Man hat dann und wann auch etwas eingeflochten, daß ich doch hie und da etwas falsch gemacht hätte, aber man wolle darüber nicht reden; denn es sei so viel Gutes ja vorhanden, daß man dieses andere dann wohl auch noch ausbessern könnte. Das hörte

ich freilich gerne . . . Zwar hatte ich schon auch ein wenig Angst . . . Und ich hatte so sehr auch das Verlangen, Christus zu sehen; denn ich hatte doch mein Leben ihm geopfert, und in Seinem heiligen Namen bin ich an die schwere Arbeit gegangen, und es war mir dann leichter ergangen. Dann sagte man mir:

– «Freilich, das wirst du auch erleben. Wir werden dich aber zuerst noch etwas vorbereiten für diese Begegnung. Aber du darfst Ihm bestimmt begegnen, wir begleiten dich zu Ihm!»

Sie erklärten mir, ich werde Christus mit vielen anderen zusammen sehen, die in den gleichen Aufgaben gestanden waren wie ich. Gemeinsam würden wir vor Ihn hintreten dürfen. Damit war ich zufrieden. Eigentlich fand ich es ja unbescheiden, daß ich so etwas verlangte; aber ich empfand doch eine Sehnsucht nach Ihm: hatte ich doch seinetwegen die Kraft gehabt, solches zu leisten und so zu leben.

Nun, man wollte mir etwas vom Himmel erzählen. Man zeigte mir wunderschöne Gärten und Häuser mit all den vielen Geschwistern, die sie bewohnten und die von hier aus ihren Aufgaben nachgehen. Am meisten staunte ich darüber, daß man eigentlich so schnell von einem Ort zum andern kam. Ich erkundigte mich auch, wie es denn hier mit der Zeit bestellt sei. Ja, hierüber wollte man mich gerne unterrichten:

– «Sieh», so sagte man mir, «wir haben Brüder und Schwestern hier, die sich mit der Zeit beschäftigen. Wir nennen sie die Zeitgeister. Sie interessieren sich für die Zeit der Menschen, wie auch für die Berechnung der geistigen Zeit. Du wirst schon noch mit diesen Zeitgeistern in Berührung kommen. Aber überlasse das jetzt diesen Geschwistern, doch wollen wir dir gern noch einigen Aufschluß geben über die Zeit, wie wir sie im geistigen Reiche haben. Du siehst, da, wo du jetzt bist, ist alles so schön. Alles um dich blüht, und die Atmosphäre ist so angenehm. Es ist nicht heiß, es ist nicht kühl, es ist einfach schön und angenehm. Als Mensch hast du dich nach einem Abreißkalender gerichtet. Wir haben und brauchen so etwas nicht. Du mußtest beim Arbeiten eure Stunden einhalten. Wir kennen das nicht. Wir haben keine Uhr, wie die Menschen sie haben. Wir haben die Zeitgeister, und die drehen die Uhr . . . Aber man kommt mit

ihnen nicht immer in Berührung. Die Menschen haben ihre Jahreszeiten, wonach sie ihre Zeit einteilen können. Sie haben Tag und Nacht, und jeder Tag hat seinen Namen. Und wir?»

– «Bei uns ist es so», belehrte man mich weiter, «wie wenn man einen Menschen irgendwohin in die Ferien schicken würde, ohne ihm zu sagen, wann er wieder zurückkehren müsse. Man würde ihm nur sagen: ‹Wenn es dann Zeit ist, holen wir dich!› Aber das könnte ebensogut drei Jahre gehen wie vielleicht drei Tage. Keiner weiß, wann er geholt wird, und keiner kümmert sich um das Morgen oder Übermorgen; denn ein Tag erscheint schöner als der andere. Man hat keine Sorgen und muß seine Arbeit nicht fertig machen, und man muß nicht daran denken, Geld zusammenzuraffen. Nichts, nichts... Die Zeit bleibt stehen. Es bleibt immer schön, ein sommerlicher Zustand, oder immer Frühling, oder man begibt sich an einen Ort ständiger Reife. Aber trotzdem kennt man keine Zeit...»

– «Sieh, du kannst hier bleiben, lange, lange», so sagte man mir. «Und du wirst es nicht wissen, wie lange du hier weilst, denn du hast nicht Tag und hast nicht Nacht. Du hast nie kalt und hast nie heiß, und du mußt nicht zu einer Arbeit gedrängt werden. Es ist so schön, und du hast immer deine Ruhe, oder in Ruhe arbeitest du. Somit rechnest du mit keiner Zeit mehr. Wenn es dann wirklich darum geht zu wissen, was für eine Zeit es ist, dann kommen diese Geschwister, die Zeitgeister, und sagen dir, wieviel Zeit es für dich ist. Und dann staunt man darüber. Aber nicht alle Geister kommen mit den Zeitgeistern in Berührung.»

Andrerseits, so wurde ich belehrt, gebe es ja Geschwister, die nicht ein so schönes Leben in der Geisteswelt hätten wie ich jetzt, die noch zu sehr mit den Menschen und mit deren Zeit verbunden seien. Diese brauchten nicht erst zu fragen, ob Sommer oder Winter, welcher Tag und welches Datum. Diese lebten noch mit der Zeit, sie hätten sich eben noch nicht von ihr getrennt und könnten sich nicht von der Erde lösen. Sie seien noch an die Menschen und an deren Zeit gebunden.

Im Himmelreich aber, wo man frei und glücklich ist, da frägt man nicht nach der Zeit. Man ist einfach glücklich, und ein Tag

ist so schön wie der andere. Dazu erfreut man sich doch immer wieder an diesen schönen Begegnungen, und man ist beglückt davon. Auch wird gewetteifert, wenn Feste veranstaltet werden, was man alles an neuen Ideen dazu verwerten könnte. Und doch ist es dabei wieder nicht wie bei den Menschen, daß es hieße, dann und dann müsse das Fest abgehalten werden, dann und dann müßten Häuser oder Hütten fertig erstellt und mit Blumen geschmückt sein. Die Menschen müssen sich genau an die Zeit halten, da ihre Blumen blühen, und sie müssen sie genau zur rechten Zeit in die Erde setzen. Und wir? Man bringt uns die Blumen, man bringt uns Pflanzen, und sie können wachsen und gedeihen zu jeder Zeit. Alles wächst und wächst und blüht. «So ist es mit der Zeit», sagte man mir.

Ja, ich mußte nur staunen. Es war doch noch nicht alles so verständlich, aber ahnen konnte ich es. Ach, wie herrlich mußte das sein, wenn man nicht gehetzt wurde, etwas auf eine bestimmte Zeit fertigzustellen – wenn man einfach so geruhsam in die Ewigkeit hinein leben durfte...

– «Ja, das ist die Ewigkeit», sagte man mir.

Dann wollte ich noch etwas anderes wissen, das mich so interessierte. Ich hatte das Gefühl, man könne hier so leicht gehen. Ja, natürlich, als Mensch war einem der Körper oftmals hinderlich im Gehen. Als Geist kennt man in diesen schönen Himmeln – d.h. wenn man frei ist – keine körperlichen Beschwerden. Ein freier Geist ist glücklich.

Man führte mich – wie soll ich sagen? – in Blitzesschnelle von einem Ort zum andern. Ich sagte, ich hätte das Gefühl, daß wir doch große Entfernungen zurücklegten in dieser kurzen Zeit.

– «Freilich ist es so», sagte man. «Du interessierst dich jetzt, wie man so rasch von einem Ort zum andern kommt. Es gibt viele Geister, die interessieren sich einfach nicht dafür. Sie sagen: ‹Ja, im Himmel ist ja sowieso alles wunderbar und alles ganz anders›,da staunt man über nichts, man nimmt es einfach als selbstverständlich hin.» Und sie freuten sich, daß ich mich dafür interessierte:

– «Hier», sagten sie, «wir führten dich auf eine Straße, und damit du es auch verstehst» (damit meinten sie mich, und ich

meine jetzt euch): es ist genau so, wie wenn ihr auf einem Rollband oder auf einer Rolltreppe stehen würdet. Ihr braucht euch gar nicht anzustrengen, um schnell von einem Ort zum andern befördert zu werden. Ihr aber seht das Band oder die Treppe, auf der ihr steht, und ihr seht, wie sie sich bewegt. Bei uns ist es so: wir können die Straßen nicht ohne weiteres sehen. Ja, man kann sie schon sehen, wenn das geistige Auge speziell auf die betreffende Schwingung dieser Straße oder Ebene, auf der sie sich hinzieht, eingestellt ist.

Wir schreiten auf diesen Straßen ganz ruhig und gemächlich dahin; aber eigentlich sind nicht wir es, die das Tempo angeben, sondern wir werden einfach gezogen. Leichten Schrittes wandert man wie auf einem Band, das einen in die Fernen zieht. Es kann schnell, sehr schnell gehen.

– «Sieh», sagte man zu mir, «wir haben viele und die verschiedensten solcher Straßen; aber unsere Geschwister interessieren sich anfangs selten dafür, sondern sie staunen einfach über den Himmel, wie er ist.»

Nun, es gibt also solche Straßen, wo man rasch gezogen wird. Und gewöhnlich wird man ja begleitet oder auf die Straße geschoben, auf der man an den gewünschten Ort gelangt. Doch sind neben diesen Straßen auch – man könnte sagen: – kleine Feldwege, die man mit der Anstrengung des eigenen Geistes überwinden muß. Hier muß man dann gehen, so wie ihr. Auch auf diese Wege kann man geführt werden, und gewöhnlich ist man ja nicht allein. Man wird ja begleitet von diesen erhabenen Geschwistern, die sich so mit einem abgeben, die einem die Arbeit zuführen und die einfach sagen: «Komm mit!»

Es ist genau so, wie wenn ihr an irgendeinen Ort hingehen möchtet. Ihr habt eure modernen Verkehrsmittel. Ihr nehmt die Leute mit hinein, sei es in die Straßenbahn, sei es in ein Auto, ein Flugzeug usw. Ihr könnt sie also auch nach Wunsch in kürzester Zeit da und da hinbringen. Das müßt ihr aber vorher überlegen. Genau so tun die Engel. Auch sie überlegen, was man überhaupt will. Ob es notwendig ist, sich auf diese eilenden Straßen zu begeben, oder ob man eben aus eigener Anstrengung einen kleinen ‹Feldweg› durchschreitet. ‹Kleiner Feldweg› ist vielleicht nach

euren Begriffen ganz falsch gesagt. Dieser ‹kleine Feldweg› kann vielleicht dreißig Meter breit sein, während die sich bewegende Straße – ja, ich habe kein Maß dafür, euch zu sagen, wie breit sie ist. Und kein Geist hat ein Maß, um die Breite dieser Straßen zu messen. So ist es eben schwer für einen Geist wie mich, der sich noch nicht auskennt in all diesen wundersamen Gesetzen, es euch zu schildern. Und man nimmt es einfach hin. Der Himmel ist so wunderbar . . . Man staunt nur, aber man frägt nicht lange, weil man es ja erwartet hat, daß der Himmel schön und sonderbar ist. So erklärte man mir nur:

– «Jetzt kannst du auf dieser Straße gehen!» – und in großer Eile sind wir von einem Ort zum andern hingelangt. Doch stand ich auch auf einem solchen ‹Feldweg›, dem schmalen und doch so breiten Weg, und den mußte ich aus eigener Kraft durchlaufen. Ja, wenn man einen solchen geruhsamen Weg aus eigener Kraft durchwandert, verfolgt man auch ganz andere Absichten: man ist in Begleitung und pflegt sich geruhsam zu unterhalten. Man bleibt oft stehen und hat ganz gewissenhaft vieles zu beobachten, zu bestaunen und zu besprechen. Denn es eilt ja nicht . . .

So klärte man mich auf. Ich wollte wissen, ob es denn überall diese Straßen gebe.

– «Ja, überall hat es solche, sie führen aber auch zu Orten der Verbannung, und es besteht die Möglichkeit, daß einer die Straße nicht betreten kann. Dafür sind die Wächterengel Gottes da. Sie sorgen dafür, daß diese verbannten, belasteten Geister mit ihrem schleppenden Gang unter großer geistiger Anstrengung diese andere Straße durchschreiten müssen, die ihnen viel Mühe bereitet. So kreuzen sich die Wege füreinander, durcheinander, und es gibt dabei kein Hindernis.»

Es ist seltsam, und man bestaunt alles, wenn man in diese andere Welt hineinkommt. Hat man aber schon als Mensch die Verbindung zur Göttlichkeit gepflegt, hat man schon als Mensch Gottes Herrlichkeit und Weisheit gepriesen, dann hat man eigentlich schon als Mensch in sich aufgenommen, daß es im Himmel doch wirklich wunderbar und vielleicht auch seltsam aussehen müsse. Nun, darüber möchte ich jetzt nicht mehr weiter reden. Ich habe euch auch Andeutungen gemacht über die Bedeutung

von Raum und Zeit, und wie schnell man jenen überwindet. Ihr seid vielleicht schon (anderswo) von gewissen Geistern belehrt worden, ein Geist brauche sich nur irgendwohin zu denken, und schon sei er, wo er hinwolle. Das ist aber vielleicht etwas zu viel gesagt; denn auch der Geist muß sich aufmachen, wenn er irgendwo hingehen will. Aber man kann dann eben auf eine solche Straße gelangen, die einen in größter Geschwindigkeit an den gewünschten Ort führt.

*

Ich möchte euch aber jetzt einmal sagen, was ich soeben noch tat, bevor ich jetzt zu euch kam. Ich befand mich bereits im Erdenreich, und zwar auf einem Spielplatz, wo sich viele Kinder zusammen vergnügten. Sie hatte ich zu beobachten. Wo das war? Nicht hier in der Schweiz – ganz weit weg, wo die Sonne wunderschön scheint (in Zürich war es 21 Uhr), wo die Kinder jetzt noch draußen spielen. Dies war also meine Aufgabe, kurz bevor ich zu euch kam, nämlich mein Auge aufmerksam auf diese Kinder zu richten. Dann wurde ich aufgefordert, mich bereit zu machen, zu euch zu kommen.

Meine Aufgabe aber, die ich erhielt, nachdem man mir diese verschiedensten und sehr bedeutungsvollen Belehrungen gegeben hatte, war im Kinderparadies.

Da ich immer eine große Vorliebe für Kinder hatte, durfte ich mich auch mit ihnen beschäftigen. Man öffnete mir einen wunderschönen Himmel, wo diese vielen Kinder spielten. Sie hatten sich natürlich nicht gleich auf mich gestürzt; dazu waren sie viel zu sehr mit ihren Spielen beschäftigt. Dieser Kinderhimmel hat nämlich wunderbarste Spielplätze inmitten schönster Gärten, und es sind vielerlei Spielzeuge vorhanden.

Ich muß euch aber noch erklären, daß dies ein Kinderparadies ist, wo die Kinder – jetzt nach eurer Zeit gerechnet – bis zum siebenten Lebensjahr zusammen sind. Ich wurde angewiesen, mich mit diesen Kindern zu beschäftigen. Da sah ich die ganz Kleinen zusammen, wie sie gepflegt wurden. Ja, sie lagen in schönen Wiegen, jedoch nicht etwa mit Decken usw. zugedeckt

wie bei euch; denn es ist ja so angenehm warm und schön dort. Und die Wiegen sind immer geschmückt mit allerlei Blumen, die von älteren Kindern herbeigeschafft werden, sagen wir jetzt von solchen, die fünf, sechs und sieben Jahre alt sind. Sie haben auch schon ihre Kindlein zugeteilt, mit denen sie sich abgeben. Es ist also auch schon bei diesen Kindern für Ordnung gesorgt, und sie werden frühzeitig in die Ordnung eingereiht, und zwar so, was man eben von einem Kinde verlangen darf.

Dann muß ich noch erwähnen, daß meine Schwestern, die sich in diesem Kinderparadies betätigen, alle so sehr schön sind, so von zarter Gestalt und mit schönem, wallendem Haar, das jeweils auch von Blumenkränzen zusammengehalten wird, genau so einfach, wie es die Kinder lieben. Auch ihre Kleider sind teilweise mit Blumen durchflochten, denn die Kinder wünschen von den mit ihnen spielenden Engeln, daß sie diese oder jene ausgesuchte Blume in ihr Kleid hinein heften möchten – und man läßt sie gewähren. Wenn sie ihre Aufgaben verrichtet haben, die sie auch schon ausführen müssen, zerstreuen sie sich in diese himmlischen Gärten und Wiesen und sammeln Blumen in ihre kleinen Körbchen. Sie müssen sich so betätigen, und ihr sollt nicht etwa meinen, daß die Kinder im Himmelreich nichts tun könnten. Je nach ihrer geistigen Kraft und nach Veranlagung werden sie zu Arbeiten herangezogen – selbstverständlich zu lieblichen Arbeiten. Etwas anderes als Liebliches gibt es nicht im Kinderparadies. So sammeln sie dann diese Blumen, und die größeren Kinder, die Fünf- bis Siebenjährigen, spielen dann auch mit den Drei-, Vier- oder Zweijährigen.

Dazu muß ich natürlich auch erwähnen – was vielleicht nicht alle meine Geschwister hier wissen –: nämlich, daß die Kindlein im geistigen Reiche auch heranwachsen. Und immer sind sie umgeben von diesen schönen, herrlichen Engeln, die sie mit größter Sorgfalt und Liebe ermahnen und zur Arbeit anhalten. Freilich bleibt ihnen noch Zeit genug für Spiel und Tanz.

An diese Engel Gottes sollte ich mich wenden; denn ich mußte ja erst einmal alles kennen lernen, so wie ich es euch jetzt erzähle. Ich wußte ja gar nichts davon, daß die Kindlein in diesem Kinderparadies heranwachsen, und daß man sich so mit ihnen

beschäftigt. Noch hatte ich keine Ahnung, gar keine Vorstellung davon. In der Folge war ich einmal da, einmal dort, einmal bei den Allerkleinsten, und dann wieder bei größeren Kindern. Auch bei jenen, die nach eurer Zeitrechnung jetzt sieben Jahre alt geworden sind und damit bald diese Stufe des Kinderparadieses verlassen sollten.

Je nachdem also mußte ich mich mit den Kindern abgeben. Dabei möchte ich nicht unterlassen zu sagen: ich habe ja von Zeitgeistern gesprochen. Nun, die Engel oder Geister, die an ihrer Arbeit sind, kümmern sich da nicht um die Zeit. Aber doch ist alles so wunderbar geordnet. Die Kindlein wachsen heran, und man sieht sie so schön wachsen. Und dann kommen sie, diese Zeitgeister, und sagen zu den einzelnen der größeren Kinder: «Nun ist es so weit mit dir – und jetzt ist es so weit mit dir.»

Dann gibt es ein großes Fest, an dem man zum Abschied singt und tanzt, denn sie verlassen ja nun diesen schönen Himmel. Aber es herrscht große Freude unter ihnen, weil man es ihnen erklärt und sagt, daß sie jetzt in einen anderen Himmel und zu größeren Geschwistern kommen würden usw. So herrscht nur immer Freude. Denn immer, immer werden die älteren Kinder, die an der Reihe sind, wieder gesammelt und in einen anderen Himmel geführt.

Als ich diese meine Arbeit aufnahm, da hatten mich diese himmlischen Geschwister auch begrüßt und mich diesen Kleinen, die es schon verstehen konnten, vorgestellt. Ihr möchtet aber wohl noch wissen, welche Sprache man denn mit diesen Kleinen spricht? Es ist eine einheitliche Sprache, deren man sich bedient. Anfangs aber, wenn Kindlein ins Himmelreich kommen, die in ihrer Seele schon so viel an Erkenntnis besitzen, daß sie ihren Wünschen in ihrer (Erden-)Sprache Ausdruck geben können, antworten die Engel Gottes darauf in ihrer Sprache. Aber recht bald lernen sie diese himmlische Einheitssprache in ihrem Kinderparadies.

Was geschieht aber im Paradies der größeren Kinder, die dort auch noch der Pflege und Aufsicht von Gottesengeln bedürfen?

Hier werden jene zusammengeführt, die auf Erden die gleiche Sprache gesprochen hatten. Man gibt ihnen Gelegenheit, auch

diese himmlische Sprache zu lernen. Dies sei nur so nebenbei erwähnt.

Ich war eine lange Zeit in diesem Kinderparadies, mit den Kindern dort so beschäftigt, als man wieder zu mir kam und sagte:

– «Deine Aufgabe liegt nicht allein in der Betreuung dieser kleinsten Geschwister, sondern du mußt jetzt dieses Paradies auch verlassen und zu den Kindern der Menschen im Erdenreich gehen. Da sollst du die kranken Kinder, die wir für ein kurzes Leben auf Erden gezeichnet haben, von der Erde hierher in den Himmel zurückführen. Du weißt ja nun Bescheid, wohin du sie zu führen hast; denn der Zeitgeist macht es dir klar, wie alt so ein Kind auf Erden ist, und ein anderer Engel wird dir Anweisung geben, wo es hingehört. Dann kannst du es ohne Schwierigkeit hinführen, zumal du ja nicht allein bist; denn das Kind hat ja seinen eigenen Schutzengel. Da gehst du einfach hin, gibst dem Schutzengel dieses Kindes die Ehre und sagst: ‹Ich will dich begleiten und hinführen!›»

Doch nicht nur der eine Schutzengel des Kindes begleitet es heim ins geistige Reich. Der Kindlein ist doch das Himmelreich! Da müßten doch ganze Scharen aufgeboten werden, sie wieder zurückzuführen. Und so ist es auch. Man geht in kleineren und größeren Scharen hin und holt diese Kindlein hinein ins Himmelreich.

So klärte man mich auch in dieser Beziehung auf. Doch ich sollte auch wissen, wohin ich zu gehen hatte. Die Erde ist groß. Wohl kannte ich jetzt die Straßen der Ewigkeit, und ich wußte nun, wie ich rasch von einem Ort zum andern gelangen konnte. Aber woran sollte ich erkennen und wissen, wo wieder ein Kindlein bereit ist fürs Himmelreich? Da sagte man mir, dies sei schon geordnet. Ich sollte nur Kindlein bis zum dritten Lebensjahr zurückführen; die über drei Jahre alten gehörten nicht in meinen Bereich. Ja, und wegen der Örtlichkeit auf Erden: da lebt das eine, sagen wir, in der Schweiz, ein anderes in Frankreich, wieder ein anderes in England. Das ist kein Hindernis; denn die Straße führt mich ja schnell zu ihnen. Nicht nur im Himmelreich sind diese schnellen Straßen, die einen in kürzester

Zeit vom einen zum andern führen, auch im Erdenreich finden sich diese Bänder oder Schwingungen oder Wellen oder – ich weiß nicht, wie ich dazu sagen soll. Ich nenne sie jetzt eben einfach die Straßen.

Ich sagte schon, daß dann der Zeitgeist kommt, auch zu mir, und sagt, wohin ich nun zu gehen hätte. Man gibt mir eine Art Band in die Hand, das zu dem betreffenden Kind auf Erden führt, und sagt: «Geh dorthin, und du wirst vom Schutzgeist des Kindes unterrichtet, ob es so weit ist.»

Nicht nur ein Band gibt man mir – ich habe davon einen ganzen Arm voll, und sie leuchten auf dort, wo es eilt und der Schutzgeist das Kind ins Himmelreich zurückbegleiten will. Ich hatte oft eine Handvoll Bänder gehabt, die alle geleuchtet haben, und ich konnte doch nur einem nach dem andern nachgehen, ich konnte nicht zur gleichen Zeit überall sein. Dann konnte ich selber wählen, und da, wo ich nicht hingehen konnte, war ja ein anderer dazu bereit. Ich ließ mich eben auf dieser Straße ziehen und war dann immer im rechten Zeitpunkt an Ort und Stelle, um das Kindlein in Empfang zu nehmen.

Mit mir waren jeweils noch andere hergekommen, die nicht in diese Arbeit eingereiht waren, aber aus Freude kamen – gewöhnlich die Verwandten des betreffenden Kindes, soweit ihnen das Kommen erlaubt war. Sie wollten es doch wenigstens bis zur Schwelle des Kinderparadieses begleiten.

So ist man jeweils mit vielen, vielen Geschwistern um ein solches Kind versammelt – mit schönen, und mit weniger schönen – die es ins Himmelreich begleiten möchten. Doch wenn sie dann an der Schwelle des Kinderparadieses angelangt sind, müssen eben die, die im Kinderparadies nichts zu tun haben, sich verabschieden. Meine Aufgabe war es nun, mit dem Schutzgeist zusammen das Kindlein abzuholen und es dahin zu tragen, wo es hingehörte. Dort standen dann meine Geschwister wieder bereit, das Kindlein in ihre Obhut zu nehmen und es zu pflegen.

Ihr sollt nun nicht glauben, daß die größeren Kindlein etwa von dem Neuankommenden keine Notiz nähmen. Diese Kindergeistlein haben doch auch schon ihre Aufgaben. So kommen diese kleinen Geschwister herbei. Oft stehen sie mit Blümlein da,

sie singen oder sagen sogar Gedichte auf, auch wenn das Neuangekommene es noch nicht versteht, weil es noch so klein ist. Aber ihr sollt wissen, daß es im Kinderparadies ja noch viele Geister gibt, die dort nicht mit einer Aufgabe betraut sind, wie ich es war. Sie sind vorübergehend da, auf Besuch, und unter ihnen finden sich erhabene Geister Gottes aus den höchsten Himmeln, die alles genau beobachten und überprüfen. Sie wollen sich an diesen Kindlein erfreuen, die wieder zurückgekommen sind; denn ihnen gehört das Himmelreich.

So also begrüßt man sie, diese ganz kleinen Geistlein, die ja davon keine Notiz nehmen können. Es sind mehr die größeren Kinder, die sich an deren Empfang freuen, sagen wir, die vom zweiten bis zum siebenten Lebensjahr, da sind sie schon voller Interesse. Man soll nun aber ja nicht meinen, daß diese Kindlein etwa weinend und verängstigt im Himmelreich ankommen, ach nein! Mit dieser schönen Umgebung hat sich das Geistlein schnell angefreundet, und der Schutzengel hält es so in seinen Armen und ist so liebevoll zu ihm. Ihr müßt doch denken, daß die Erinnerung an die Eltern in seinem Seelchen nur von kurzer Dauer ist; denn die Geister des Himmels können bewirken, daß die kleinen Geistlein schnell ihr Glück finden und sich mit den himmlischen Boten anfreunden. Viele schöne Spielsachen bekommen sie hier, und sie können sich schon für Dinge interessieren, die ihnen auf Erden verweigert wurden.

Besonders diese Farbenpracht hat es ihnen bald angetan. Sie werden z.B. zu kleinen Teichen geführt. Das geistige Wasser darin sollt ihr euch in leichter Wellenbewegung vorstellen. Da es leuchtend ist, erstrahlt es in einem farbigen Durcheinander, wie etwa bei euch der Christbaumschmuck – glänzend rot, blau und grün und violett und in allen übrigen Farben, ein strahlendes Durcheinander. Und man ermuntert die Kindlein, mit diesen Farben zu spielen. Sie knien in diesen Teichen nieder und bringen das Wasser mit ihren Händchen in Bewegung. Dann sehen sie, wie dadurch kleine farbige Kügelchen entstehen, die auf dem Wasser schwimmen und mit denen sie spielen können. Und während sie diese zu halten suchen, wühlen sie noch mehr Wasser auf, spritzen es hoch ... Und so entstehen dadurch neue glän-

zende Blasen, sie freuen sich darüber, verfolgen oft eine größere Blase auf ihrem Wege und kehren dann wieder zurück.

Es gibt für diese Kindlein wunderschöne Dinge, woran sie sich erfreuen, und was vorher war, wird so schnell vergessen. Denn der Himmel weiß, wie er jene empfangen muß, die in ihr Eigentum zurückkehren. Ja, so freuen sich dann diese größeren Kindlein, und sie wünschen nicht mehr, zur Erde zurückzukehren.

Dabei möchte ich noch einflechten – wohl mag ich manches vergessen haben, ich möchte euch ja noch so vieles erzählen, aber dieses eine möchte ich nicht unterlassen zu sagen –: oftmals kommen Engel aus den verschiedensten Sphären und bitten die Engel des Kinderparadieses: «Bereitet mir doch – sagen wir fünfzig oder hundert – kleine Geistlein, Brüderchen, Schwesterchen, zu einem festlichen Empfang vor! Lehrt sie einen Reigen! Bringt ihnen ein Spiel bei! Wir möchten sie haben ...»

Dann muß es eben getan werden, und dafür ist wiederum ein Engel Gottes da. Er ruft die Kindlein zusammen und weist weitere Geschwister an, sie kleine Spiele zu lehren. Oft geht es nur darum, daß eines der Kleinen aufgeboten wird, um einen Geist mit einem Blumensträußchen zu begrüßen, etwa wenn ein Verwandter in die geistige Welt zurückkehrt. Man fordert die Kleinen also zu Festen oder Empfängen in den verschiedensten Sphären an. So ist der Himmel geordnet.

Ich habe also meine Aufgabe mit diesen Kindlein gehabt, bis zum dritten Lebensjahr sollte ich sie in Empfang nehmen. Dabei sah ich die Eltern manche Träne weinen, und ich dachte mir: ‹Gute Mutter, ahntest du nur, welche Schönheit und Pracht dein Kindlein nun erlebt! Du würdest dich freuen und nicht weinen ...›

*

Während einer langen Zeit hatte ich diese Aufgabe ausgeführt und diese Kindlein zurückgeholt, als man mir sagte: «Du sollst nicht nur diese Aufgabe erfüllen, sondern fortan sollst du Kindlein im Erdenreich behüten und beschützen!»

Ich wurde angewiesen, da- und dorthin zu gehen, in mehrere Häuser, wo Kindlein waren, die ich beobachten sollte, oder auf

Kinderspielplätze. Dort hatte ich sie im Auge zu behalten und sie wie nur irgend möglich vor Unglück und menschlichem Mißgeschick zu behüten. Natürlich kann unter diesen Kindlein eines gezeichnet sein, das zu sterben hat. Auch dies wird mir daher vorher angedeutet, etwa, daß ich dem oder dem Kinde keine Beachtung zu schenken brauchte, weil es schon einem anderen dienstbaren Geist zugeteilt sei, der seine Aufgabe an ihm zu erfüllen habe. So ist alles eingeteilt, und wir haben uns strikte an die Ordnung zu halten und an das, was man uns empfiehlt.

So ist dies heute meine Aufgabe, von einem Haus zum andern zu gehen und diese Spielplätze zu überwachen. Eventuell habe ich auch unvorhergesehene Gefahren weiter zu melden. Das ist manchmal notwendig; denn ihr wißt, daß man nicht alles zum voraus erkennen kann, weil durch Ungeschicklichkeit der Menschen manches eintreffen kann, was nicht erwartet wurde. Aber auch dafür ist vorgesorgt, und wir haben solches raschestens weiterzuleiten. In dieser wunderschönen Aufgabe stehe ich also heute mit meinen Kindern.

Mein Verlangen aber, als ich in die geistige Welt kam, war, Ihm zu begegnen, dem ich mein Leben geweiht hatte, dem meine ganze Aufopferung galt. Dieser Wunsch wurde mir erfüllt ...

Mit anderen zusammen forderte man mich auf dazu; denn es soll euch klar sein, daß nicht ein Geist allein empfangen werden kann – bedenkt bloß, wie unendlich viele fortwährend ins Himmelreich einkehren und zu den Höhen hinaufziehen! Man sagte mir also:

– «Mache dich bereit mit deinen Kindern! Nimm von den kleineren und größeren, und schmücke sie mit Blumen, so schön du nur kannst. Lasse deine ganze Phantasie walten! Dann führen wir dich dahin, wo du Ihm mit den Kindern begegnen darfst ...»

Ich befolgte den Rat und schmückte die Kinder mit Blumen; soweit meine Phantasie reichte, bekränzte ich sie und steckte ihre Kleidchen voll mit Blümchen. Dann nahm ich sie mit an den Ort. Da waren noch viele, viele Geschwister, die auch mit solch kleinen Kindlein kamen wie ich. Es waren nur Geschwister mit solchen Kindchen zusammengerufen worden.

Ihr möchtet wissen, wo? Ja, wenn so viele kommen, ist es wohl am besten, man sammelt sich in diesen prachtvollen Gärten und stellt sich da auf. Hier ist Platz genug. Und dann darf man Ihn sehen, wie Er kommt, wie Er zu den Kleinen hingeht, wie Er sie aufnimmt, da eins und dort eins... Und sie wissen ja noch gar nichts, sie können es ja noch nicht verstehen, in welchen Armen sie waren, oder wenn Er zu ihnen sagt: «Euch gehört das Himmelreich!...»

Und wir? Wir näherten uns Ihm zögernd und neigten uns vor Ihm. Wir waren überglücklich, Ihn zu sehen, und wir freuten uns, daß Er sich an unseren, an Seinen Kindern freute... Er richtete noch gute Worte an uns, ehe wir uns wieder verabschieden mußten. Es fiel uns schwer zu gehen, und wir blieben noch lange zusammen. Dann zog Er sich als erster zurück. Plötzlich war Er uns entschwunden – so schnell!...

Und Ihr möchtet wissen, wie Er aussah? Ich kann euch nur wiederholen, was die größeren Kinder noch lange nachher immer wieder erzählten: wie schön er ihnen erschienen war. Sie sprachen von seinem herrlichen Kleid, an dem sie zupfen durften und das ganz mit Edelsteinen besetzt war, die so feurig glänzten. Das hatte sie besonders beeindruckt. Immer wieder sprachen sie vom Glanz und Duft, die von Ihm ausgingen. Sein ganzes Kleid glänzte ja in ähnlicher Farbenpracht wie die farbenleuchtenden Teiche, in denen die Kinder spielten. Ich glaube, Er hat dieses buntstrahlende Kleid eigens für die Kinder angelegt... Sein Kleid mit diesen leuchtenden Edelsteinen in allen Farben ließ seine Gestalt für uns wie ein leuchtendes Feuer erscheinen – das kann man gar nicht schildern... Und die Kinder – noch lange erzählten sie von dieser Begegnung und von dem schönen ‹Bruder›, wie sie Ihn nannten. Es war dann unsere Aufgabe, ihnen zu sagen, wer es war. Wenn sie dann später ihr Kinderparadies verlassen, werden sie sich noch daran erinnern, wie sie Ihm begegnet waren. Und vielen ist ja Gelegenheit geboten, Ihm wieder zu begegnen, sofern sie nicht wieder ins menschliche Leben zu treten haben. In diesem Falle allerdings erlischt das wunderbare Erlebnis in ihrem Gedächtnis.

So, meine lieben Freunde, erfülle ich meine Aufgabe. Ihr aber

möchtet noch wissen, wie mein Name ist? Man nennt mich Magda. Ich bin so glücklich. Ich frage nicht nach der Zeit, ich habe mich nicht darum zu kümmern. Und dies möchte ich euch wünschen – auch für euch soll es dereinst so sein. Auch ihr sollt nicht, wenn ihr ins Himmelreich kommet, nach der Zeit fragen. Es soll immer Frühling um euch sein, oder immer Sommer... Und das kann euch gelingen, so wie es mir beschieden war auf Grund dessen, was ich im Erdenleben fertiggebracht hatte.

Nun gehe ich wieder in mein Paradies und zu meinen Kindern zurück und überlasse euch dem Segen und dem Schutze Gottes. Gott zum Gruß!

15. SILVIA

CHRISTUSERLEBNIS EINER MUTTER

Kundgabe vom 7. Dezember 1960

LIEBE Freunde, mein Name ist Silvia. Ich lebte vor ungefähr zweihundert Jahren. Ich war Mutter von achtzehn Kindern. Wir waren arm, wie alle im Dorf. Wir halfen uns gegenseitig. Wir waren auch fromm, aber nicht alle auf dieselbe Art und Weise. Es gab auch Mißtrauen, Streit und Unfrieden unter den Familien in diesem Dorfe. Ich versuchte, diesen Streit zu verhüten. Ich war auch, wie ich glaubte, eine vorsorgliche und gute Mutter. Ich hatte den Kindern nicht viel zu bieten, aber wir kämpften uns durch, wie alle anderen auch. Im Glauben an Gott und Christus holte ich mir die Kraft, und ich lebte eigentlich nur für Christus.

Wenn es jeweils wieder so weit war und ich wieder ein Kind zur Welt bringen sollte, dann dachte ich mir: ‹Ich will alles tragen, Ihm zuliebe ...› Und ich konnte es. Ich half noch da und dort bei Nachbarn aus. Ich ging zu Kranken und pflegte sie – man war ja aufeinander angewiesen und gleichzeitig auch auf die guten Ratschläge. So hatte mein Leben nichts besonders Erwähnenswertes – nur Arbeit, Aufopferung und Liebe. Liebe zu meinen Kindern, Liebe zu meinen Nächsten. Ich fürchtete mich auch nicht vor dem Sterben, denn ich erwartete eine seligere Zukunft. Ich machte mir aber keine Vorstellung von der anderen Welt.

Als es dann so weit war und ich meine Augen in der andern Welt geöffnet hatte, da war alles so wunderschön ... Ich war umgeben von farbenreich gekleideten, prächtigen Wesen. Sie kamen auf mich zu, schüttelten mir die Hände, und sagten mir, wie froh und glücklich sie seien, daß sie mich hier begrüßen dürften.

Ich mußte mir meine neue Umgebung zuerst einmal anschauen ... Als ich erwachte, da war ich in einem Garten. In der Nähe standen schöne Häuser. Aber man hatte mich sorgsam auf

eine Liegestätte gebettet, und man kniete und stand um mich herum. Man reichte mir die Hände, man strich mir über die Stirn – und das kam mir doch etwas sonderbar vor ... Ich war ja nicht an so viel Zuvorkommenheit gewöhnt, und da wurde ich so ergriffen, und ich mußte weinen ... Ich hatte als Mensch auch viel geweint, und ich glaubte, daß es deswegen war. Ich mußte weinen aus Ergriffenheit. Ich war ja so überrascht von all dem Schönen. Und ich hatte keine Worte, ich konnte ja noch nichts begreifen. Um mich sah ich nur diese farbenprächtigen Wesen. Und als ich so anfing zu weinen und zu schluchzen, da gingen sie sachte weg, und es war mir recht. Ich erinnere mich noch ganz gut an jene Zeit ... Ich wollte ganz allein sein, ich wollte niemand um mich haben. Denn ich sann dann so kurz über mein Erdenleben nach und jetzt über den Himmel, wie das alles aussah ... Ich war ja überrascht, die vielen Dinge zu sehen, die ich nicht geglaubt hatte, im Himmel anzutreffen.

Und als ich da eine Zeitlang weinte – ich weiß nicht, wie lange es gedauert hat ... Die, welche mich verlassen hatten, sie kamen nicht gleich wieder zurück. Doch war ich nicht allein in diesem Garten: andere gingen hin und her, in kleineren und größeren Gruppen. Die ersten, die mich auf meiner Liegestätte sahen und schluchzen hörten, die kamen zu mir her und erkundigten sich:

– «Was hast du denn, liebe Schwester, daß du weinst? Du hast doch keinen Grund zu weinen! ...»

Ich konnte darauf nicht antworten, ich mußte nur noch mehr weinen; denn ich fühlte so diese sammetweichen Hände, diese duftigen und herrlich duftenden Kleider um mich ... So war ich immer überrascht, und ich konnte mich nicht zurechtfinden. Da kniete eines der Wesen zu mir hin, nahm ein Tüchlein, trocknete meine Tränen und sagte:

– «Nun ist ja alles überstanden, gute Schwester, und du wirst dich schnell an uns gewöhnen.» Dann stand sie wieder auf und verabschiedete sich von mir mit den Worten:

– «Deine Freunde werden bald wieder zurück sein, wenn du dich etwas beruhigt hast.»

Ja, ich war einfach zu ergriffen und mußte weinen – nicht mehr so sehr wie anfangs, aber immer konnte ich weinen. Ich

blieb aber nicht unbeobachtet, es kamen immer wieder Neue an mir vorüber, und sie alle blieben stehen und erkundigten sich, warum ich denn weinte, ich hätte doch wohl gar keinen Grund dazu; denn hier sei doch alles wunderschön, man werde mich betreuen und umsorgen – also sollte ich aufhören zu weinen. Dann erst, wenn ich damit aufhörte, würden meine Freunde zurückkommen.

Ja, sagte ich, ich wolle nicht mehr weinen – aber trotzdem: ich war zu ergriffen. Und auch hier wieder nahmen diese Wesen ihre Tüchlein, das eine wie das andere, und trockneten mir die Augen. Schließlich habe ich mich doch etwas beruhigt. Ich wollte ja, daß diese Freunde wieder zurückkehrten. Und als ich so ruhig da saß, da gingen auch die anderen an mir vorüber, doch grüßten sie mich, als ob sie mich schon längst gekannt hätten, sie winkten mir zu. Ich erwiderte ihren Gruß ganz scheu, hob meine Hand auch – aber ich kannte sie nicht... Sie lächelten und gingen weiter. Und so faßte ich immer mehr Zutrauen und fühlte mich dann eher zu Hause.

Da kamen sie wieder zurück, und ich mußte nicht mehr weinen. Ich atmete tief und schaute mich um in meiner Umgebung mit den schönen Häusern in der Nähe. Dann sagte einer dieser Engel:

– «Wir werden danach gemeinsam in dein Haus ziehen, aber schau dich doch einmal um, du siehst ja auch deine Eltern! Sie sind gekommen, dich zu begrüßen!»

Darüber freute ich mich sehr, doch gingen sie rasch wieder fort, ich konnte mich nicht mit ihnen unterhalten.

Ich hatte aber doch gewisse Hemmungen; denn ich sah ja ganz einfach aus, während die um mich herum so vornehm waren. Man erkannte offenbar meine Gedanken und sagte:

– «Du brauchst dich nicht zu genieren, bald werden wir dir andere Kleider beschaffen...»

Und kaum gesagt, da kamen sie auch schon, diese Kleider, die ich haben sollte. Da waren Wesen, sie trugen in den Armen schwer beladen die Kleider für mich.

«Nein», sprach ich, «ich brauche niemals so viele Kleider, ich habe im Leben ja auch so wenig gehabt, und ich glaube, es genüge, eines zu haben, das so schön ist, wie Ihr sie tragt, ich brauche nicht mehr!...»

Darauf sagten sie zu mir, nein, sie hätten mehr als nur ein Kleid, sie würden die Kleider auch auswechseln und nicht immer dasselbe tragen. Und mit den Kleidern, die man mir bringe, verhalte es sich so: für jedes Kind bekäme ich nun ein Kleid...

«Achtzehn Kleider!», rief ich aus, «wann soll ich diese achtzehn Kleider anziehen?!...»

– «Nun, du wirst schon Gelegenheit haben, diese achtzehn Kleider zu tragen, eines nach dem andern!»

Und dann: es waren ja nicht nur die Kleider... O, sie waren schön in ihrer Farbenpracht, so reich an Stoff, so wunderschön! Doch brachte man aber auch gleich ganze Arme voll Schuhe... Jetzt schaute ich mich nach den anderen um; denn ich glaubte, im Himmelreich würde man doch bestimmt keine Schuhe mehr brauchen. Doch da mußte ich sehen: sie alle trugen wirklich Schuhe!... Aber nicht Schuhe, wie die Menschen sie tragen, aus diesem groben Leder, nein, nicht solche Schuhe. Die einen trugen feine Sandalen, die anderen feine Schuhe, mit Bändern geknüpft bis fast zu den Knien, und es sah alles so schön aus... Dann sagten sie:

– «Sieh, zu jedem Kleid hast du auch die passenden Schuhe.»

O je, dachte ich, wie soll ich wissen, welche Schuhe zu welchem Kleid passen?... Auch diese Gedanken sah man:

– «Es ist so bei uns! Und wenn du nicht weißt, was zusammen gehört, dann sind Freunde da, die dich beraten und dir sagen, wie man sich fürstlich kleidet. Darum brauchst du dich nicht zu sorgen.»

Und dann fuhr ich mit der Hand über mein Haar, und ich hatte das Gefühl, sie wären gegenüber dem der anderen sicher sehr struppig. Denn das Haar der anderen, die da vor mir standen – die hatten so schön gewelltes, gelocktes Haar... Manche trugen langes, wunderbares Haar, andere hatten es mit einem Reif zusammengefaßt, wieder andere zu einem Knoten. Und die männlichen Wesen trugen teils ganz kurzes Haar, teils reichte es bis zu den Schultern. Da konnte man die mannigfachsten Arten sehen. Und ich glaubte, das Haar von jenen sei ganz bestimmt

weich wie Seide, während ich vom meinigen das Gefühl hatte, es wäre ganz struppig. Nun sagte man mir, während ich immer noch saß:

– «Steh auf von deinem Liegebett, komm jetzt, wir wandern gemeinsam in dein Haus!»

Ich sah mich wieder um und erblickte eine schöne Gruppe von Wesen, die mich hinbegleiteten. Doch meine Eltern sah ich nicht mehr, auch waren keine Bekannte dabei – nur Engel Gottes. Sie wollten mich in mein Haus begleiten. Es sei nicht weit entfernt von dem Ort, wo ich aufgewacht war.

Man stützte mich und geleitete mich hin. Es war ein Haus mit drei Wohnungen. Ich sollte die Wohnung im obersten Stock haben; unten seien noch zwei. Die Bewohner des Hauses kamen voller Freude, mich zu begrüßen. Sie hatten meine Wohnung über und über mit Blumen geschmückt . . . Es sah aus, als würde die vornehmste Fürstlichkeit erwartet, solche Mühe hatten sie sich gegeben. Sogar den ganzen Weg zur Wohnung hatten sie mit Blumen geschmückt. Die Räume waren schon als solche sehr schön ausgestattet. Ich konnte das zuerst nicht verstehen:

«Hat man denn im Himmel auch solche Gegenstände?», fragte ich. Ich hatte mir darüber ja keine Gedanken gemacht auf Erden.

– «Was glaubst du wohl?», erwiderten sie, «meinst du, wir würden immer nur herumstehen? Wir wollen doch auch einmal sitzen, wir wollen uns einmal niederlegen, und wir wollen uns auch freuen an den schönen Gegenständen. Wir wollen auch unsere Kleider versorgen, und wir haben Kunstwerke, die wir pflegen. Und alles muß seinen Platz haben. Wir wollen uns an den Schönheiten freuen, die der Himmel für uns bereithält, die zu haben der Himmel gestattet.»

Ja gut, aber ich erkundigte mich gleich, ob ich denn allein diese Wohnung halten sollte? Da sagte man mir, später würden wohl noch andere zu mir kommen, und ich würde wohl noch Gelegenheit haben, Gäste aufzunehmen; es sei üblich, Gäste zu empfangen. Auch habe man selber Besuche abzustatten. Der Himmel sei groß, man habe manchmal einen weiten Weg zu den anderen zurückzulegen. So werde es weder an Arbeit noch an Unterhaltung fehlen. Es zieme sich, daß die Wohnung so ausgestattet sei, wie sie es eben sei.

Ich machte darauf Bekanntschaft mit den beiden Mitbewohnern dieses Hauses. Inzwischen trugen die Engel meine Kleider ins Haus und sagten:

– «Du darfst sie hier in deinem eigenen Hause aufbewahren. Und wenn du nicht weißt, was du anziehen sollst, dann bekunde es, wir werden dich beraten.»

Eigentlich hatte ich dann wieder dieses Gefühl der Einsamkeit. Ich kann nicht sagen, daß es mir nicht recht wohl gewesen wäre – aber ich fühlte mich einfach noch nicht so recht zu Hause . . . Ich hatte zwar eine große Bewunderung für alles, aber ich dachte auch darüber nach und fragte mich: ‹Habe ich das alles wirklich so verdient? . . . Und sieht der Himmel für alle Menschen so aus? . . . Erleben alle Menschen dasselbe wie ich? Oder gibt es auch noch etwas anderes, außer dieser Umgebung? Wo sind denn diese vielen, vielen Seelen, die ins Jenseits zurückkehren? . . .›

Solche Gedanken hatte ich mir gemacht. Und ich erkundigte mich dann auch und fragte:

«Ich habe so viel zu Gott und Jesus Christus gebetet. Besteht da auch die Möglichkeit, Christus hier zu empfangen, oder Ihm zu begegnen? . . .»

Die Antwort war, es werde gar nicht mehr so lange dauern, so würde ein Fest veranstaltet, und ich hätte sogar schon die Möglichkeit, Ihn zu sehen. Doch müsse ich verstehen, daß ich mich dazu ganz besonders zu schmücken hätte; denn wer zu diesem Feste ziehe, müsse entsprechend aussehen. Ich dachte nach. Ich erinnerte mich, die Welt gegen Ende des Jahres verlassen zu haben, und ich dachte auch an das Weihnachtsfest. Wie bescheiden waren wir Menschen jeweils zusammen gesessen und hatten uns gegenseitig eine kleine Freude bereitet. Manchmal reichte es vielleicht nur zu einem Apfel oder sonst etwas Eßbarem, vielleicht sogar einmal zu einem Stück Tuch – aber viel darüber hinaus gab es nicht. Es kam vor, daß man von einem Nachbarn schon recht ausgetragene Schuhe geschenkt bekam . . . Man tauschte in der Weise Sachen aus und glaubte, es wäre neu. Wir

waren eben ohne Ansprüche an das Leben, wir beteten und freuten uns so über das Christfest, und es wurde an diesem Weihnachtsfest auch gesungen.

Jetzt sollte ich das Weihnachtsfest in der Geisteswelt feiern dürfen ... Darüber war ich begreiflicherweise hoch erfreut. Hier konnte man wirklich Ihm begegnen, um dessetwillen man so viel ausgeharrt und geduldet hatte – jetzt sollte man Ihm begegnen ... Und da wollte auch ich nicht zurückstehen, auch ich wollte mich schmücken für dieses Fest, ich wollte mich dafür bereitmachen.

Aber ich fand mich ja noch nicht zurecht in diesem Durcheinander ... So kamen dann diese Freunde, mir zu sagen, was ich anzuziehen hätte. Man ordnete mein Haar, man schmückte es mit Blumen und Bändern. Man zog mir ein Kleid an, wovon man glaubte, es sei das schönste.

Meine Berater, diese Engel, sie hatten noch viel mitgebracht: Reife, Spitzen, Ringe – alles mögliche ... Und sie behängten mein Kleid damit, daß ich reich davon bedeckt war, und ich glaubte mich jetzt wirklich schön. Welch ein Unterschied zu dem groben Kleid, das ich in meiner Menschenzeit getragen hatte ... Hier diese feinen, kostbaren Stoffe! Und wie groß ich geworden war! Ich hatte das Gefühl, daß ich viel größer war als damals als Mensch, und schlank war ich, und weit waren meine Kleider jetzt! Und von einer großen Fülle, behängt mit Bändern und Spitzen – ja, so ein Kleid sollte ich anziehen zum Fest. Sie probierten es mir an, sie tauschten die Bänder, sie tauschten die Blumen, sie sagten: das und das Wesen werde neben mir stehen mit dieser oder jener Kleidfarbe, es müsse alles auf einander abgestimmt sein ... Schließlich war man sich einig geworden, aber ich weiß nicht, wie lange es gedauert hat, bis die Vorbereitungen soweit gediehen waren, daß alle Gefallen daran fanden. Die anderen waren ja alle so vornehm gewandet, so lieblich, und sie sagten:

– «Du sollst den Himmel erleben! Du sollst sehen, in welcher Pracht der Himmel ist! So wie die Menschen feiern, das ist nichts ... Sie erinnern sich nur kurz und oberflächlich der Geburt des Herrn. Wir aber beweisen auch unsere Dankbarkeit zu

Ehren des Herrn und geben Ihm und Gott die Ehre. Wir wollen das schönste Fest veranstalten ... Und es ist gut, daß du gerade diese Zeit gewählt hast, zu uns einzukehren. So sollst du mit uns feiern.»

«Wann soll dieses Fest stattfinden?», fragte ich. «Wie rechnet ihr mit der Zeit? Und wo feiern wir? Oder kommt Er gar in mein Haus vielleicht? Oder in jedes Haus? ...»

– «Nein», antworteten sie, «in dein Haus kommt Er nicht – aber weißt du, nicht weit von hier ist ein großer, großer Platz, gleich einem Stadion. Viele Hunderttausende von Seelen finden dort Platz. Und sie kommen aus den verschiedensten Himmeln, alle so schön geschmückt wie du!»

Ich mußte nur hören und staunen. Viele Hunderttausende? Sie aber sahen mein Erstaunen:

– «Was glaubst du, das wäre der ganze Himmel? Einige Hunderttausende? ... Das ist erst eine geringe Zahl. Es ist diese Sphäre hier, und es kommen alle die, die dieser Sphäre angehören. Er aber, zu dessen Ehren das Fest gefeiert wird, kann nicht allzu lange bei uns verweilen; denn bedenke! Er hat noch viele Geschwister in vielen Sphären zu begrüßen ...»

Ich hatte den großen Platz noch nicht gesehen. Ich erinnerte mich der Größe jenes Gartens, in dem ich erwacht war. Sonst hatten meine Ausgänge mich ja noch nicht allzu weit geführt. Oft ging ich zu jenem Garten zurück. Sonst blickte ich in diese ungeheuren Weiten, und ich ahnte wohl, welche Schönheiten dort auch noch zu finden sein mochten. Darüber machte ich mir aber keine Gedanken. Ich mußte mit mir selbst fertig werden, und ich hatte so viel zu bewundern. Ich hatte auch so große Freude an all dem Geschehen um mich – man hörte so viel, man bekam Besuche ... Ohne daß man sie kannte, kamen sie einfach, um einen zu begrüßen, einem eine Freude zu bereiten. Sie brachten irgendwelche Gegenstände oder neue Blumen mit und sagten dann, sie hätten Freude, wenn ich sie auch besuchen würde. Und gerne versprach ich, gelegentlich vorbeizukommen. Und doch fühlte ich mich einerseits allein ... Es mußte erst eine Zeit verstreichen, und ich mußte mich in dieser neuen Welt zurechtfinden, obwohl ich große Freude empfand. Aber meine Gedanken

gingen doch zu meinen Kindern, auch in mein Haus zurück auf Erden, wo ich geboren wurde, selbst ein Kind von zwanzig...

So gerne wollte ich die Meinen sehen. Ich hatte ja auch schon Kinder, die ins geistige Reich eingegangen waren, und ich sah sie nicht. Meine Eltern waren mir kurz vorgeführt worden, aber meine Kinder, die auch schon im Geisterreich waren, waren nicht gekommen, mich zu begrüßen. Darüber machte ich mir Gedanken... Ob es ihnen vielleicht nicht gut erging? Wo mochten sie sein?

Auch diese meine Gedanken wurden erkannt, und der Geist, der mir zuallererst die Tränen trocknete, er kam oft, mich zu besuchen, und er erkundigte sich und sagte:

– «Wir wissen wohl, was du denkst. Und das ist ganz selbstverständlich. So denken alle, die doch einigermaßen in Liebe mit den Ihrigen verbunden sind. Sie müssen doch an sie zurückdenken. Und du wünschest ihnen alles Gute und daß es ihnen besser ergehe. Du möchtest deine Geschwister, deine Kinder sehen, die auch hier sind.»

Dieser Geist Gottes sagte mir erläuternd:

– «Es braucht alles seine Zeit. Du bist noch nicht lange hier, und du hast schon sehr vieles und Wunderbares erlebt. Du kannst dich bereits mit deinen geistigen Geschwistern und den Bekannten aus deinem Dorfe zusammenfinden, und du wirst dich auch mit deinen Kindern zusammenfinden. Aber noch ist es nicht möglich; denn sie wohnen weit entfernt, und sie können nicht herauf zu dir kommen. Nur du kannst sie besuchen, du kannst zu ihnen herniedersteigen und sie begrüßen. Zuvor aber treffen wir jetzt die Vorbereitungen für das Fest. Zuerst das Fest, dann das andere!»

Die Kunde davon wurde gebracht. Es ging ein Geist Gottes von Haus zu Haus – ‹Verkünder› nannte man ihn. Und er sagte, man solle sich bereit machen. Aber dieses Verkünden geschieht – nach eurer Zeitrechnung – vielleicht einige Wochen vorher. Schon dann wird man aufgerufen, sich bereitzumachen. Dreimal komme man vorbei, erklärte man mir. Das erste Mal kommt man, um den einzelnen zum Feste zu laden und ihm zu sagen, daß er alles dafür zurüsten solle. Ein zweites Mal kommt man,

um sich zu erkundigen, ob man sich zurechtfinde. Denn man ist nicht so anteillos, man erkundigt sich nach dem Stand der Dinge. Ist dann alles in Ordnung, so wird erklärt: «Wenn wir wieder kommen, mußt du dich aufmachen zum Fest!»

Die, welche einem dabei behilflich sind, waren ja schon ungezählte Male dabei. Sie wissen, wie es bei diesen Festen zugeht. Sie haben auch das bessere Einfühlungsvermögen für die Zeitrechnung. Sie wissen, wann der Verkünder wieder kommt und wann man sich aufmachen muß. Damit sollte ich mich noch nicht so sehr befassen, sagten sie, sie würden es mir schon sagen, und ich solle mich dann bereithalten.

Und das tat ich. Ich war schon längst hergerichtet, ehe das Fest beginnen sollte. Sie hatten mich ja geschmückt und mir das schönste Kleid angezogen. Dann sagten sie:

– «So, in dem Staat, in dem du jetzt bist, geh nur hinaus und zeige dich den anderen – du darfst dich zeigen!»

Auch mein Haar hatten sie so schön mit Bändern und Blumen geziert. So ging ich doch etwas mit Stolz hinaus und in den Garten zurück, ging dort auf und ab und dachte zurück an die Menschen auf Erden... Und ich dachte: ‹Bald kommt für sie auch das Weihnachtsfest. Diese armen Menschen haben ja gar keine Ahnung vom Himmelreich! Wie oberflächlich leben sie dahin, und wie wenig tief ist bei vielen der Glaube an Gott und an Christus! Und wie schnell sind sie zur Hand mit Unzufriedenheit und Streit! Ach›, dachte ich, ‹die armen Menschen!...› Ich dachte an mein Dorf, wie armselig da alles war – und hier alles in einer unbeschreiblichen, schönen Farbenpracht, in einem Lichterglanz! Und da mußte ich mich freuen, wie die anderen auch. Man begegnete den anderen und hatte so das Gefühl einer wirklich festlichen Stimmung. Da und dort traten sie aus den Häusern. Aber noch hatte der Bote nicht verkündet, daß man sich zum Feste aufmachen solle. So ging man denn spazieren, man unterhielt sich.

Doch sollt ihr nicht etwa meinen, daß man sich da, in dieser Welt, in der ich erwachte, über nichtige Dinge unterhielte. Vor allem bewegte jede Seele die große Ehrfurcht vor Gott und die Dankbarkeit gegenüber Christus. Man sprach auch viel über die

christlichen Lehren, die auf Erden verbreitet werden. Und als man so einherging, fehlte es auch nicht an Gesellschaft. Man fand sich doch mit jenen zusammen, die schon lange, lange hier in dieser neuen Heimat weilten und die sich offenbar gut in den Gesetzen dieser Welt auskannten. Sie vermochten dann die anderen zu unterrichten. Die Gespräche drehten sich sozusagen stets um den Erlösungsplan, um die Heilsbotschaft und um die Menschen.

Dann kehrten wir wieder in unser Haus zurück. Wir wurden darauf aufmerksam gemacht, daß es an der Zeit sei.

– «Jetzt sammelt euch in Gruppen und wandert zum großen Festplatz hin!» hieß es. Wer wie ich das erste Mal dabei war, bewunderte vor allem zunächst diese große Organisation. Wir sollten uns zu fünfzig zusammenfinden, und diesen fünfzig wurde eine kleine Schar Engel zugeteilt, die sich unter die Gruppe mischten. Unter diesen Engeln sind Gott treugebliebene Engel gemeint, die am großen Abfall nicht mitgemacht haben, während wir, die vielen anderen, einst abgefallene und jetzt heimgekehrte Seelen sind, die in diese schöne Welt durch ein verdienstvolles Leben eingehen durften.

So sahen wir diese Engel dastehen, da und dort, und dann machte man sich auf zu diesem großen Platz.

Dort war auch wieder alles wunderbar hergerichtet, reich mit Blumen geziert. Da, wohin man gewiesen wurde, war es nicht etwa so, daß man durch die großen Scharen gehindert worden wäre in der Sicht auf jenen Ort,wo Er erwartet wurde. Der Raum war abgestuft, und es war dafür gesorgt, daß von seinem Platz aus jeder gute Sicht hatte.

Vor uns sahen wir eine kleine Bühne – ‹Bühne› ist vielleicht nicht der passende Ausdruck, aber ich nenne diese Erhöhung nun so. Sie ist vielleicht so groß, wie euer Raum hier, und darüber war ein Baldachin von wunderbarer Schönheit. Wir erkundigten uns, woher Er kommen würde, ob Er an uns vorbeikäme? Wir saßen alle so rundherum. Von der Bühne führte ein Weg aufwärts; von dort sollte Er kommen, dorthin, sagte man uns, sollten wir schauen.

Obschon wir viele Hunderttausende waren, gab es doch kein Durcheinander. Alles war so wohlgeordnet. Wir gehörten in

Gruppen zu fünfzig zusammen, und unter uns waren Engel Gottes. Sie sahen freilich noch viel vornehmer, viel schöner aus als wir ... Für Gesang und Musik war gesorgt – wunderbar sangen und musizierten die Engel Gottes. Wir anderen waren Zuschauer, Zuhörer. Aber ich war mir gewiß: jeder jauchzte mit im stillen. Jene, die es zum ersten Mal erlebten, konnten es kaum erwarten und fragten sich in Gedanken: ‹Wie mag Er wohl aussehen? Wir haben ja im Menschenleben uns eine Vorstellung von Ihm gemacht, wir hatten Bilder – ob es damit wohl stimmt? Wie mag er in Wirklichkeit aussehen? Und in welcher Art und Weise kommt Er wohl? ...›

Ich fragte nicht, ich dachte solches nur. Und es war still, ganz still, als die Musik verstummte – trotz dieser ungeheuren Menge ... Alle Augen waren auf einen Punkt gerichtet. Dann sahen wir plötzlich kleine, leuchtende Punkte in der Ferne – und schon ging ein Lispeln durch die Reihen:

– «Sie kommen! Sie kommen! ...»

Noch sah ich nichts Besonderes als diese kleinen, leuchtenden Punkte. Doch kamen sie näher und näher, und plötzlich konnten wir großmächtige Reiter erkennen, auf wunderschönen weißen Rossen ... Und sie verkündeten die Ankunft des Herrn. Sie kamen nicht auf die Bühne, sondern drehten ab. Aber wir blickten ihnen nicht nach, Ihn wollten wir kommen sehen ...

Noch erschien Er nicht. Wieder kamen große, starke, mächtige Gestalten, doch auch sie betraten die Bühne nicht, sondern sie stellten sich etwas abseits von ihr auf. Nach ihnen folgten zarte Engelwesen und streuten Blumen – wunderschöne zarte Gestalten waren sie, so duftig und herrlich gewandet ... Ganze Scharen waren es. Doch unser Auge suchte nur den Einen ... Wohl bewunderten wir auch all das, was geschah. Noch immer kamen ganze Scharen wunderschöner Gestalten, die Blumen streuten.

Und dann kamen ganz kleine Wesen ... Nach meiner Schätzung und euren Begriffen waren sie wohl kaum über zwei Jahre alt. Sie trugen auch Blümchen in den Händchen, und dann und wann ließen sie auch eines fallen, kleine Kindchen an den Händen von Engeln Gottes ... Ich kann nicht beschreiben, wie wun-

derschön man diese Kleinen geschmückt hatte ... In den ersten Reihen waren diese Kleinsten, dann folgten immer größere Kinder, es waren, ich glaube, viele Hunderte. Aber sie hatten auch nicht alle Platz auf dieser Bühne, nur ein kleiner Teil, die anderen standen darum herum. Unser Auge jedoch blieb nur auf die Bühne oder in die Weiten gerichtet, woher Christus kommen sollte.

Aber ich möchte doch erzählen, wie wunderschön und niedlich diese Kleinen von den Engeln Gottes geschmückt waren. Sie trugen teils Sandalen, nur so kleine Dinger, die aber voller Blümchen waren, teils Schuhe, bis zum Knie mit Bändern geziert, an denen Blumen aller Art befestigt waren, rund um die Beine dieser Kleinen. Könnt ihr euch danach vorstellen, wie lieblich sie aussahen? Die einen hatten ganz einfache und doch sehr schöne Kleidchen an, ein Kränzlein aus Blumen auf. Bei anderen waren die Kleidchen mit Blumen verziert, wieder andere hatten an ihren Kleidchen kleine Glöckchen, und wenn sie sich bewegten, ging von ihnen ein leises, helles Läuten aus, aber in einem Durcheinander, was den Kleinen sichtlich Freude bereitete. Manche hatten auch ein Gebinde um das Handgelenk, die einen aus Blumen, die anderen aus einem Band mit ein paar Glöcklein. So kamen sie wohlgeordnet an den Händen der Engel Gottes zur Bühne, sie wußten schon im voraus den Platz, wo sie zu stehen hatten.

Da – plötzlich war ein Funkeln und Glitzern, man hörte schon durch die Reihen rufen: «Er kommt! Er kommt!» – und nach diesen Kindern kam Er ...

Es ist mir kaum möglich, angemessen zu beschreiben, was sich unserem Auge bot. Ein Funkeln war sein Gewand, ich meinte, vom Kleide selbst nichts zu sehen, so besetzt war es von leuchtenden Edelsteinen, einer am andern ... So friedvoll, so liebreich war sein Ausdruck ... Immer näher kam Er. Dann stand Er mitten auf der Bühne, umgeben von zarten, blumenstreuenden Wesen und dazu von einigen wenigen, mächtigen Gestalten. Mich durchzuckte der Gedanke, warum und wozu wohl diese mächtigen Engelwesen hier seien – weshalb es denn nötig sei, solche aufzubieten; denn ich glaubte doch, hier wisse jeder, was

sich gehört. Sie sahen aus wie mächtige Streiter ... Da flüsterte der Engel in meiner Nähe mir zu:

– «Bedenke doch die große Begeisterung in jeder Seele! Es könnte sich jemand vergessen, durch die Reihen stürzen und auf die Bühne eilen, er könnte sich Ihm nähern und vor Ihm niederfallen ... Nein, es ist eine Ordnung hier. Er will von allen gesehen werden, Er spricht zu allen – nicht zu einem allein.»

Übrigens war uns schon von vornherein gesagt worden, wir hätten gehorsam zu sein und genau das zu befolgen, was unsere Betreuer uns hießen. Wir durften also nicht aus unseren Reihen heraustreten, unsere Plätze nicht verlassen. Aber anscheinend hat man sich nicht auf gar alle in der Weise verlassen; deshalb wurden diese großen Streiter, diese mächtigen Engel aufgestellt. Man hatte das Empfinden, sie seien so stark und ein Zwischenfall gar nicht denkbar.

Wir standen da und priesen Gott, den Schöpfer, und wir priesen Ihn, Christus, den Erlöser. Dazu waren wir ja hierher gekommen, Ihm zu Ehren feierten wir. Und wir waren zutiefst ergriffen.

Anfänglich waren wir auf unseren Plätzen gesessen. Aber als dann diese Herolde und Streiterengel kamen, erhoben wir uns. Und als Er kam, beugten wir das Knie. Scheu blickten wir zu Ihm hin, hoben den Kopf, um Ihn wieder zu sehen, und allmählich richteten sich unsere Augen nur und allein auf Ihn, und Er gab ein Zeichen, wir sollten uns wieder erheben und uns niedersetzen.

Und dann sprach Er zu uns: daß der wahre Friede über alle kommen möge; daß alle Wesenheiten, die sich zur Ehre Gottes und zu seiner Ehre versammelt hatten, sich aufmachen sollten, hin zu ihren zurückgebliebenen Geschwistern, um ihnen den Weg zum Frieden zu zeigen. Daß jedoch der Friede nicht so leicht errungen werde, daß man um ihn kämpfen müsse – daß wir, seine Getreuen, mit den auf Erden zurückgebliebenen Menschen darum kämpfen müßten. Daß es immer ein Auf- und Absteigen sei, und daß der Himmel nur eines wünsche: Friede auf Erden, Friede überall, Friede in allen Welten ...

So sprach Er vom Frieden, und von der Liebe, die Ihn an Gott

binde – davon, daß diese selbe Liebe, die Ihn an Gott binde, Ihn an alle Wesenheiten binde; daß seine Liebe nicht nur dem Vater gelte, sondern allen Geschöpfen. Daß Er allein das große Werk so rasch zu erfüllen nicht imstande sei; es brauche dazu die Mithilfe eines jeden einzelnen. Die Brücke ins Himmelreich habe Er geschlagen; über diese Brücke sollten wir gehen, und wir sollten immer wieder eine weitere Seele mitziehen, Ihm und Gott entgegen. So, wie Er uns den Frieden bringe, sei es unsere Aufgabe, den Menschen den Frieden zu bringen, den Menschen und den vielen, unseligen Geistern.

So sprach Er zu uns. Er segnete uns, gleich wie Er einstmals seine Jünger gesegnet hat. Wir hatten uns wieder erhoben und uns vor Ihm verneigt. Wieder ertönte gewaltige Musik – Er aber zog von dannen . . .

Wir wußten ja, man hatte es uns erklärt: Er würde nicht lange bei uns verweilen. Doch viele Hunderttausende hatten Ihn gesehen, seinen Segen empfangen, von Ihm gehört, welches Ziel anzustreben war . . . Unverwandt waren wir Ihm mit den Augen gefolgt, bis alles wieder so klein wurde, daß wir zuletzt nur noch einen leuchtenden Punkt sahen – dann war alles verschwunden. Wir blieben noch eine Weile und sangen Lieder, die wir zuvor miteinander eingeübt hatten. Ihr könnt euch vorstellen, welche Klangfülle aufstieg aus den Kehlen dieser Hunderttausenden: Ehre sei Gott und Christus dem Erlöser! . . .

Danach wurden auch wir aufgefordert, zurückzukehren. Es gab kein Durcheinander. So ruhig, wie man gekommen war, verließ man diesen großen Platz wieder. Tief bewegt kehrten wir heim.

Zum ersten Mal hatte ich ein solches Erlebnis gehabt, und wem dies widerfährt, der kann, glaube ich, nur still und ruhig den Rückweg antreten. Freilich steigen viele Fragen auf, und man möchte wissen: ‹Ist es denn nicht möglich, Ihm persönlich zu begegnen, Ihm die Hand zu geben?›

– «Das kannst du wohl», war die Antwort, «du kannst Ihm persönlich die Hand geben, wenn es infolge deiner großen Taten notwendig wird, daß du Ihm Auge in Auge gegenüberstehst – dann darfst du zu Ihm hin . . .» Und ich wurde weiter aufgeklärt:

– «Bedenke doch, wie viele eine solch große Sehnsucht nach Christus haben . . . Sie wünschen nur eines: nur neben Ihm einhergehen, nur neben Ihm stehen zu dürfen . . . Aber der Heilsplan Gottes würde auf solche Weise nicht erfüllt.»

So vieles gibt es zu tun. Es muß ausgeführt werden, was uns gesagt worden war: wir sollten den Frieden verbreiten, von dem Er uns sprach, wir sollten den Frieden bringen. Dazu mußten wir tätig werden. In unserer himmlischen Sphäre konnten wir die anderen ja nicht teilnehmen lassen an unserem Glück, wenn wir uns hier abgeschlossen hielten. Wir mußten also von unserer Freude, unserer Seligkeit den anderen bringen – und das war manchmal ein schwerer Weg . . .

Von all diesen Gedanken bewegt, kehrte ich in mein Haus zurück. Ich legte mein so kostbares Kleid wieder ab und zog ein einfaches an, das aber auch schön war. In mir war nur der eine Wunsch, und ich gelobte mir: ‹Ich will eine gute Dienerin sein im Heilsplane Gottes, und ich will es fertigbringen, einstmals Ihm gegenüber zu stehen!›

– «Ja», erklärte man mir, «jene, die große Aufgaben erfüllen, sie können von Christus gerufen werden und erhalten sogar Anweisungen von Ihm selbst. Dafür braucht es aber große Werke.» Und man sagte uns: «Er selbst belohnt jene, die große Werke vollbringen! . . .»

Von Ihm belohnt werden – das wollte ich. Aber es ist eine große und schwere Aufgabe. Und dann sagte man mir:

– «Sieh, liebe Schwester, als du hierher gekommen warst, hast du alles bestaunt und bewundert, und du hast geweint, du warst gerührt und überrascht, und wir hatten dir die Tränen getrocknet. Du hattest Tränen der Freude und der Ergriffenheit in den Augen, du brauchtest ja nicht traurig zu sein. Nun haben wir aber Geschwister, die aus Traurigkeit weinen, und ihre Tränen müssen auch getrocknet werden . . . Und zu solchen sollst du ziehen und an ihnen tun, was man an dir getan hat. Du sollst ihre Tränen trocknen und ihnen Trost und Hilfe bringen. Dazu mußt du dich überwinden, du mußt niedersteigen in jene tieferen Welten hinab, wo nicht diese Pracht und Herrlichkeit ist, nicht dieser Frieden, sondern wo Unzufriedenheit und Streitsucht herrschen.

Auch sollst du zu jenen gebannten Seelen ziehen, die immer noch in Verwünschungen dahinleben. Ihnen sollst du etwas von deinen Erlebnissen in den Schönheiten des Himmels erzählen, auch wenn sie das, was du ihnen sagst, nicht von dir annehmen wollen. Du mußt einfach immer wieder hingehen, so lange, bis sie anfangen, dir zuzuhören. Und wenn dann eine Seele davon ergriffen wird und anfängt zu weinen, dann trockne ihr die Tränen, so wie wir deine Tränen trockneten ...»

So wurde ich auf meine Aufgaben vorbereitet. Ja, ich hatte eine schöne Heimat angetroffen, ein wunderbares Zuhause. Aber jetzt sollte ich meine Aufgabe im Heils- und Ordnungsplane Gottes erfüllen und dazu auf dieses wunderschöne Dasein verzichten ... Ich sollte hinab in die Welt der Dunkelheit, um jenen Unseligen beizustehen, um ihnen einen Lichtstrahl oder -funken zu bringen. Ich sollte ihnen den Weg bereiten zu den geistigen Höhen. Ich sollte ihnen die Hände reichen, sie über die Brücke begleiten und sie aufwärts führen ...

Auch zu Menschen sollte ich gehen, hinter ihnen her ziehen, sie inspirieren. Ich sollte sie bewahren und behüten vor Unglück, Not und Sünde ... Das sollten meine Aufgaben sein. Ich habe sie auf mich genommen und sie in diesen Welten ausgeführt, in die zu gehen man mich beauftragt hatte.

Wenn ich jeweils wieder zurückkehre in mein Zuhause, bin ich voller Freude und Dankbarkeit. Auch *wir* beten, nicht nur ihr Menschen, wir loben und preisen Gott und Christus. Immer wieder dürfen wir Ihm begegnen, immer wieder wird ein Fest angekündigt, und wenn es auch nur kurze Zeit währt, während der Er an uns vorübergeht, so sind wir doch glücklich ... Denn Er ist mit uns, und wir hören davon, daß Er in anderen Himmeln auch Besuche macht, wo sich unsere Geschwister genau so freuen wie wir, wo sie ihre Arbeit genau so eifrig erfüllen wie wir.

So, liebe Freunde, habe ich euch von meinem Leben erzählt, und so wünsche ich euch, liebe Geschwister, eine selige Heimkehr in die Welt der Wirklichkeit. Gott zum Gruß!

16. LENE

HIMMLISCHE FÜHRUNG EINER KINDERSEELE

Kundgabe vom 15. Oktober 1958

Der nachstehende Bericht fällt insofern aus dem bisherigen Rahmen, als er nicht von einem geläuterten früheren Menschengeist durchgegeben wurde, sondern von einem Engelwesen, das nie Mensch zu werden brauchte und sich uns gegenüber LENE nennt. Ihr Bericht führt hinauf in Sphären, die uns gerade eben noch zugänglich sind, und bildet damit zugleich das Schlußkapitel dieses Buches.

MEINE lieben Geschwister, ich versuche, euch eine Schilderung aus der jenseitigen Welt zu geben, die sich wunderbar zum Nachsinnen eignet. Für Freunde, die mit unserer geistigen Sprache noch nicht so vertraut sind, ist es vielleicht schwer, allem zu folgen. Doch werden sie bestimmt Gelegenheit finden, sich mit anderen über die Belehrungen auszusprechen, die darin enthalten sind. So will ich erzählen, und ich hoffe, daß es mir möglich ist, vom Wichtigsten nichts auszulassen und doch die Zeit nicht zu überschreiten.

Es kam eine Tochter ins Jenseits, sie zählte zwölf Jahre, und ihrer nahm sich eine Tante an, von der sie in früher Kindheit hatte erzählen hören, doch ohne sie zu kennen. Aufgabe der Tante war es, das Kind in der ersten Zeit zu betreuen. Sie führte es auch in die geistige Schule, denn es mußte ja noch unterwiesen werden. So begleitete diese gute Tante das Kind zu seinen Aufgaben. Sie wohnte mit ihm zusammen in einem schönen Hause und widmete sich ihm und seinen Liebhabereien. Dann und wann begleitete sie es auch zu seinen Eltern im Erdenreich.

Als die Tochter dann nach eurer Zeitrechnung fünfzehn Jahre alt geworden war, da kam ein Engel Gottes zu ihr und sprach:

– «Jetzt mußt du Abschied nehmen von deiner Tante, Schwester. Fortan wirst du mir eine Begleiterin sein. Ein Abschnitt ist

für dich vorüber, jetzt beginnen wir einen neuen. Ich versuche, dir einen kleinen Einblick in den Himmel zu geben.»

Man nahm Abschied voneinander mit dem Versprechen, sich wiederzusehen, und die Tochter folgte dem Engel Gottes – ich möchte eher sagen: der großen Schwester, die sie in ihr sehr schönes, großes Haus aufnahm. Darin wohnten so viele dienende, helfende Geister, denen allen Aufgaben gegeben waren.

– «Liebe Tochter», sagte nun die große Schwester, «über das Wichtigste wurdest du ja belehrt nach deiner Fähigkeit und deinem Empfinden. Doch jetzt schreiten wir weiter nach oben. Vorübergehend, aber noch für längere Zeit, kannst du in diesem meinem schönen Hause wohnen.»

Der Tochter gefiel es. Wohl hatte sie anfangs Mühe, sich daran zu gewöhnen, daß sie nicht mehr ihre Eltern aufsuchen konnte, daß sie vom Erdenreich so weit entfernt war. Doch hatte sie die Trennung sozusagen schon gut überstanden; denn sie hätte ihre schöne Welt nicht mehr mit dem Erdenreich vertauscht.

– «Komm!», sprach nun die große Schwester zu ihr, «wir gehen jetzt auf eine Wanderung.» Und sie nahm sie beim Arm, und zusammen gingen sie durch weite Gefilde. Alles war so licht und farbenschön. Doch plötzlich fing es an zu dämmern, und es wurde richtig Nacht . . .

«Warum wird es denn hier Nacht?», fragte die Tochter verwundert. «Da, wo ich mit meiner Verwandten zusammen lebte, ist es nie Nacht geworden . . . Und du hast mir doch gesagt, ich sei zu einem höheren Sein emporgestiegen. Wie ist das zu verstehen?»

– «Sei ganz aufmerksam», antwortete die große Schwester, «und schau jetzt umher! Du siehst diese weiten, weiten Ebenen, und du siehst, daß hier die Blumen nur spärlich sind, und die Pflanzen und Gräslein ebenso, daß diese nicht so frisch und grün sind, wie du es bisher gewohnt warst, ja, sie sind so ohne Kraft . . .»

«Ja», unterbrach sie die Tochter, «als wir anfangs miteinander wanderten, war alles noch so frisch und hell und farbenfroh, und jetzt sehe ich all das Schöne nicht mehr . . . Ist es deshalb, weil es Nacht geworden ist?»

– «Weißt du», erwiderte die große Schwester, «hier schläft alles. Jedes Gräslein, jedes Blümchen, jedes Blatt – alles schläft . . .»

«Und darum muß es Nacht sein? Hier in diesen Ebenen schläft man wirklich?», fragte die Tochter erstaunt.

– «Ja – doch komm, wir wollen wandern, und du sollst diese unendlichen Weiten sehen, wo es so still und ruhig ist», sagte die große Schwester.

Doch totenstill war es nicht, man vernahm vielmehr ein feines Säuseln, von irgendwoher kam zeitweilig ein sanfter, zarter Wind, kraftlos, ohne Blätter und Gräser zu bewegen. Da fühlte sich auch die Tochter müde.

«Auch ich möchte schlafen», sagte sie, «auch ich fühle mich so müde . . .»

– «Ja, lege dich nur hin und schlafe», antwortete ihre Begleiterin, die ihren Mantel auszog und ihn der Tochter unter das Haupt legte. Sie sollte schlafen . . . Doch während sie schlief, ging die große Schwester einher, um mit den Händen über Gräslein und Blätter zu streichen. Sie wußte wohl, warum es hier Nacht und so still war, warum sich hier keine sonstigen Engel Gottes oder irgendwelche andere Wesen aufhielten. Sie beide allein waren doch auf diese Wanderung gegangen. Nun begab sich die große Schwester auf einen längeren Weg, es zog sie weiter fort. Für alle diese Dinge in diesen Weiten empfand sie ehrfürchtige Bewunderung.

Endlich kehrte sie wieder zu der Schlafenden zurück. Bald öffnete diese ihre Augen und sagte:

«Ich glaube, ich habe mich ausgeruht. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen habe, doch ich fühle mich so frisch und gesättigt . . .»

– «So ist es», erwiderte die große Schwester, «du hast dich auf diesem geistigen Boden ausgeruht, und er hat dir zugleich jene Nahrung vermittelt, die du brauchst, um wieder frisch und wach zu sein.»

«Wie lange dauert denn die Nacht hier?», wollte die Tochter wissen. «Ich habe das Gefühl, sie sei von viel längerer Dauer als im Erdenreich.»

– «Ja, sie dauert hier viel, viel länger», bestätigte ihr die große Schwester. «Sie kann nach menschlicher Zeitrechnung Wochen dauern, diese geistige Nacht. Aber sie hat durchaus nichts Beunruhigendes an sich – im Gegenteil, sie ist so erquickend und aufbauend. Komm nun!», und damit nahm sie die Tochter bei der Hand, «du wirst jetzt den Tag erleben und sehen, wie alles so schön geworden ist.»

Und so war es. Während sie weiterwanderten, fing es ganz leise an zu dämmern. Allmählich leuchtete das Licht wieder in diese Weiten hinein, und je heller es wurde, desto deutlicher erkannte die Tochter, daß die Blumen erblüht, daß die Gräslein frisch, die Blätter stark geworden waren. Immer heller wurde es während ihrer Wanderung, und plötzlich war auch in dieser Sphäre der Tag angebrochen. Alles erschien so schön, so licht und frisch.

«Ist es möglich, daß es hier auch ein Sterben gibt?», fragte da die Tochter. Und die große Schwester belehrte sie:

– «Sieh, hier wird immer wieder für das höhere Leben vorbereitet. Auch sie, die Blumen und Pflanzen, sind in das neue, höhere Leben eingegangen. Dazu bedurften sie vorher der Ruhe und dieser Dunkelheit. Nun wird es für sie aber lange, lange Tag bleiben! Doch komm weiter! Wir werden noch mehr der Dinge erblicken, die du zu bestaunen hast . . . »

Gewaltig waren die Weiten, die sie vor sich sahen. «Siehst du dort in gewissen Abständen jene Tore?», fragte die große Schwester, und als die Tochter dies bejahte, fuhr sie fort: «Noch sind sie alle geschlossen, und wir dürfen sie nicht durchschreiten.» Als die Tochter meinte, es sei doch wohl möglich, zwischen den Toren hindurchzugehen, sagte sie:

– «O nein! Das dürfen wir nicht. Ich kenne das Gesetz. Wenn die Tore geschlossen sind, dürfen wir nicht hinübergehen. Doch warte nur! Lange wird es nicht mehr dauern, dann wird man sie öffnen, ich weiß es bestimmt.»

Da ertönte auf einmal ein seltsamer Klang, es war ein Horn – und jetzt öffneten sich alle Tore in ihrem Blickfeld . . .

– «Komm, jetzt dürfen wir hindurch!», sagte die große Schwester. «Ich wußte ja um den Zeitpunkt, da sie geöffnet würden.»

Nun traten sie in die andere Sphäre hinüber. Schön war sie, in frischem Grün, und wo man auch hinsah, nichts wie Blumen und Bäume. Dann erblickten sie abermals Tore.

– «Siehst du», sagte der Engel, «auch sie sind geschlossen, und wir haben hier zu warten, bis auch sie sich öffnen . . . »

«Warum haben wir es denn nötig, zu warten?» wollte die Tochter wissen. «Warum können wir nicht einfach überall hindurchgehen?»

Und die große Schwester mußte ihr wieder erklären, daß es auch in den hohen Himmeln Grenzen und Gesetze gibt, die genau beachtet werden müssen. Sie befänden sich jetzt ja in einer besonderen Welt, und daher solle sie besonders gut aufpassen auf alles, was geschehe, da dies ja auch zu ihrer Belehrung sei.

– «Auch hier wirst du wieder dieses Horn vernehmen. Darauf werden sich auch diese Tore hier öffnen. Dann halte die Augen gut offen und sieh zu, was sich alles hier bewegen und in diese Sphäre hereinkommen wird!»

Erwartungsvoll stand die Tochter da. Endlich kam der ersehnte Augenblick. Der seltsame Klang ertönte abermals, und die Tore öffneten sich . . . Und was sah sie? Große Scharen Tiere kamen mit einemmale daher. Sie trabten durcheinander, aber nur hin bis zu jenem Tor, als ob sie genau wüßten, daß es für sie nicht mehr weiter ging. Staunend blickte die Tochter auf dieses Treiben, so vieles hatte sie zu beobachten . . . Sie erblickte gewaltige Herden schönster Pferde, die sich alle an einem Platz in dieser fast unüberschaubaren Weite sammelten. Ihnen folgten Hunde in gleichfalls riesiger Zahl, und auch sie gesellten sich in dem unendlichen Raum zusammen. Dann kamen weitere Tiere: ganze Scharen von Elefanten, Tigern, Löwen, Panthern, Katzen, Vögeln und so vielen anderen Lebewesen. Die gewaltigen Weiten wurden von ihnen bevölkert und zuletzt ganz angefüllt – voll, voll waren sie . . .

«Wie ist solches nur möglich?», fragte die Tochter. «Woher kommen sie alle? . . . »

– «Sie sind zum neuen Leben aufgerufen worden», war die Antwort der großen Schwester. «Sie sind, so wie du vorhin es erlebt hast, aus der geistigen Nacht in den geistigen Tag und damit

in das höhere Leben eingetreten. Auch sie bedurften zuvor der Stille, der Ruhe, dieser geistigen Dunkelheit.»

Die Tochter wollte noch so vieles wissen; sie fragte, wie lange denn wohl diese Tiere hier zu leben hätten?

– «Es ist ganz verschieden», antwortete ihr der Engel Gottes. «Du siehst doch die vielen Tierrassen. Sie werden aus diesen ungeheuren Weiten nicht alle miteinander wieder abtreten. Wenn ihre Zeit für das weitere höhere Leben gekommen ist, werden sie einfach andere Ebenen aufsuchen.»

«Haben denn die Tiere hier zu sterben?», fragte die Tochter weiter.

– «Nein, hier in diesem Reiche stirbt man nicht», war die Antwort. «Hier wird man für das höhere Leben umgewandelt, und dafür bedarf es der Ruhe, dieser Stille . . . »

Nun schritten beide mitten durch diese Herden von Tieren. Alle verhielten sich ruhig, keines zeigte auch nur die geringste Spur von Wildheit, alle waren so friedlich und schön. Und wieder wollte die Tochter wissen: ob die Tiere denn hier nicht hungrig würden, ob sie keine Nahrung brauchten?

– «Nein, hier werden sie weder hungrig noch durstig, denn diese geistige Erde, auf der sie stehen und sich bewegen, gibt ihnen die Kraft zum Leben und hält sie immer satt . . . »

Die Tochter hatte nur zu staunen. Schließlich sagte sie:

«Ich möchte doch auch sehen, wie sie für das höhere Leben umgewandelt werden, wie sie in diese Höhen eintreten dürfen . . . »

– «Jetzt kannst du es noch nicht verstehen», erwiderte ihre Führerin. «Ich werde dich aber später in jene Sphären begleiten. Dann wirst du diese Geistesnacht erleben und den Engeln behilflich sein dürfen, wenn die Tiere zum höheren Leben erwachen.»

Noch konnte die Tochter ja nicht alles verstehen, aber sie war zufrieden, so viel schon gesehen zu haben. Schon so viele neue Eindrücke hatte sie empfangen – gab es doch so vieles zu bestaunen! Ja, sie war glücklich und zufrieden. Dann aber wollte sie die große Schwester etwas fragen, worüber ihr vorher die Verwandte keinen Bescheid hatte geben können:

«Sage mir doch!», bat sie, «warum mußte ich denn schon so früh das Erdenreich wieder verlassen? Warum durfte ich nicht so viele Jahre dort verleben wie die meisten Menschen? . . . »

– «Jetzt kann ich es dir erklären», sprach die große Schwester, «jetzt kannst du es eher verstehen. Früher, als du das letzte Mal bei uns im Himmel warst, fühltest du dich von Mitleid ergriffen für eine schwerbelastete Seele, die für ein neues Erdenleben gezeichnet war. Immer zog es dich zu ihr hin. Du wolltest ihr helfen, und deswegen hattest du bei Anlaß eines Festes dir vom himmlischen Fürsten die Erlaubnis erbeten, etwas von Leid und Last jener Seele auf dich zu nehmen. Sie hatten es dir verstattet und dazu erklärt: ‹So du es willst, kannst du freiwillig einen Teil der Schuld jener Seele auf dich nehmen; doch sind deine Erdenjahre gezählt, es sind wenige, und du wirst deinen Eltern dadurch Schmerz bereiten. Doch wollen wir es dir hoch anrechnen, daß du bereit bist, etwas vom Leid eines andern auf dich zu nehmen. Du wirst aber in diesen wenigen Erdenjahren eine schwere Krankheit zu ertragen haben . . . ›»

So also war alles geschehen . . . Die Tochter wußte ja um den Weg, den sie zu gehen hatte; doch unbekannt war ihr geblieben, warum sie nur so wenige Jahre hatte leben dürfen. Nun war sie zufrieden mit der Erklärung der großen Schwester, und sie fand es ja wieder so herrlich im Himmelreich. Doch wollte sie noch wissen, wie es jener Schwesterseele erging, der sie einen Teil ihres Leidens abgenommen hatte.

– «Auch sie ist nun in ein neues Erdenleben eingetreten», erhielt sie zur Antwort, «und du wirst später Gelegenheit haben, sie zu besuchen und ihr eine Beschützerin zu sein. Doch vorerst bleibst du noch in meinem Hause. Du hast nun verschiedenes gesehen und bist darüber unterrichtet worden, und ich werde mich bemühen, dich auch weiterhin zu unterweisen. Jetzt aber wollen wir in unser Haus zurückkehren!»

Als sie das schöne, prachtvolle Haus wiederum betraten, kam eine Botin auf die große Schwester zu:

– «Man hat dich zu einem Feste geladen», lautete die Botschaft. In welchem Hause das Fest stattfinden sollte, war der Schwester bereits bekannt, und so antwortete sie:

– «Gut, ich werde gerne kommen, aber ich möchte auch diese Tochter mitbringen. Mach dich auf, geh hin und frage, ob es erlaubt sei, eine Tochter mitzubringen.»

Halb zögernd, halb fragend schaute die Botin auf die große Schwester, zu deren Haus sie gehörte. Diese merkte, was jene wollte.

– «Ja», sagte sie, «du kannst es tun, ich weiß schon, was du willst . . .»

– «Ich möchte doch nur», entgegnete die getreue Dienerin, «daß alle sehen, aus welch geistig reichem Hause ich komme . . .» Und schon eilte sie davon. Was war es wohl, was sie wollte? Und wie verstanden sie sich? Die dienende Schwester wollte den Weg zum Hause des Gastgebers nicht zu Fuß zurücklegen. Nein, sie war anderes gewohnt . . . Staunet nicht, ihr Freunde! So ist es eben im Himmelreich . . . Mit Pferd und Wagen wollte die Botin ziehen, damit man überall erkenne, daß sie aus geistig reichem Hause komme.

So fuhr sie also hin und meldete sich beim Pförtner jenes wunderschönen Schlosses. Der staunte – und doch war er daran gewöhnt, daß Diener oder Dienerinnen mit solchem Aufwand kamen. Er fragte nach ihrem Begehr.

– «Führe mich eilends zum Fürsten, ich habe ihn um etwas zu fragen.»

Da öffnete er die Pforte, und die Dienerin trat ein. Der Fürst kam ihr entgegen:

– «Was hast du mir für eine Botschaft zu überbringen?»

– «Meine große Schwester läßt dich fragen, ob sie eine Tochter zu deinem Feste mitbringen dürfe?»

– «Eine Tochter hat sie nun bei sich?», fragte der Fürst zurück.

– «O ja, sie ist zwar noch nicht lange bei uns, doch ich glaube, auch sie stammt aus reichem Hause.»

– «Gut», entgegnete der Fürst, «ich komme gleich mit, ich will die Tochter sehen.»

Die Dienerin, die sich mit ihrer großen Schwester gut verstand, war über diese Worte etwas erstaunt. Zögernd, gegenüber dem hohen Fürsten gehemmt, ging sie ihm voran. Doch er sprach:

– «Geh nur zu und beeile dich! Wenn du in deinem Hause zurück sein wirst, bin ich schon längst dort . . .»

Hierauf bestieg er ein wunderschönes Pferd, das man ihm gebracht hatte, und eilends ritt er von dannen. Als erster war er bei der großen Schwester angelangt, und er begehrte die Tochter zu sehen, die man zum Feste mitzubringen wünsche. Die große Schwester stellte sie ihm vor. Der Fürst kannte sie ja schon, ließ sich dies jedoch nicht anmerken; die Tochter selbst wußte ja noch nichts von ihren geistigen Verwandten.

– «Gut», sprach der Fürst, «es freut mich sehr, auch dich bei meinem Fest zu sehen. Doch wollen wir es nun anders gestalten. Mit dir werde ich noch elf weitere Töchter deines Alters einladen.» Und zur großen Schwester gewandt: «Sei du darum bemüht, solche zu finden, die würdig sind dafür!»

Man besprach noch einiges zusammen, dann entfernte sich der Fürst, in sein Haus zurückkehrend. Währenddessen hatte sich die Dienerin für ihren Heimweg viel Zeit gelassen. Die große Schwester – ach, sie wußte ja, daß sie nicht auf dem kürzesten Wege vom Schloß heimkehren, sondern große Umwege machen würde, um vielen zu zeigen, aus welch edlem Hause sie kam . . . Denn viele waren ihr auf dem Heimweg begegnet, und man begrüßte sie, fragte nach ihr und freute sich. Als sie endlich eintraf, sagte die große Schwester zu ihr:

– «Ich habe einen weiteren Auftrag für dich, doch du mußt dich damit beeilen. Denn bedenke: elf Töchter muß ich noch haben, die auch zum Fest geladen werden sollen.»

Gerne war die Dienerin dazu bereit; doch gab es vorher noch vieles zu erörtern: in welchen Himmeln, bei welchen Schwestern würde man diese Töchter wohl finden? So beriet man sich, und dann wurden nach allen Richtungen hin Boten ausgesandt, bis man Bescheid erhalten hatte, wo solche Töchter lebten, die der Teilnahme an einem solchen Feste würdig waren. Danach hatte es die getreue Dienerin sehr eilig; denn jetzt oblag es ihr, diese Töchter aufzusuchen. Sie bereitete sich entsprechend vor; doch die große Schwester meinte:

– «Ach, wie du aussiehst! Wenn du werben willst – nun, ein besseres Aussehen solltest du schon haben! . . .»

Und sie ging mit ihr in den Garten, steckte ihr zwei Rosen ins Haar und band ihr ihren eigenen goldenen Gürtel um.

– «So kannst du dich wohl sehen lassen, und man wird gleich merken, daß du aus reichem Hause kommst! . . . »

Lächelnd hatte die große Schwester dies zu ihr gesagt, denn sie war wirklich eine getreue Dienerin, und alle, die mit ihr gleichen Amtes walteten, sollten sehen, zu welchen Ehren man auch als Dienerin im Reiche Gottes gelangen kann. So geschmückt, ging sie nun in diesen und jenen Himmel und erkundigte sich:

– «Wo habt ihr eine Tochter, die so jung und schön ist wie die unsere?»

Überall sah sie sich um, und da und dort fand sich eine, zu der sie sprach:

– «Gut, halte dich bereit, ich will von dir Kunde bringen: aber ich muß wissen, wie du heißest, wer du bist, und wie lange du schon in der Gotteswelt weilst.»

Dies alles merkte sie sich genau und hatte schließlich alle elf zusammen. Gemeinsam trafen sie in dem schönen großen Hause ein und traten vor die erhabene Schwester. Sie erklärten ihr, wer sie seien, und sie fragten, ob sie wohl würdig wären, um zu diesem Fest geladen zu werden.

Jetzt machte man sich an all die Zurüstungen und Vorbereitungen, über die sich der Fürst mit ihr besprochen hatte. Denn dieses Fest war von ganz besonderer Art . . . So mußten die inzwischen zurückgekehrten elf Töchter benachrichtigt werden, in welcher Weise man sich kleiden solle und was sonst noch alles zu beachten sei. Es wurde ihnen auch mitgeteilt, daß alle zwölf Töchter im Hause der großen Schwester eingekleidet würden. Und als es so weit war, mußte man wiederum ausfahren, um sie alle zum Feste abzuholen.

Groß war die Freude unter ihnen, und man stellte sich gegenseitig vor. Die jungen Töchter – o, sie waren ja so darauf bedacht, recht schön zu erscheinen. Auf Anraten des Fürsten war beschlossen worden, jede der zwölf Töchter sollte ein zartfarbenes Kleid mit ganz ganz langer Schleppe tragen, mit welcher es eine besondere Bewandtnis hatte; auch sollte jede eine Fackel halten.

Entsprechend wurden sie gewandet und geschmückt, und es

herrschte in dem großen Hause ein emsiges Treiben. Boten hatten vorher alles Erforderliche bei gewissen Engeln bestellt, und so war alles herbeigeschafft worden, auch die Fackeln. Dadurch waren alle frühzeitig bereit. Dann, als der Zeitpunkt gekommen war, fuhren wunderschöne, pferdebespannte Wagen vor, und die Töchter freuten sich, in ihnen den schönen Weg zum Fest zurücklegen und an ihm teilnehmen zu dürfen. Unterwegs zu jenem herrlichen Schloß begegneten sie noch vielen anderen Gästen. Die einen kamen zu Pferd, andere zu Fuß, aber alle waren aufs kostbarste gewandet. Auch wurden Geschenke mitgebracht, um damit den Fürsten zu erfreuen.

Eigentlich wußte niemand, weshalb gefeiert wurde – aber in jenen Himmelshöhen ist man daran gewöhnt, möglichst viele Möglichkeiten wahrzunehmen, um ein schönes Fest zu begehen. Dies stimmt den Himmel froh und macht ihn schön . . .

Weit waren die Tore geöffnet für die sich nahenden Gäste. Die Töchter stiegen aus und traten in einen großen, prächtigen Raum, wo jeder ihr Platz zugewiesen wurde. Anfangs waren sie zwar noch etwas schüchtern; doch durch ihre liebliche Erscheinung gewannen sie bald an Sicherheit. Jetzt traten herrliche Wesen zu ihnen von besonderem Rang, die mit ihnen sprachen und Zukunftspläne machten, bis dann der Fürst des Hauses kam und den Töchtern gebot, hinauszutreten und sich bereitzustellen, je sechs zu beiden Seiten.

– «Eure Schleppen werden nun zu Teppichen gelegt», sagte er, «und darüber werden Jene schreiten, die wir zu Besuch erwarten . . . »

Man war ihnen behilflich, und sie stellten sich mit den Fackeln in der Hand so auf, wie sie geheißen waren. Sorgsam legte man ihre Schleppen zu einem langen, farbenfrohen, wunderschönen Teppich. Und sie kamen . . .

Einer schritt voran in einem weißen Mantel, der mit unzählbaren Perlen und leuchtenden Steinen besetzt war. Auch eine Krone trug er, die ein einziges Funkeln und Gleißen war. Und hinter ihm schritten gewaltige Scharen von Engeln Gottes einher; das weitläufige Schloß vermochte sie nicht zu fassen. Doch das tat nichts zur Sache, sie gaben jenem höchsten Fürsten ja

nur das Geleit. Auch sie schritten über den Teppich, und als dann im großen Saal kein Platz mehr war, stellten sie sich einfach im Garten auf. Beim Eintritt der Gäste war wundersame Musik erklungen. Herrliche Leuchter gab es da, mit Juwelen geziert. Die Teppiche waren nur in rot und weiß gehalten, golden waren die Tische. Auch gab es Blumen und Früchte, und auf unendlich langen Tischen standen Becher, ganz ohne Zierat. Nur zuoberst, wo der höchste Fürst seinen Platz einnahm, stand ein Becher vollbesetzt mit Perlen und Edelsteinen.

Nun wurden auch die Töchter gebeten einzutreten. Sie durften sich mit ihren Fackeln unmittelbar hinter den höchsten Fürsten stellen, und wieder wurden ihre Schleppen nach außen hin zu einem Teppich gelegt.

Jetzt sprach der Fürst des Himmels den Segen über alle und wünschte den Frieden in alle Welten hinein, die ganze Menschheit eingeschlossen. Dann hob er den Becher und trank daraus. Über Gottes Liebe sprach er, und was man darunter zu verstehen hat, was man in den höchsten Himmeln mit wohlwollender Gesinnung, Aufmerksamkeit und Gehorsam meint. Nicht auf die Engelsboten waren diese Worte gemünzt, sondern diese sollten ihnen dazu dienen, seine Botschaft weiterzutragen. Denn so ehrfurchtsvoll blickten sie alle nach Ihm in beglücktem Staunen, daß Er unter ihnen weilte ...

Wohl hätten sie alle Ihn am liebsten in Ehrfurcht umarmt, doch sie wußten, daß sie es nicht durften, daß Er es gewiß tun würde, wäre es erlaubt. Dann hatte Er seinen Becher erhoben und dem himmlichen Vater die Ehre gegeben. Seinem Beispiel folgten nun auch die anderen und tranken mit Ihm.

Während die einen Scharen der prachtvollen Engel des Himmels den Saal, die anderen die herrlichen Gärten füllten, spielte eine liebliche Musik; viele sangen, und alles war fröhlich zusammen. Und als Er dann durch die Reihen schritt, fragte Er: «Nun sagt mir doch, wem gilt denn dieses Fest?»

– «Nur Dir!», jubelten sie in einem einzigen Chor Ihm zu, «nur Dich wollten wir in unserer Mitte haben! ...»

Doch nicht allzu lange verweilten die gewaltigen Scharen des Himmels mit ihrem König. Sie brachen wieder auf, und abermals spielte Musik, wundersam. Und die Zurückbleibenden schauten ihnen nach. Ein Stück des Weges gaben sie ihnen noch das Geleit – dann konnten sie ihnen nicht weiter folgen, sie konnten ihnen nur noch nachsehen ... Und plötzlich waren sie entschwunden.

Aber lange noch leuchtete das geistige Schloß, lange noch freute man sich des hohen Besuches. Man sprach untereinander von den Festen im Erdenreich und von Ihm, zu dessen Ehren die Menschen feiern. Endlich einigte man sich, auch aufzubrechen, und so wurden die schönen Töchter wieder heimgeleitet, jede in ihr Haus.

Ihnen allen, die würdig erfunden und in ihrem geistigen Aufstieg so weit waren, daß sie solches erleben durften, blieb diese Begegnung in jener himmlischen Welt unvergeßlich. So ist auch diese Tochter wieder zusammen mit der großen Schwester in ihr Haus zurückgekehrt. Ihr schönes Kleid hatte sie wieder abgelegt, und man sprach zu ihr:

– «Jetzt ist es so weit, nun sollst auch du arbeiten und das tun, was wir für dich anordnen. Bald werden ja wieder Feste gefeiert; doch in der Zwischenzeit vergessen wir nie, daß es unsere Pflicht ist, für Gott und für Ihn, den König der Geisteswelt, zu wirken – zu ihrer Zufriedenheit und zum Wohle aller.»

So gingen alle mit großem Eifer an ihre Aufgaben, denn sie wissen, daß auch in diesen hohen Welten nur der zu solchen Festen geladen wird, der sich ganz einsetzt. Es verlangt aber alle Gotteswesen in diesen Himmeln, mit ihrem König in Schönheit innig-glücklich zusammen zu sein. So wirken und arbeiten diese Gottgetreuen in allen Himmeln, und sie alle werden zu diesen Festen gerufen. Und wo ein hoher Fürst in einer Sphäre wohnt, wird alles so angeordnet und Botschaft gesandt, man läßt Einladungen ergehen und holt die Gäste ein aus allen Weiten.

Das ist ein Geschehen aus dem Himmelreich, wie es sich immer wieder begibt, und wovon die Menschen keine Ahnung haben. Ja, die Menschen können sich einfach nicht damit abfinden, sie können es nicht begreifen, daß es in den Himmeln Tempel und Schlösser, Tiere und Gärten, Tische und Leuchter gibt, daß sich Engel Gottes der Pferde und Wagen bedienen ...

Und wenn ihr denkt: ‹Ja, das ist doch ganz unnötig, dort ist doch Raum und Zeit überwunden . . .› – in diesen Himmeln macht man es sich eben schön und leicht. Wenn es eure Augen auch nicht sehen können, wenn ihr es auch nicht zu verstehen vermögt. Doch glaubet meinen Worten, sie sind vom Himmel zu euch gesprochen. Gott zum Gruß!

NACHWORT

Die ‹Geistige Loge Zürich›, die dieses Buch herausgegeben hat, ist eine im Jahre 1948 gegründete christlich-spiritualistische Gemeinschaft, die sich im Sinne des Apostelwortes «um Geister bemüht» (1. Kor. 14. 12), «um deren in Fülle zu haben zur Erbauung der Gemeinde». Ihr Ziel ist, Lehre und Wirken Christi und damit Gottes Heils- und Erlösungsplan den Menschen unserer Zeit nahezubringen.

Hinter der irdischen Gemeinschaft steht als geistig-jenseitige Entsprechung und Leitung das ‹Haus Linus›, das von Engeln geführt wird und welchem große Scharen helfender Geistwesen zugeteilt sind. Das ‹Haus Linus› ist ein Zweig der geistigen Kirche Christi und ist somit Christus unterstellt.

Als Lehrer aus der jenseitigen Welt des Lichtes wirkt in der Gemeinschaft ein Geistwesen, das sich uns gegenüber Josef nennt. Auf der Jakobsleiter, die über viele Stufen von Gott-Vater über Christus und seine Engelscharen herabreicht bis zu unserem Staubkorn Erde, steht Geist Josef auf der Sprosse an der Scheidewand zwischen Diesseits und Jenseits, um uns im Auftrage der geistigen Kirche Christi Belehrungen und Offenbarungen zu vermitteln. Über seine Berufung äußerte sich Geist Josef ausführlich im ersten Abschnitt des Büchleins «Vom Leben nach dem Tode»*.

Der Name ‹Geistige Loge› (er hat nichts mit Freimaurerei zu tun) ist der Gemeinschaft von der geistigen Welt nahegelegt worden. Josef äußerte dazu: «Das Wort ‹geistig› wird überall angewandt, auch in der Wissenschaft. ‹Loge› bezeichnet einen Ort, wo man zusammenkommt; von einer Loge aus kann man Schönes beobachten und aus der Ferne miterleben.» Die ‹Geistige Loge Zürich› soll demnach eine Stätte sein, welche

* Mit dem Untertitel: «Erfahrungen und Belehrungen aus der geistigen Welt» von Josef Linus. Verlag Geistige Loge Zürich (1960).

Im gleichen Verlag sind erschienen:

Botschaften aus dem Jenseits

Band I: Das Weltbild
Band II: Das Licht der Welt
Band III: Das Wirken der Engel

Alle drei Bände enthalten Offenbarung der Geisteswelt Gottes, kundgegeben von Geist Josef durch Medium Beatrice. Sie erklären den Sinn des Lebens, die Entwicklung des menschlichen Geistes und den Heilsplan Gottes. Auch enthalten sie Schilderungen über die verschiedenen Sphären der jenseitigen Welt und geben Aufschlüsse über die Gesetze, nach welchen der Aufstieg der Menschheit erfolgt. Fragen über Karma, Wiedergeburt, Schutzengel und vieles mehr werden darin beantwortet.

Jeder Band enthält 320 Seiten und ist für sich abgeschlossen.
Format 15 × 22 cm, Leinen gebunden.

Preis je Fr./DM 10.—

Vom Leben nach dem Tode

Erfahrungen und Belehrungen aus der geistigen Welt

Das Büchlein enthält interessante Ausschnitte aus den wöchentlich gehaltenen Vorträgen des Geistes Josef durch Medium Beatrice.

Taschenformat 12 × 18 cm mit 192 Seiten, Leinen gebunden.

Preis Fr./DM 5.—

Wochenschrift ‹Geistige Welt›

Diese Schrift erscheint seit 1948 und enthält alle Vorträge und Kundgebungen des Geistes Josef (durch Medium Beatrice). Sie gibt zudem Auskunft über alle Veranstaltungen der *Geistigen Loge Zürich.*

Abonnementspreis: 3 Monate Fr. 7.—/DM 6.50 6 Monate Fr. 14.—/DM 13.—

VERLAG GEISTIGE LOGE

Münchhaldenstraße 9, Zürich 8